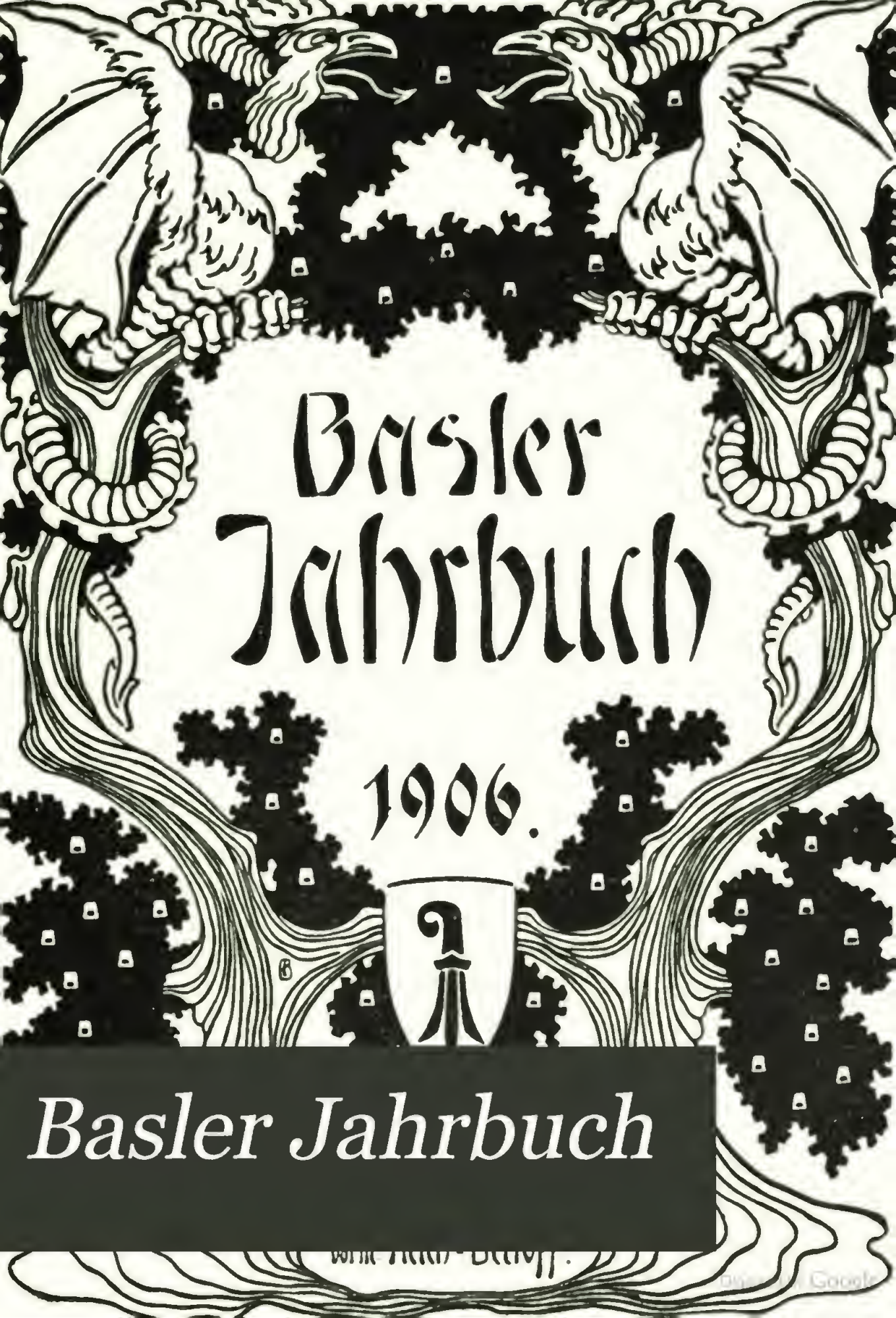
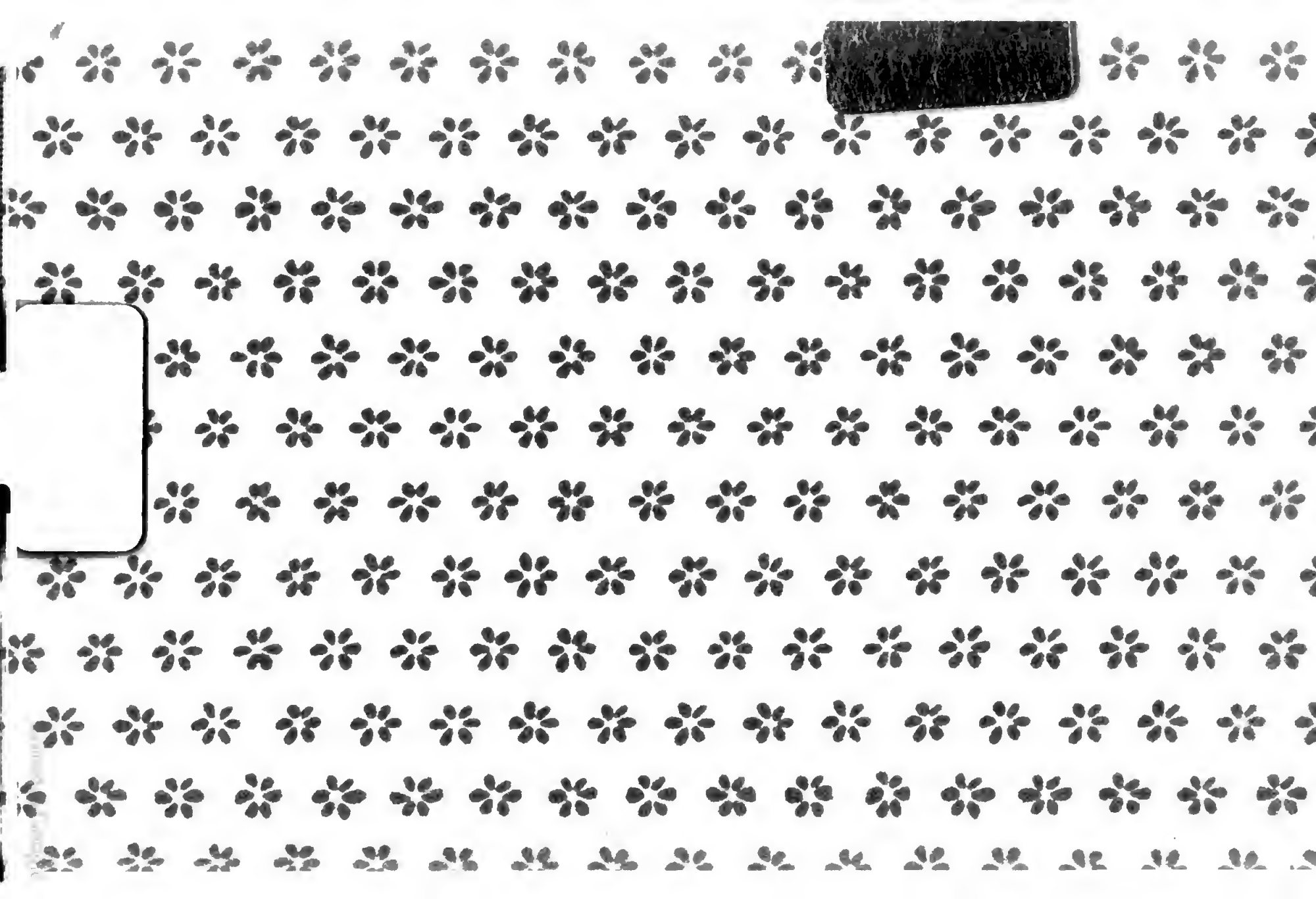


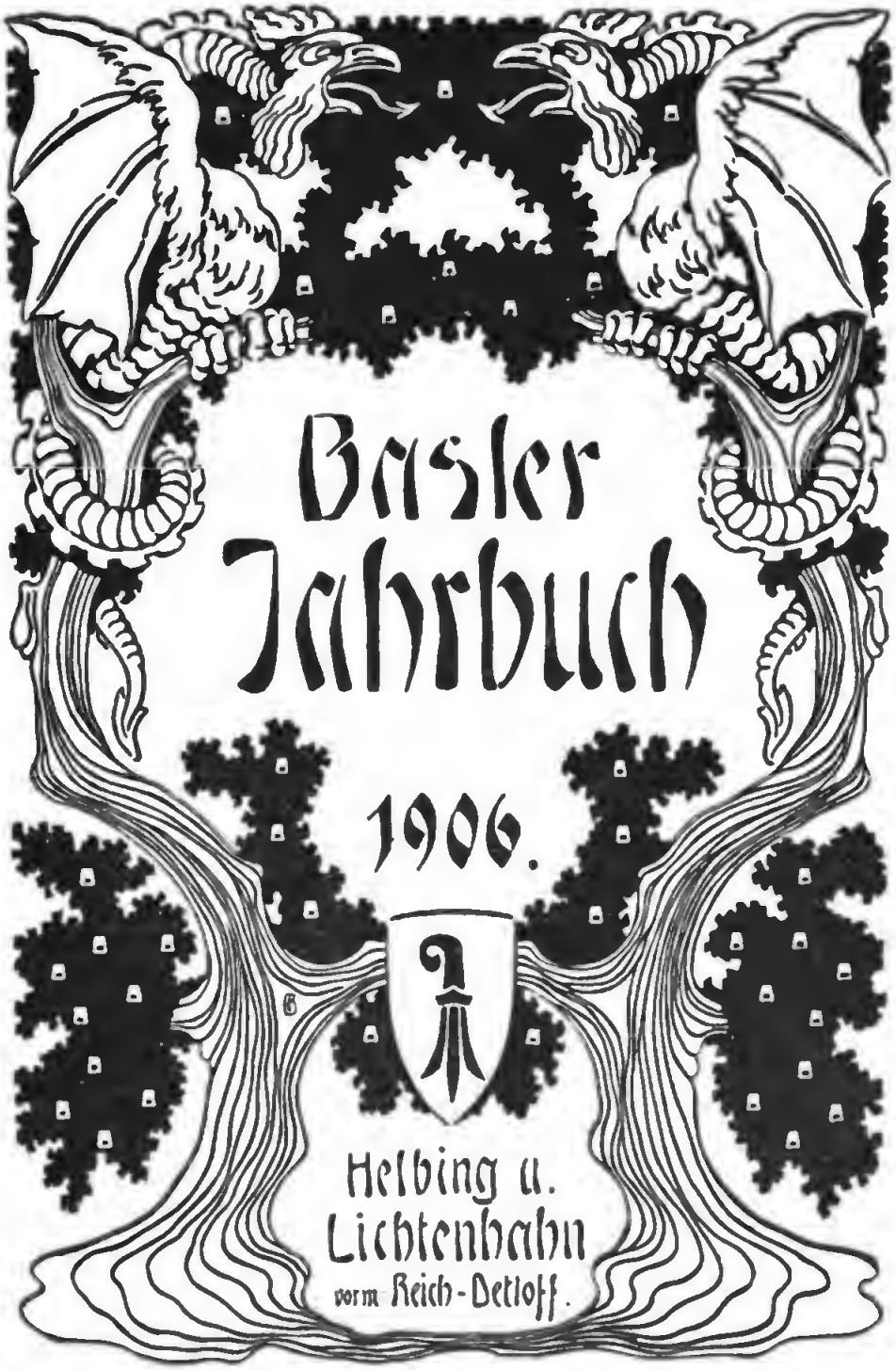
Basler Jahrbuch



DABA
CDWO
Basler

INDEXED

W. Lüscher-Wieland
BASEL



Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
832724 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1936 L

Herausgegeben von

Albert Burckhardt-Finsler, Rudolf Wackernagel

und Albert Geßler.

Buchschmuck von Theodor Barth.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Paul Meyer: Alfred Volkland	1
Fritz Burckhardt: Das Prytaneum der Universität Basel .	23
Hans Rudolf Fäsch: Erlebnisse eines Basler Kaufmanns in Laos (Indo-China)	49
F. B.: Ein Beitrag zur schweizerischen Bühnengeschichte vor hundert Jahren	85
C. Meyer: Die Stadt Basel von 1848—1858	93
Carl Albr. Bernoulli: Franz Overbeck	136
Th. Baeschlin: Aus einem Fremdenbuche der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel	193
Alb. Burckhardt-Finsler: Die alten Basler. Eine Studie	203
Albert Geßler, E. Th. Markees und A. Bischer-van Gaasbeek: Das künstlerische Leben in Basel	229
Dr. Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. November 1904 bis 31. Oktober 1905	254

Alfred Volkland

1841—1905.

Von Paul Meyer.

Unserer Vaterstadt hat im Jahre 1905 der Schnitter Tod eine Anzahl auf dem Gebiet von Wissenschaft, Kunst, Industrie und Gemeinnützigkeit hervorragender Männer entrissen, deren im Basler Jahrbuch zu gedenken eine Ehrenpflicht der Ueberlebenden ist. Hat auch der am 7. Juli erfolgte Tod von Kapellmeister Alfred Volkland zwar nicht mehr momentan eine Lücke gerissen, da der Verstorbene schon im Sommer 1902 seinen Dirigentenstab gänzlich aus der Hand zu legen sich gezwungen sah, so hat doch sein Heimgang den Musikfreunden noch einmal die ganze Summe von hohen Verdiensten ins Gedächtnis zurückgerufen, die sich jener um die Hebung und Förderung des Orchesters der Musikgesellschaft, des Gesangvereins und der Liedertafel erworben hat.

Für gütige Unterstützung bei seiner Arbeit dankt der Verfasser hiemit herzlich den Damen: Frau Pfarrer Dubois-Pfeiffer in Lausanne, Fräulein Helene Hauptmann in Leipzig, Frau Geh. Rat Spitta in Berlin und Fräulein Luise Volkland in Ballenstedt.

Volklands Vater, seines Berufs Malermeister in Braunschweig, wird uns als ein ernster Mann geschildert, der wegen Kränklichkeit jahrelang seinem Beruf nur wenig leben konnte. Im Elternhaus wohl behütet, wuchs der am 10. April 1841 geborene Alfred inmitten einer zahlreichen Geschwisterschar auf. Zeitlebens hing er mit großer Liebe und Verehrung an der liebevollen und feinsinnigen Mutter, die seinem schon im zarten Kindesalter sich regenden Trieb zur Musik volle Teilnahme schenkte. Bald machte er im Klavierspiel erfreuliche Fortschritte und ließ als zwölfjähriger Schüler mit seinem ausdrucksvollen Spiel die leidende Mutter ihre Schmerzen vergessen. Nach Absolvierung der Schulzeit durfte er sich gänzlich der Musik widmen; er wirkte zu Hause eifrig im Quartettspiel mit und trat gelegentlich auch in der Öffentlichkeit als Klavierspieler auf. Von 1864 an setzte er seine Fachstudien am Leipziger Konservatorium unter tüchtigen Lehrern wie Richter und Reinecke, Zinkeisen, M. Hauptmann, Moscheles u. a. fort und sah sich bald derart gefördert, daß er 1866 einem Ruf als Hofpianist in Sondershausen Folge leisten konnte. Hier wirkte seit 1867 Max Bruch als Kapellmeister und neben ihm Alfred Volkland als Hofpianist und seit 1867 als Musikdirektor und Theaterkapellmeister. Eines besondern Rufes genossen (und genießen noch) die dortigen Lohkonzerte. Auf einem „Loh“ genannten Platz mit halboffener Musikhalle, unweit des fürstlichen Schlosses, wurden bei gutem Wetter an den Sonntagnachmittagen unentgeltliche Konzerte veranstaltet, in deren Direktion sich Bruch und Volkland in der Weise teilten, daß jener die mehr klassisch angehauchten Nachmittagskonzerte, dieser die Abendkonzerte mit weniger strengem Charakter zu leiten pflegte. Dirigierte Bruch, so wirkte Volkland entweder als Geiger im Orchester mit, oder er trat, sobald bei schlechter Witterung die Konzerte in geschlossenem Raume stattfanden, als Pianist auf. Auch leitete er die Vor-

proben zu dieſen Aufführungen und vertrat Bruch jeweilen in den Konzerten während deſſen Beurlaubungen. Bei Hofe war er ein gern geſehener Gaſt; oft muſizierte er mit der Prinzeſſin Eliſabeth, die hin und wieder in größern Chorwerken die Sopranſolopartie übernahm, und gefiel mit ſeiner begeiſterten und begeiſternden Art, Muſik zu machen, den fürſtlichen Hoheiten gar ſehr.

Mit Philipp Spitta, dem Bachbiographen, der ſeit 1866 in Sondershauſen lebte, unterhielt Volkland den regſten und freundſchaftlichſten Verkehr. Im Spitta'ſchen Hauſe wurde mit trefflichen Kräften ſehr viel muſiziert, „und ich ſehe noch Volkland", ſchreibt die Witwe des großen Bachkenners, „wie er bei ſchönen Stellen im Zimmer herumlief vor Entzücken." Die Freunde ſchwärmten voll Begeiſterung für Brahms, deſſen Werke regelmäßig auf ihren Programmen figurierten.

1869 übernahm Volkland die Direktion der Euterpe, nächſt dem Gewandhaus des angeſehenſten Konzertinſtituts in Leipzig, wohin 1874 auch Spitta überſiedelte. Durch ſein Direktionsgeſchick und ſeine alle Mitwirkenden anregende und begeiſternde Führung hob Volkland die Euterpe „auf eine beſondere Höhe" und genoß auch als anregender Muſiklehrer, der ſeine Schüler nur mit dem Beſten in ſeiner Kunſt vertraut zu machen beſtrebt war, eines anerkannten Rufes. Zu Ende des Jahres 1874 fand unter der tatkräftigen Unterſtützung von Heinrich von Herzogenberg und Franz von Holſtein auf Spittas und Volklands Initiative hin die Gründung des Bachvereins ſtatt, mit deſſen künſtleriſcher Leitung Volkland betraut wurde; in ſeiner gaſtlichen, jederzeit weit geöffneten Wohnung wurden die Proben abgehalten, und in den erſten zwei Aufführungen des neuen Vereins brachte der ſtrebſame Dirigent ſechs Kantaten von Bach zur Aufführung. Da erfolgte 1875 ſeine ehrenvolle Berufung nach Baſel als Nachfolger von Ernſt Reiter.

Als er seinen Posten bei uns antrat, legte man großes Gewicht darauf, die ersten musikalischen Institute der Stadt, Gesangverein, Liedertafel und Musikgesellschaft der nämlichen Leitung zu unterstellen. Ganz gewiß kann dadurch allerhand zentrifugalen Kräften und schlummernden Rivalitäten, die selten ausbleiben, wo jeder Verein seinen besondern Dirigenten anstellt, im Interesse einer gedeihlichen Kunstpflege vorgebeugt werden. Anderseits aber erfordert solch ein vielgestaltiges Amt auch einen Mann, der in den verschiedenen Sätteln festzusitzen versteht und nach seiner fachmännischen Ausbildung wie auch gesundheitlich dem schweren und verantwortungsvollen Amt eines Chor- und Orchesterdirigenten gewachsen ist. Übrigens wird sich dieses Prinzip der dreifachen Direktion nur so lange bei uns halten lassen, als die von den einzelnen Vereinen an ihre Leiter gestellten Anforderungen ein gewisses Maß nicht übersteigen; mit andern Worten: es liegt im Interesse der Vereine selber, ihre Anforderungen, wenn sie sich nicht einem häufigen Direktionswechsel aussetzen wollen, nicht zu überspannen, sollte doch ohnehin die moderne Entwicklung der Tonkunst, die nachgerade alle Schranken der Technik und der ästhetischen Gesetze zu sprengen droht, ein Maßhalten in den an einen Direktor zu stellenden Anforderungen zur Pflicht machen.

Ohne Zweifel kam mit Volklands Auftreten ein neuer, frischer Schwung in Basels Musikleben. Sein Vorgänger, Ernst Reiter, hatte ihm ein treffliches, wenn auch mäßig großes Orchester und wohl geschulte Chöre hinterlassen; bald nachdem er noch mit voller Rüstigkeit 1874 das fünfzigjährige Jubiläum des Gesangvereins geleitet, sank er aufs Krankenlager, und an Volkland trat die Aufgabe, die während der Interimsdirektion etwas gelockerten Vereine straff zusammenzufassen und mit hohen Aufgaben vertraut zu machen. Gleich seine ersten Darbietungen stellten auch die Haupteigenschaften seines Dirigierens in hellstes

Licht, und der Enthusiasmus, mit dem die Leistungen des Orchesters vom Publikum entgegengenommen wurden, kannte fast keine Grenzen. Es war freilich auch, wie es W. Cart in seinem Nachruf charakterisiert, „une direction impérieuse, exigeante, mais suggestive, et à laquelle il fallait bon gré, mal gré, se plier et se soumettre.“ Das Anregende und Hinreißende dieser Direktion fiel auf empfänglichen Boden, begrüßt doch der Basler das Neue, wenn es recht weit herkommt und sich mit der nötigen Selbstverständlichkeit zu geben weiß, mit aller Wärme und braucht er meist längere Zeit, bis er neben den Lichtseiten auch Mängel entdeckt. So ließ er denn auch die Vorzüge von Volklands Direktion tief auf sich einwirken. Der oft hochpoetische Hauch, den er über den Vortrag der Tonwerke, zumal seines Lieblings Schumann, zu breiten verstand, weckte auch beim Hörer bald die zum vollen Genießen erforderliche Stimmung und Aufnahmsfähigkeit, die Wärme seines musikalischen Fühlens und seine temperamentvolle Auffassung fanden den Weg zu den Herzen der Zuhörer sozusagen unmittelbar, während der sinnlich kraftvolle, auf edle Größe und vollsaftigen Ton der Chor- und Orchestermassen zielende Vortrag mächtig packte und das ganz besonders dann, wenn es sich um seine persönlichen Lieblinge im Reich der Töne handelte, bei den ältern um Bach und Händel und bei den neuern um die führenden Geister von Beethoven bis Brahms. So erhielt Volklands Direktion ein sehr starkes persönliches, subjektiv kräftig gefärbtes Gepräge.

Wer indessen mit musikalisch kritischem Verstand zuhörte, dem entgingen auch gewisse Mängel dieser Direktion nicht. Die Vorliebe z. B. für große und üppige Tonfülle war schuld daran, daß manche Feinheiten der Dynamik verwischt wurden und zuweilen jene Nuancierung fehlte, die das Wesentliche vom Nebensächlichen scharf hervorzuheben vermag. War für Volkland die Musik überhaupt mehr Gefühls- als Verstandessache, so konnte

es ihm gelegentlich beim Dirigieren, wenn er an einer gar so schön fließenden Melodie schwelgte oder sich dem Reiz einer wundervollen Instrumentierung gefangen gab, wohl passieren, daß sein Taktschlag einem laisser aller verfiel, unter dem die Präzision des Ensemble litt.

Im allgemeinen vertrat Volkland aus voller Ueberzeugung die — im weitesten Sinn genommen — klassische Richtung in der Tonkunst, machte aber, sei's auch nur, um dem Vorwurf der Einseitigkeit zu entgehen, auch der modernen Richtung Konzessionen, die ihn aber in den letzten Jahren, als Bruckner, Hugo Wolf, Richard Strauß u. a. die Löwen des Tages wurden, wohl ziemlich sauer ankamen. Er hatte dabei gewiß auch die Mehrzahl der Konzertbesucher auf seiner Seite. Wenn zwar heutzutage Werke modernster Richtung sich im Konzertsaal oft eines überraschenden Erfolges zu rühmen haben, so bleibt es dabei doch in manchen Fällen zweifelhaft, ob der Applaus mehr dem Werke selber oder seiner trefflichen Ausführung gelte. Zudem erfordert schon das Bedürfnis nach Gegensätzen in den Programmen einen angemessenen Wechsel zwischen den verschiedenen Stilrichtungen. Daneben spielen in den Programmzusammenstellungen auch allerhand Rücksichten, die mit der Kunst an sich nichts zu tun haben, eine gewisse Rolle. War Volkland mit dem Auftischen von Novitäten sparsam, so konnte er übrigens auf den Erfolg hinweisen, der die überwiegende Mehrzahl derselben nach einmaligem Auftauchen unbarmherzig in der Versenkung verschwinden läßt. Jedenfalls war er in seinen Programmen von gewissen Einseitigkeiten nicht frei und nahm auf die Wünsche des Publikums wenig Rücksicht. Die wohlberechtigte Tendenz, die Konzertprogramme aus einem zufälligen, oft seltsam buntscheckigen Quodlibet der Nummern zu einem nach künstlerischen Erwägungen gestalteten und von einem Grundgedanken beherrschten Ganzen zusammenzufassen,

fand zu ſeiner Zeit nur ausnahmsweiſe Zuſtimmung und hat ſich erſt in jüngſter Zeit allgemeine Geltung errungen.

Ohne Zweifel verlangt der heutige Konzertbetrieb von den Dirigenten eine ganz bedeutende Kenntnis der Literatur aller Zeiten. Neben den Novitäten neueſten Datums harren auch ſolche aus alter Zeit der Erſchließung. Hier war Volkland nicht beweglich genug und kehrte immer wieder zu gewiſſen Lieblingen zurück, mitunter auch zu ſolchen, für deren Bevorzugung andern Leuten das Verſtändnis abging; dafür blieb anderes liegen, was die Vergeſſenheit nicht verdiente. Doch mag ja das mit den Schranken zuſammenhangen, die nun einmal jeder Individualität gezogen ſind.

Um ſo mehr widmete er ſich den großen Meiſterwerken mit der hingebungsvollen Pietät des Künſtlers, ſo der Neunten, die er bleibend bei Chor und Orcheſter einbürgerte und gern im Benefizkonzert, aber auch bei andern Anläſſen, vollendet zu Gehör brachte. Da verſtand er's, in genialem Nachempfinden den großen Meiſter in Tönen aufleben zu laſſen, ohne daß dabei Mißgriffe in der Auffaſſung vorgekommen wären. Ihm lag daran, in großen, packenden Zügen den Grundgehalt einer Tondichtung zum Ausdruck zu bringen, während er mit ſubtiler Detailmalerei und mit Virtuoſität in der techniſchen Wiedergabe ſich nicht übermäßig plagte. Schumanns Symphonien hat er aufs ſchönſte bei uns eingebürgert und es meiſterhaft verſtanden, den poetiſchen Gehalt der Werke dieſes zart- und feinfühligen Tondichters dem allgemeinen Verſtändnis zu vermitteln. Auch Mendelsſohn und die andern Romantiker kamen nie zu kurz. Ebenſo hat er mit höchſter Verehrung das Verſtändnis der Werke von Brahms angebahnt und feſt bei uns begründet. Von Neuern bevorzugte er Max Bruch, wohl um der großen Geſchicklichkeit willen, mit der dieſer Komponiſt Orcheſter und Chor wirkungsvoll zu verwenden verſteht.

Volkland war ſtolz darauf, ein großes, auch in den Streichinſtrumenten reich beſetztes Orcheſter ſein nennen zu dürfen und hat hierin bei ſeinen Kommiſſionen verſtändnisvolles Entgegenkommen gefunden. Wenn es nun auch etwas noch ſo Schönes um ein komplett beſetztes, der modernen Inſtrumentierung entſprechendes Orcheſter iſt, ſo bedeutet doch für Werke der vorbeethovenſchen Zeit eine ſo voll ausgeſtattete Truppe des Guten zu viel, und für Symphonien von Haydn und Mozart wäre hier weniger entſchieden mehr; denn ihre Inſtrumentierung iſt für einfache Beſetzung berechnet. Man hat es da hin und wieder erlebt, daß die zart und graziös gebauten Gebilde der ältern Symphoniker mit ihrer einfachen und doch eleganten Linienführung unter der Wucht der ſchweren Orcheſtermaſſen beinahe erdrückt wurden. Eines ſchickt ſich eben nicht für alle.

Zu den amtlichen Obliegenheiten des Kapellmeiſters gehört auch die Leitung der Basler Liedertafel. Neben der Tätigkeit im Geſangverein und in der Muſikgeſellſchaft nahm ſie Volklands Zeit und Kraft zeitenweiſe in hohem Grad in Anſpruch, und dabei machte er ſelber im Lauf der Jahre eine merkwürdige Wandelung durch. Anfänglich ſchien ihm wohl, aus gelegentlichen Äußerungen zu ſchließen, die Leitung eines Männerchors mit ſeinen nicht ausſchließlich muſikaliſchen Intereſſen nicht von vornherein begehrenswert. Als er ſich aber überzeugte, welch hochverdienten Anſehens in der Vaterſtadt und im ganzen Schweizerland der rührige und nach den höchſten Zielen ringende Verein ſich erfreute, ſetzte auch er alle Kraft daran, die Liedertafel auf ihrer Höhe zu halten und womöglich noch weiter zu fördern. Das iſt ihm auch gelungen, und zwar erblickte er die Aufgabe des Vereins nicht bloß im tüchtigen Studium der umfangreichen Männerchorliteratur; vielmehr animierte er die Sänger aufs lebhafteſte, auch bei den großen Auf-

gaben für gemiſchten Chor (Händels Israel, Bachs H-moll-Meſſe ꝛc.) zum Mitſingen, um ſie dadurch mit den größten Meiſterwerken der Kunſt vertraut zu machen.

Stellte er dabei hohe Anforderungen an den Verein, ſpannte er das Können jedes einzelnen Mitglieds aufs Höchſte an, und konnte er, öfter als nötig, dieſen oder jenen Sänger vor den Kopf ſtoßen und ſich beim Tadeln vorkommender Fehler im Eifer einer äſthetiſch nicht immer einwandfreien Bilderſprache bedienen, ſelbſt einzelnen empfindlichen Seelen die Freude am Mitſingen verderben, ſo hielt er eben den Sinn aufs Ganze gerichtet und hatte nur die hohen Ziele der Kunſt im Auge. Und ſo ſah dann die überwiegende Mehrzahl der Sänger bei kaltblütiger Erwägung doch ein, daß man einem Dirigenten ſolche Details gereizten Dreinfahrens, auch wenn ſie eine unangenehme perſönliche Spitze annehmen, nicht allzu übel nehmen, ſondern in Anbetracht der großen Verantwortlichkeit, die auf ſeinen Schultern laſtet, zu gut halten muß. Das haben die Liedertäfler in nobler Weiſe getan und ſind ihm über ſeinen Rücktritt hinaus treu geblieben, weil ſie ſich bewußt waren, auf welche Stufe der Vollendung er ihren Chor gehoben. Ihre treue Ergebenheit hat ihm die herben Erfahrungen der letzten Zeit einigermaßen gelindert.

Nachdem Volkland die ihm unterſtellten Geſangskräfte näher kennen gelernt und auf dem ihm neuen Terrain ſich heimiſch gemacht hatte, begannen die Wogen des muſikaliſchen Lebens bald lebhafter zu fluten. Am eidgenöſſiſchen Sängerfeſt 1880 in Zürich errang ſich die Liedertafel mit Fr. Gernsheims Kompoſition „Lied der Städte“ die ſchöne Anerkennung, für ihre Leiſtung vom Kampfgericht der erſten Klaſſe in der Abteilung Kunſtgeſang zugewieſen zu werden. Als 1884 auf Veranſtaltung der Liedertafel in Baſel ein Sängertag in beſchränktem Umfang abgehalten wurde, begrüßte der feſtgebende Verein die Gäſte mit Hans Hubers „Macht des Geſangs“ und

eröffnete damit eine glanzvolle Aufführung, deren Gesamtchöre Volkland nach dem Urteil des offiziellen Berichterstatters mit Umsicht, Tatkraft und Geschicklichkeit leitete und ihnen so zu ungeahntem Erfolg verhalf. Das war ein Sporn für die Zukunft, geeignet, den Mut und Eifer aller Beteiligten zu heben und die schönen Früchte zu zeitigen, die beim Sängerfest des Jahres 1886 in St. Gallen dem Verein in den Schoß fielen. Mit Rheinbergers „Herbstgesang" schwang sich der Verein dort unter allgemeiner Zustimmung in die erste Gruppe der ersten Kategorie im Kunstgesang. An dem meisterhaften Vortrag anerkannte das Kampfgericht mit vollem Nachdruck den punkto Klangschönheit herrlichen Vortrag und betonte, wie die Tempi, Nuancen und Figuren in allen Teilen richtig und mit echt künstlerischem Geschmack erfaßt und dargestellt worden seien. Das war ein Höhepunkt in Volklands Künstlerlaufbahn, den es möglichst innezuhalten galt.

Daß dies auf längere Zeit hinaus auch der Fall gewesen, davon erzählt die glorreiche Sängerreise der Liedertafel im Jahr 1892 nach Stuttgart, wo die wackern Sänger in der riesigen Festhalle von Basels musikalischem Streben beredtes Zeugnis ablegten. Von der dortigen Kritik wurden die Darbietungen der Liedertäfler aufs schmeichelhafteste beurteilt. Der Staatsanzeiger für Württemberg schrieb: „Die Leistungen der Basler Gäste waren so ausgezeichnet, die Zuhörerschaft wurde von den Vorträgen der Schweizer so zum Beifall hingerissen, daß man wohl sagen darf: seit dem Konzert des Wiener Männergesangvereins (1878) ist eine solche Begeisterung in diesen Räumen nicht mehr dagewesen. Um solches zu leisten, ist erforderlich, daß jedes einzelne Mitglied ein feines musikalisches Verständnis besitze. Dabei ist aber auch in erster Linie des ausgezeichneten Dirigenten zu gedenken, den der Basler Verein in der Person des Herrn Dr. Volkland besitzt, welcher gestern

durch ſeine Leiſtung ſich ſofort die Sympathie des hieſigen Publikums erworben hat; man ſpürte, daß bei ihm feurige Begeiſterung für die Kunſt und tiefe muſikaliſche Durchbildung Hand in Hand geht.“

1897 wurde die raſtloſe und aufreibende Dirigententätigkeit durch einen längeren Urlaub unterbrochen, den Volkland zu einer lang erſehnten Reiſe nach Italien benützte, auf welcher er zuſammen mit ſeiner Gattin mit empfänglichem Sinn und reifem Verſtändnis die ehrwürdigen Stätten der Kunſt wie der Natur auf ſich einwirken ließ; die Muſeen und Kirchen von Florenz und Rom, die Denkmäler des Altertums fanden in ihnen nicht weniger begeiſterte Bewunderer als die herrliche Lage von Neapel oder des meerumbrandeten Capri. Dieſer Ausſpann wirkte um ſo wohltätiger, als Volkland ſonſt vom Herbſt bis in den Sommer hinein ohne Unterbrechung mit muſterhafter Gewiſſenhaftigkeit ſeines Amtes waltete. Die Proben begann er pünktlich zur Sekunde und bewies beim Üben gegenüber der oft unqualifizierbar lauten Konverſation von Sängern und Sängerinnen eine wahre Engelsgeduld.

Das für ihn verhängnisvolle Jahr 1899 hinderte ihn daran, ſeine Liedertafel am Berner Sängerfeſt in persona zu dirigieren; auch hier vertrat ihn wie am Jubiläum des Geſangvereins Friedrich Hegar.

Das dankbarſte Feld auf dem Gebiet muſikaliſcher Kunſtpflege bildet für einen Dirigenten wohl die Leitung eines großen gemiſchten Chors. Hier iſt ihm Gelegenheit geboten, mit weiten Kreiſen der Bevölkerung in Kontakt zu treten, die koſtbarſten Perlen der Literatur allem Volk zugänglich zu machen und ſich den Dank der Dilettanten wie der Fachleute zu ſichern. In dieſer Hinſicht bot Volkland der ſeit 1824 beſtehende Basler Geſangverein das denkbar günſtigſte Arbeitsfeld, das ſeinen

Namen in die weiteſten Kreiſe trug und ihm ein volles Maß wohlverdienter Anerkennung einbrachte. Abgeſehen von dem zahlreichen Zuzug aus der ſchweizeriſchen und deutſchen Nachbarſchaft und aus den in gleichen Bahnen wandelnden Schweizerſtädten, der ſich zu den Konzerten des Geſangvereins und beſonders zu ſeinen Münſteraufführungen einzuſtellen pflegt, empfand es Volkland als beſondere Ehrung, daß auch hin und wieder die Koryphäen der Kunſt aus Paris ſich in Baſel einfanden, wie Maurice Bouchor und Frau Henriette Fuchs, die Präſidentin des gemiſchten Chors Concordia in Paris. Die ſchönſte Frucht ihrer Beſuche war die, daß ſie die bei uns erhaltenen Eindrücke in Paris in die Tat umſetzten und imſtande waren, auf Grund einer von ihnen veranſtalteten franzöſiſchen Ausgabe der Kantate „Ein feſte Burg“ (Le roi des Cieux qui nous défend est un rempart de pierre) Bachs 200. Geburtstag zu feiern. Die Leitung des Geſangvereins hat ihrem Direktor denn auch nach der rein künſtleriſchen Seite dieſer Tätigkeit die größte Befriedigung geboten. Einen umſo ſchwerern Entſchluß koſtete es ihn jedenfalls, dieſer ihm ſo lieb gewordenen Tätigkeit mitten in den Vorbereitungen für die Feier des 75jährigen Beſtehens des Vereins aus Geſundheitsrückſichten entſagen zu müſſen.

Nachdem Volkland ſich in den ſiebziger Jahren in die Direktion des Vereins eingelebt hatte und Zeuge war, welcher Popularität die Vereinsaufführungen genoſſen, war er natürlich gerne dabei, die früher nur ausnahmsweiſe im Münſter abgehaltenen, mit Benützung eines ad hoc errichteten Podiums ermöglichten Aufführungen, welche auch die Verwendung der Orgel geſtatteten, zu einer alljährlich wiederkehrenden feſtlichen Veranſtaltung erweitern zu helfen. Denn kaum ein Lokal eignet ſich beſſer zu ſolchen Aufführungen, als das Münſter. Trotz ſommerlicher Jahreszeit immer angenehm kühl, iſt es das weit-

aus größte unſerer Konzertlokale und beſitzt eine vielbeneidete, geradezu ideal ſchöne Akuſtik.

Gleich im Frühjahr 1876 wurde im Münſter Bachs Matthäuspaſſion aufgeführt, und es folgte nun ein reicher Schatz von Werken geiſtlichen und weltlichen Inhalts, die bald im Münſter, bald im Muſikſaal zu Gehör gebracht wurden. Es herrſchte da meiſtenteils eine weiſe Auswahl aus Altem und Neuem, und Werke, die beim Verein wie beim Publikum gewiſſermaßen zum eiſernen Beſtand gehörten, wechſelten in angemeſſener Weiſe mit den hervorragendſten Erzeugniſſen der Neuzeit ab, und wenn gelegentlich der Aufführung einer Oper von Gluck (1878 Orpheus mit Frau Joachim, 1882 Alceſte) oder von Szenen aus Webers Euryanthe der Rahmen der Konzertmuſik ein wenig überſchritten wurde, ſo konnte das angeſichts der ſeltenen Möglichkeit, dieſe Opern auf der Bühne zu hören, nur als eine Bereicherung der Programme begrüßt werden. Auch das Repertoire der alten Klaſſiker fand vielfache Erweiterung oder auch nur Auffriſchung durch noch nie oder längſt nicht mehr gehörte Werke (Bach: Weihnachtsoratorium, H-moll-Meſſe; Kantaten: Ein feſte Burg, Lobet Gott in ſeinen Reichen, Ich will den Kreuzſtab gerne tragen, Herr Jeſu Chriſt, mein's Lebens Licht, Chriſt lag in Todesbanden, Wer da glaubet und getauft wird, Es iſt dir geſagt, Menſch, was gut iſt; Händel: Alexanderfeſt, Herakles, Samſon, Joſua, Judas Makkabäus, Israel, Debora). Von Mendelsſohn wurde nach faſt zwanzigjähriger Pauſe Paulus zu Ehren gezogen. Ganz ſpeziell wurden 1885 Bach und Händel anläßlich ihres zweihundertſten Geburtstages gefeiert; ebenſo C. M. von Weber 1887 mit ebenſo intereſſanten wie ſelten gehörten Kantaten. Selbſtverſtändlich wurde des hundertſten Todestages von Mozart mit einer Aufführung (Ave verum und Requiem) gedacht. Daneben kehrte eine große Reihe von immer gern geſungenen

und gehörten Werken, wie Händels Meſſias, Haydns Schöpfung und Jahreszeiten, Mendelsſohns Elias und eo ipso Schumanns Paradies und Peri und Fauſtmuſik mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit wieder. Goetheſche Dichtung im Gewande Schumannſcher Muſik zu bringen und hier aus tiefſter Seele zwei Herren zu dienen, das ſchien Volkland des Schweißes aller Edeln wert. Und doch blieb Zeit und Luſt genug, auch der Neuzeit den Zutritt nicht zu wehren. Da kam der von Volkland mehr als genügend berückſichtigte Bruch (Flucht nach Ägypten, Schön Ellen, Odyſſeus, Achilleus und Feuerkreuz) an die Reihe. Unter allgemeiner Zuſtimmung wurde Brahms in ſeine Rechte eingeſetzt (Première des Parzenliedes unter des Komponiſten Leitung 1882, Deutſches Requiem, Schickſalslied, Nänie). Rubinſtein ſehen wir mit dem Verlorenen Paradies, Verdi mit dem Requiem, Rheinberger mit Montfort, Hegar mit Manaſſe, Dvôràk mit dem Stabat mater, Tinel mit dem Franciscus, Franck mit den béatitudes, Hans Huber mit der Feſtſpielmuſik von 1892, Humperdinck mit dem Glück vou Edenhall vertreten. Indem wir nur das Wichtigſte herausgreifen und für einen Überblick über das Ganze auf die 1899 erſchienene Jubiläumsſchrift des Geſangvereins hinweiſen, können wir uns dem Eindruck nicht ganz entziehen, daß einige der erwähnten Werke unverhältnismäßig oft wiederkehren, ſodaß man Volkland das Zeugnis nicht vorenthalten darf, er ſei nicht allzu cupidus rerum novarum geweſen. So vermochte er Berlioz' Damnation niemals Geſchmack abzugewinnen; ſchon die Verballhorniſierung des Goetheſchen Textes im Franzöſiſchen und dann vollends die jämmerliche Rücküberſetzung ins Deutſche war ihm, dem glühenden Goetheverehrer ein Greuel, und er konnte es ſeinerzeit, übrigens im Einverſtändnis mit ſeiner Kommiſſion, nicht über ſich gewinnen, an das Studium dieſes Werkes heranzutreten. Und am Ende iſt es wohl beſſer, ein

Dirigent leite ein Werk gar nicht als contre cœur. Es gehörte nun einmal zu seiner Persönlichkeit, daß er seinen Lieblingskomponisten treu, wohl einseitig treu blieb und Abneigungen äußerst schwer oder auch gar nicht zu überwinden vermochte und daher auch selten zu bereden war, Vorschläge, die von einer Seite kamen, der er rein künstlerische Intentionen nicht von vornherein zutraute, zu seinen eigenen zu machen.

Große Freude bereitete es ihm, daß der Gesangverein mit Freuden auf seine Anregung eintrat, zwei längst mit Schmerzen beobachtete Lücken im Repertoire endlich zu schließen. Ihm verdankt man die Erstaufführungen von Bachs H-moll-Messe (1882) und Beethovens Missa Solemnis (1884). Das waren für alle Beteiligten musikalische Ereignisse von schwerwiegender Tragweite. Die erstgenannte Aufführung trug dem Dirigenten die Ehrenmitgliedschaft des Gesangvereins ein und bedeutete zugleich für den Verein die Abtragung einer Dankesschuld gegenüber dem Meister der protestantischen Kirchenmusik. Nach der Erstaufführung der Missa Solemnis erfüllte es Volkland mit besonderem Stolz, als ein Freund des Gesangvereins und berufenster Musikkenner zu ihm auf's Podium stieg, um seinem Beethovenenthusiasmus durch persönliche Dankesworte an die Adresse des Kapellmeisters Ausdruck zu verleihen.

Die nachhaltigsten Eindrücke erzielte Volkland mit Bachs Werken. Hier trat er mit hingebender Pietät an die ureigensten Offenbarungen des Thomaskantors heran, und hier traf auch alles zusammen, um große Eindrücke hervorzurufen. Gestaltete Bach mit tiefstem Sichhineinversenken den ehrwürdigen Meßtext oder die schlichten Worte der heiligen Schrift in eine wunderbare Welt von Tönen um und gab er sich durch echte und warme Empfindung wie durch wahren Ausdruck seiner Tonsprache als völlig protestantischen und deutschen Meister, so spürte man es auch Volkland durchaus an, er dirigierte als

religiös warm fühlender und durch und durch protestantisch empfindender Musiker und verstand es, dieses sein Fühlen und Empfinden auf die Mitwirkenden unmittelbar zu übertragen und so jenen Kontakt zwischen Chor und Direktor herzustellen, der ein volles Gelingen verbürgt. Er war mit ganzem Herzen bei der Sache und darum vermochte seine Direktion, auch wenn sie nicht immer schlackenlos war, den Chor mit sich zu reißen, die Zuhörer in gehobene und weihevolle Stimmung zu versetzen und auf's mächtigste zu ergreifen. Dazu kam, wenn immer die Umstände es erlaubten, eine solistische Ausstattung mit Kräften ersten Ranges, vornehmlich durch Stockhausens Mitwirkung als Christus, die als wohl nie mehr erreichte Leistung in den Musikgeschichte dastehen wird. In diesem Sinn ruht z. B. auf der Aufführung der Matthäuspassion im Jahr 1889 mit den Solisten Pia von Sicherer, Adèle Aßmann, Robert Kaufmann, Stockhausen und Hromada ein Schimmer unauslöschlich schöner Erinnerung, für den Dirigenten in zwiefachem Sinn, da sie ihm die hocherfreuliche Auszeichnung der Ernennung zum Ehrendoktor durch die Universität Basel eintrug.

Die Erstaufführung von Bachs H-moll-Messe bedeutete einen Markstein in der Geschichte des Gesangvereins. Galt es dabei ungezählte Spezialproben abzuhalten, so ging Volkland mit wahrem Feuereifer mit seinem Chor an die Arbeit und feilte, bis alles zuverlässig „saß". Dann war aber auch der Eindruck, den Bach mit seinen Massenchören erreichte, ein überwältigender. Einen weitern großen Wurf tat er mit der seiner persönlichen Anregung entsprungenen und vom Gesangverein mit Begeisterung in die Tat umgesetzten Idee einer Beethovenfeier im Jahr 1894. Wohl war es ein Wagnis, besonders für zarte Stimmen, Missa Solemnis und neunte Symphonie in einem Zug zu bewältigen; aber die Freude, den unerreichten Meister einmal durch eine außerordentliche Feier,

der u. a. noch die greiſe Clara Schumann voll wärmſter Teilnahme beiwohnte, zu ehren, half alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, und das „kühne Wagnis“, wie es Joachim in einem Trinkſpruch am Feſtbankett bezeichnete, in glänzender Weiſe zu Ende zu führen.

Die Beweiſe von Anerkennung ſeines vielfach ſo erſprießlichen Wirkens blieben denn auch nicht aus und taten Volkland ſelbſtverſtändlich wohl. Denn der Künſtler bedarf ihrer als einer notwendigen Lebensluft; ſie ſpornen ihn an zu erneuter und erhöhter Einſetzung ſeiner Kraft und leiſten ihm den Beweis, daß beim Publikum verwandte Saiten anklingen. Bleibt aber die Anerkennung aus, ſei's, weil ſie nicht unbedingt verdient war, ſei's, weil ſie aus allerhand menſchlichen Urſachen vorenthalten wird, ſo wirkt das niederdrückend und lähmend auf den Künſtler. Volkland war für Zeichen der Anerkennung außerordentlich empfänglich und zeigte ſich überall da, wo ſie nur in bedingter Weiſe eintrafen oder gar ausblieben, raſch verſtimmt und geneigt, Verrat zu wittern. Wer nicht für ihn war, gegen den faßte er Mißtrauen und vermochte nicht mehr, ihn vorurteilslos zu beurteilen. Er verſtand es kaum, daß man ihm lediglich aus ſachlichen Gründen opponieren und an ſeinen Vorſchlägen Kritik üben konnte, und dann ging ihm bei ſeinem ſchon früh reizbaren und nervöſen Temperament der Faden ſachlicher Diskuſſion leicht aus, ohne daß ihm immer die Klugheit, in ſolchen Fällen das Schweigen für Gold zu nehmen, zu Gebote geſtanden hätte. Obſchon man zwar in den meiſten Fällen gern auf ſeine künſtleriſchen Intentionen eintrat und ihm im Intereſſe der muſikaliſchen Förderung unſerer Stadt in weitgehendem Maße entgegenkam, ſo lernte er, der gut monarchiſch geſinnte Deutſche, nie ganz, ſich den Verkehrsformen eines demokratiſchen Staatsweſens völlig anzupaſſen und ſowohl mit Muſikern als auch mit den Mit-

gliedern seiner verschiedenen Kommissionen auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu verkehren. Öfter als nötig hat er, wohl mehr aus Mangel an Selbstbeherrschung als geflissentlich, Dilettanten und Künstler, Hoch und Nieder, ohne Ansehen der Person vor den Kopf gestoßen. Volkland hat dieses Fehlen des demokratischen Öls später wohl selber empfunden und konnte in den letzten Zeiten seines Einsiedlertums sich etwa äußern: „Mein Nachfolger hat es viel besser als ich; er ist ein geborener Schweizer" und wollte den Einwand nicht gelten lassen, daß man bei uns von jeher künstlerischen und wissenschaftlichen Kapazitäten, kommen sie, woher sie wollen, mit Auszeichnung begegnet sei. Übrigens fand er mit sicherem Instinkt diejenigen heraus, die ihm in der Tat nicht wohl wollten und ihm geflissentlich das Leben sauer machten.

Als Komponist ist Volkland beinahe gar nicht hervorgetreten und hat dieser Tätigkeit, die er wohl selber nicht für seine starke Seite ansah, bald ganz entsagt und sich dabei, wie aus der Dedikation seines Bildes an eine Schülerin hervorgeht, an seinen Lehrmeister Goethe gehalten:

„Selbst erfinden ist schön, doch glücklich von andern Gefundnes
Fröhlich erkannt und geschätzt, nennst du das weniger dein?"

Über mancherlei Verdrießlichkeiten und Kränkungen des Lebens, die seine leicht erregbare Natur oft viel zu tragisch nahm, und über die mit Gleichmut zur Tagesordnung zu schreiten ihm die Gabe des Humors leider versagt war, half ihm seine kunstsinnige Gattin, die ihm eine treue und verständnisvolle, in allen Lebenslagen Freud und Leid mit ihm teilende Gefährtin war, nach Kräften hinweg und erwies sich als eine mit feinstem Verständnis seine künstlerischen Bestrebungen mit ihm teilende Genossin. In gewitterschwüler Zeit suchte sie beruhigend und ausgleichend zu wirken, aber auch mutig unverdiente Unbill von ihrem Gatten abzuwenden. Voll

eindringenden Verſtändniſſes teilte ſie ſeine vielfachen geiſtigen Intereſſen; ſie war eine in Geſchichte und Literatur hochgebildete und wohlbewanderte Frau.

Von jeher übte das Volkland'ſche Haus die edle Sitte der Gaſtfreundſchaft in weitgehender Weiſe. Schon von Leipzig her rühmt es die überlebende Freundin: „Ihr Haus war ſehr gaſtfrei und die Abende bei ihnen gehören zu meinen ſchönſten Leipziger Erinnerungen. Alles was irgend von Bedeutung auf muſikaliſchem Gebiet war, verkehrte in ihrem Hauſe.“ Auch in Baſel bildete, zumal in frühern Zeiten, in der geräumigen und äußerſt behaglichen Wohnung im Domhof, ihr Haus ein ſchönes, Künſtlern und Freunden gern geöffnetes Künſtlerheim. An wie manchem offiziellen Nachteſſen nach dem Benefiz-Konzert, an wie vielen traulichen und familiären Abenden traf man da nicht die Kunſtfreunde unſerer Stadt, die Spitzen der muſikaliſchen Inſtitute oder Kunſtgrößen wie Joachim, Spitta, Clara Schumann, mit der er von jeher einen regen brieflichen Verkehr unterhielt, Hermine Spies und andere! Trefflich verſtand es da das gaſtfreie Ehepaar, eine freie und heitere Geſelligkeit aufkommen zu laſſen. Da konnte Volkland heiter, luſtig, mitunter recht ausgelaſſen werden und mit ſeinem hervorragend geſellſchaftlichen Talent recht eigentlich Herr der Situation ſein. Kam er in den Fall, in offizieller Weiſe zu reden, ſo geſchah dies oft in überſchäumender Weiſe, er war „geladen“, gab die ihn bewegenden Gedanken mit elementarer Kraft von ſich und fühlte ſich dabei nicht gedrungen, ſein Licht unter den Scheffel zu ſtellen.

Aber auch an raſchen Stimmungsumſchlag konnte der Gaſt ſich gewöhnen. Ein allzu nüchternes Wort, das zur gehobenen Stimmung nicht paſſen wollte, oder ein gegen die mit Selbſtbewußtſein vorgetragene Meinung des Gaſtgebers laut gewordener Widerſpruch konnten Anlaß zu peinlichen Momenten

werden, die nur dann rasch enteilten, wenn die geduldigen Gäste mit Gemütsruhe oder unverwüstlichem Humor die wohlige Stimmung wieder herstellten. Mit den Leuten von der Zunft, die ihrerseits ebenfalls das Recht beanspruchten, ihre Meinung über musikalische Fragen ungehemmt auszusprechen, vermochte sich Volkland leider nicht auf einen kollegialischen Fuß zu stellen, und es war daher sein Verhältnis zu ihnen in der Mehrzahl der Fälle ein recht kühles.

Im Laufe der Jahre scharte sich um das Künstlerpaar ein stattliches Heer von Schülern und Schülerinnen. Frau Volkland unterrichtete Anfängerinnen, die mit der Zeit den Händen ihres Gatten anvertraut wurden. Ihm selber ging bei seiner Übersiedlung nach Basel der Ruf eines trefflichen, durch und durch künstlerisch fühlenden Klavierspielers voraus, den er als feinsinniger Accompagnateur jahrelang in den Abonnementskonzerten durch delikaten Anschlag und durch natürliches, gesundes und geistvolles Spiel öffentlich rechtfertigte. Als Solist trat er nur ganz im Anfang seines Hierseins auf. Dagegen war er lange Zeit ein vielgesuchter Klavierlehrer, der sich Schülerinnen in großer Zahl heranbildete und soweit förderte, daß manche von ihnen in Konzerten und Kammermusikfoirées mit schönstem Erfolg auftreten konnten. Und in den letzten Jahren seiner Zurückgezogenheit war es sein Trost, in seinem mit künstlerischem Geschmack ausgestatteten Musikzimmer in Beisein von ein paar Freunden mit treu gebliebenen Schülerinnen zu musizieren und auf diese Weise in der ihm unentbehrlichen Fühlung mit seiner vielgeliebten Kunst zu bleiben.

Noch war es Volkland vergönnt, am 13. Januar 1901 das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit in Basel unter allgemeiner Teilnahme der musikalischen Kreise zu feiern und Anerkennung und Dank für sein treues und erfolgreiches Wirken in reichem Maße, in Wort und Tat, zu ernten.

Viel raſcher indeſſen, als Uneingeweihte geahnt und er ſelber wohl gedacht, nämlich ſchon im darauffolgenden Jahr, ſchlug die Stunde ſeines gänzlichen Rücktritts von der Leitung der Muſikgeſellſchaft und der Liedertafel. Zum letztenmal ſchwang er ſeinen Taktſtock am baſellandſchaftlichen kantonalen Sängerfeſt in Binningen, wo er mitten aus der durch ſeinen mehr oder weniger erzwungenen Rücktritt getrübten Stimmung heraus ſeine Liedertafel Fr. Hegars ergreifendes „Totenvolk“ vortragen ließ, bei den Worten:

„O Himmel der Heimat, wie hart biſt du!“

die hervorbrechenden Tränen kaum mehr bemeiſternd.

Bald nach ihres Gatten Rücktritt fing Frau Volkland an zu kränkeln. Die von einem Winteraufenthalt in Nervi erhoffte Erholung blieb nicht allein gänzlich aus, vielmehr konnte die ſchwer erkrankte Patientin nur unter großen Schwierigkeiten nach Hauſe befördert werden, um hier nach einigen Wochen ihrem ſchwer heimgeſuchten Mann durch den Tod entriſſen zu werden. Von da an war Volkland ein gebrochener und kranker Mann. Je länger je mehr bannte ihn ein zuſehends überhand nehmendes aſthmatiſches Leiden mit Herzbeſchwerden in ſein Haus, wo er in reſignierter Stimmung, ohne Klagen und Murren und ohne Bitterkeit, als ein Mann, der mit der Vergangenheit endgiltig abgeſchloſſen hat und der Gegenwart keine Rückſichten mehr ſchuldig iſt, den Reſt ſeiner Tage zubrachte, ab und zu von Freunden und Nachbarn beſucht und aufgeheitert, in guten Stunden Troſt und Erhebung bei den großen Meiſtern der Tonkunſt ſuchend. Die Zeitgenoſſen ſchienen ſeine Verdienſte auffallend raſch zu vergeſſen und die Vergleiche zwiſchen Einſt und Jetzt wurden mitunter in einſeitiger und teilweiſe durchaus ungerechter Weiſe zu ſeinen Ungunſten gezogen. Wer Volkland noch ſah, hatte den Eindruck, daß er ſeine äußere Laufbahn als gänzlich abgeſchloſſen be-

trachtete und für die Außenwelt nicht mehr existierte. Er war buchstäblich lebenssatt und sah dem Tod als einem erlösenden Freund entgegen. Auch brieflich sprach er sich alten Freunden gegenüber in diesem Sinn aus.

Seine letzte große Freude war der im Frühjahr 1905 ihm noch beschiedene Besuch Joseph Joachims, der in alter Anhänglichkeit bei ihm Quartier nahm und es sich nicht nehmen ließ, trotzdem er von langer Reise ermüdet angekommen war, seinem Gastgeber noch einmal, so wie nur er es kann, Bach vorzugeigen und ihm ein paar Stunden wohltuender, alten und schönen Erinnerungen geweihter Freundschaft zu widmen.

Ende Juni nahmen Volklands Beschwerden zusehends überhand. Am Morgen des 7. Juli erlag er unerwartet rasch einer Herzlähmung. Die Nachricht von seinem Tode brachte den Musikkreisen Basels und der Schweiz noch einmal mit voller Deutlichkeit die hohen Verdienste des Verewigten zum Bewußtsein.

Das Pryſtaneum der Univerſität Baſel.

1570—1744.

Von Fritz Burckhardt.

Wie allgemein im bürgerlichen Leben die Wiederkehr gewiſſer Tage oder auch fröhlicher Begebenheiten durch Gaſtmähler gefeiert wird, ſo hat ſchon in früher Zeit die Univerſität Baſel die Tage feſtlich begangen, an denen der Wechſel im Rektorate oder im Dekanate ſtattfand, und nicht minder auch die beſtandenen Prüfungen, ſowohl die zur Erlangung eines Doktorhutes, als auch der Würde eines Magiſters und eines Laureaten durch geſellige Vereinigung gefeiert. Mögen dieſe Gelage in vielen Fällen ruhig abgelaufen ſein, wenn etwa durch Anweſenheit und Teilnahme reiferer Männer der Übermut gezügelt wurde und beim Füllen und Leeren der Weinkannen Maß und Vorſicht waltete, ſo kamen doch nicht ſelten Klagen über ungehöriges Benehmen in den Wirtshäuſern oder auf den Straßen

der Stadt und beſchäftigten vielfach die Gerichtsbarkeit der Univerſität, die öfters Strafen zu verhängen hatte.

Die Anzahl der Studierenden und damit auch der Doktoranden vermehrte ſich nach der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts namentlich in der juridiſchen und in der mediziniſchen Fakultät, infolge davon auch die Gelegenheit zu Vereinigungen am Wirtstiſche.

Um nun in alle mit der Univerſität zuſammenhängenden Gelage einige Ordnung zu bringen, beriet die Regenz im Jahre 1570 unter dem Rektorate von Felix Platter und den Dekanaten von Simon Sulzer in der theologiſchen, Adam Henricpetri in der juridiſchen, Heinrich Pantaleon in der mediziniſchen, Huldreich Hugobald in der philoſophiſchen Fakultät, ob ſich nicht ein Lokal fände, in dem dieſe Feſtlichkeiten könnten abgehalten werden, einfach und mäßig, mit Vermeidung öffentlicher Wirtshäuſer; das führte zu einem Regenzbeſchluß vom 17. Februar 1571 (Matr. p. 1), der alſo lautet:

„Da diejenigen Gaſtmähler, die bisher in öffentlichen Wirtſchaften abgehalten worden ſind, verſchiedene Übelſtände, Ungehörigkeiten und Widerwärtigkeiten zur Folge hatten, wurde darüber beraten, wie ſolche in Zukunft könnten vermieden werden und von dem hohen Senate der Univerſität folgendes beſchloſſen:

Alle Gaſtmähler, die künftighin im Namen der Univerſität angeordnet werden, ſollen in den Kollegien angeordnet, dort abgehalten und an keinem andern Orte gefeiert werden. Und damit dabei alles pünktlich vor ſich gehe, wurde über Ort, Art und Beſorgung des Mahles folgendes feſtgeſetzt:

Als Ort für die Gaſtmähler, den wir Prytaneum nennen wollen, diene das Kollegium im Auguſtinerkloſter, in welchem zur Winterszeit der heizbare Saal (hypocaustum), zur Sommerszeit aber das ſogenannte Refektorium verwendet werde, in welchen Lokalen auch alle Geräte ſollen aufbewahrt werden.

Niemand erwirbt ſich das Recht, an dieſen Gaſtmählern teilzunehmen, außer wer aus der Reihe der Doktoren, Licentiaten, Magiſter, Geiſtlichen, Lehrer, unter Zuſtimmung des Rektors und der Beiſitzer aufgenommen iſt; doch nur, wenn er zuvor einen Gulden entrichtet hat und in der Folge je am Anfang eines Jahres zum Wenigſten zwei Solidos in die allgemeine Kaſſe beiträgt und nur mit Vorwiſſen und Erlaubnis des Rektors ein Mahl anordnet und hiefür das Lokal anſpricht. Wenn nun auch nur wenige angeordnet werden, ſo werden doch die gewohnten Rektoratseſſen und die Doktorſchmäuſe geſtattet, bei denen die Promovierten für Lokal und Geräte einen Gulden vorauszubezahlen haben. Auch die Dekanatseſſen, je Eines, werden geſtattet, wobei Auswärtige freigehalten werden; die übrigen werden abgeſchafft.

Fernerhin, damit ſie frugal ſeien, wird die Zahl der Gäſte vermindert und die Anzahl der Gänge feſtgeſtellt, damit nicht die Koſten für die Gelage, die in den Statuten der einzelnen Fakultäten ausdrücklich angegeben ſind, überſchritten werden, und damit nicht mehr Perſonen eingeladen werden, als jede Fakultät mit Genehmigung des Rektors beſtimmt. Auch wurde feſtgeſetzt, daß Luxus und Prunk verringert, nur drei Gänge aufgetragen werden, und daß die Gaſtmähler ſich nicht auf viele Stunden ausdehnen.

Damit das alles in Ordnung beſorgt werde, ſollen zwei Mitglieder gewählt werden, die dem Ganzen vorſtehen; das erſte wird von der Regenz bezeichnet; es zieht ein zweites aus den Magiſtern bei, und ihnen dienen der Pedell und ein Alumne.

Die Obliegenheit der ſo Erwählten wird ſein, gemeinſam, nicht geſondert, die einzelnen Geräte zu rüſten, in Ordnung zu halten, zu notieren, die Mahlzeiten dort, wo es bewilligt werden wird, vorzubereiten, die Ausgaben zuſammenzuzählen, das Geld einzuziehen und abzurechnen; über alles Einzelne werden ſie

nach der Installierung des neuen Rektors Rechnung ablegen überhaupt alles getreulich und gewissenhaft besorgen.

Also beschlossen in der versammelten E. E. Regenz, unter dem Rektor Felix Platter am 17. Februar 1571.

Simon Sulzer Huldreich Coccius	Namens der theologischen Fakultät.
Heinrich Adam Petri Basilius Amerbach Samuel Grünäus	Namens der juridischen Fakultät.
Heinrich Pantaleon Isaak Keller Theodor Zwinger	Namens der medizinischen Fakultät.
Christian Wurstisen Sebastian Lepusculus Johannes Füegelin	Namens der artistischen Fakultät.“

Der Name Prytaneum für das offizielle Lokal und Prytane für den, der die Festlichkeiten zu ordnen und zu überwachen hat, ist dem alten Griechenland entnommen. In Athen und in andern Städten des Landes hieß πρυτανεῖον das Stadthaus, das als Herz der Stadt galt, weil es das Heiligtum der Hestia enthielt; in ihm wurden auch gelegentlich hohe fremde Gäste bewirtet.

In Basel also wurde das Prytaneum in das obere Kollegium verlegt, das frühere Augustinerkloster, an dessen Stelle heute das Museum steht. Zwei Säle waren dafür bestimmt, von denen der eine bis zum Abbruch des Klosters Refektorium hieß, der andere aber, wenigstens in späterer Zeit, der Konzertsaal war, dessen die ältere Generation Basels sich noch wohl erinnert.

Die im Jahre 1571 beschlossene Einrichtung hat unter wechselnden Schicksalen, aber in der Form kaum wesentlich ver-

ändert, bis 1744 bestanden; aus seiner Geschichte soll im folgenden Einiges mitgeteilt werden. Da die Universität dieser Schöpfung ihr lebhaftes Interesse zugewandt hat, so finden sich alle hierauf bezüglichen Beschlüsse in den Acta et decreta der Regenz und sind für die ersten Jahrzehnte vollständig, für die spätern teilweise zusammengestellt in der Matricula novae societatis; besondere Auskunft erteilt auch das Rechnungsbuch der Gesellschaft (Rationarium).

Um das Prytaneum mit dem zum Betriebe nötigen Gelde zu versehen, wurden die Beiträge festgesetzt, welche die Professoren beim Eintritte zu entrichten hatten, und zwar sollten ein für allemal die, welche ihre Besoldung aus dem Stift zu St. Peter erhielten, 8 Gulden zahlen, die, welche vom Staate bezahlt werden in der dritten Klasse 4, in der zweiten 2, und die, welche im Pädagogium lehren, 1 Gulden entrichten (Matr. p. 2).

Das Stift zu St. Peter war schon 1463 der Universität einverleibt worden und seine Intraden wurden zur Besoldung einiger Professoren (7 Professoren der drei höheren Fakultäten) verwendet.

Als nun im Jahre 1579 die Veruntreuungen des Verwalters Prof. Med. Isaak Keller bekannt wurden und sich der Schaden des Stiftes auf mehr als 30,000 Pfd. belief, mußten die Besoldungen der Professoren bedeutend reduziert werden, was auch auf die Beiträge an das Prytaneum seinen Einfluß ausübte. Darüber sagt die Matrikel p. 7: 1581. 30. Juli. Sorglosigkeit und Untreue schmälerten die Einkünfte des Stiftes zu St. Peter so sehr, daß die Honorare der theologischen, juridischen und medizinischen Professoren fast auf die Hälfte sanken. Daher beschloß der akademische Senat, daß die, welche fürderhin in jenes Kollegium gewählt werden, dem Prytaneum 6 fl. statt der bisherigen 8 fl. zahlen sollen; aber es wurde beigefügt, daß der, welcher zum ersten Male in die Gesellschaft des

Prytaneums kooptiert wird, zum erſten Male den geſetzlichen Beitrag der Profeſſur zahlen ſoll, wenn er aber eine finanziell beſſere Profeſſur erlangt, ſo ſoll er deren Beitrag unter Abzug des ſchon bezahlten erlegen.

Auch bei jeder Doktor-, Magiſter-, Laureaten-Promotion fiel etwas in die Kaſſe des Prytaneums; überdies wurden ihr zugewieſen (24. Juli 1571, Matr. p. 3) alle von den Dekanen, der Regenz, dem Conſiſtorium verhängten Bußen. Solche aber wurden nicht nur angeordnet für Nachtlärm und dergleichen Vergehen, — ein mutwillig zerſchlagenes Glas wurde, wie wir ſpäter erfahren werden, mit 3 Gulden verbüßt — man war geſchickt in Auffindung produktiver Strafen. Am 28. Mai 1576 wurde in der Regenz einmütig beſchloſſen, daß von den Kandidaten eine Buße verlangt werde, wenn ſie bei öffentlichen Akten ihre Reden aus dem Manuſkript vorleſen und zwar nach folgendem Maßſtabe: Iſt es ein Doktor, ſo zahlt er 2 Gulden, ein Magiſter 1, ein Laureat einen halben.

Dieſe Bußen allerdings wurden, wenigſtens anfänglich, in drei gleiche Teile geteilt, wovon der eine der Univerſität, der zweite der Fakultät des zu promovierenden, der dritte aber dem Prytaneum zufiel.

Ebenſo: Wer zu ſpät zu den Tentamen und Examen der Kandidaten erſcheint, zahlt einen Solidus, wer zu früh weggeht, einen halben, und wer längere Zeit abweſend iſt, einen ganzen Solidus.[1])

Die Geldbeträge werden in verſchiedener Weiſe angegeben; zur Orientierung mag folgendes dienen:

1 Pfund (℔) = 20 Schilling (ß) Solidus
= 1 Schilling = 12 Denare oder Pfennige
5 ℔ = 4 Gulden (fl.) = 60 Batzen.

[1]) Hist. Colleg. Med. p. 42.

Das akademiſche Jahr ging von einem Sommerſolſtitium zum nächſtfolgenden, alſo vom 21. Juni eines Jahres zum 21. des folgenden.

Auf dieſen Termin wurde das Rektoratsſeſſen angeordnet.

Dieſe Anordnung war Gegenſtand ſorgfältiger und eingehender Beratung der Regenz; ſo beſchloß dieſe am 5. Mai 1587 mit Stimmenmehrheit (Matr. p. 8) über das am 31. Mai abzuhaltende — der am Solſtitium ins Amt tretende Rektor war an dieſem Tage ſchon gewählt, — daß der geweſene und der neue Rektor und der Prytanis, Thomas Coccius, für ein anſtändiges und beſcheidenes Eſſen ſorgen ſollen, das gewohntermaßen im Prytaneum abzuhalten ſei und zwar ſo, daß für die einzelne Perſon nicht mehr zu zahlen ſei, als gemeiniglich in den Wirtſchaften; es ſollen auch nicht mehr als vier Tiſche gerüſtet werden und zwar aus dem Honorar, das ſonſt gewöhnlich dem Rektor gegeben, aber nach den nächſten zwei Jahren von den Rektoren zurückerſtattet und unter die Armen (Studenten) verteilt wurde; und wenn das nicht ausreiche, ſo ſoll das Fehlende aus dem Fiskus des Prytaneums ergänzt werden. Der neue Rektor aber ſoll ehrenhalber von der ganzen Regenz freigehalten werden, wie auch in den ſtädtiſchen Zünften die neuen Herren des Rates freigehalten werden. Zugleich ſollen die Hochgeehrten und Wohlweiſen vier Häupter des Staates und die drei Deputaten, wie auch ſämtliche Geiſtliche und die Schulvorſteher in Groß- und Kleinbaſel zur Teilnahme eingeladen werden (Matr. p. 3). Um dieſe zu erleichtern und die Gäſte um ſo dankbarer zu ſtimmen, wurde dem Rektor in Verbindung mit dem Prytanen geſtattet, an den Preis des Gedeckes (Symbola) aus dem Fiskus des Prytaneums Einiges zu entnehmen; aus demſelben Beutel wurde das Couvert des Prytanen an allen Gaſtmählern außer den Doktorſchmäuſen bezahlt; überdies erhielt dieſer daraus um Weihnachtszeit einen Gulden als Feſtgeſchenk.

Wenn zu Ehren eines Fremden, der selbstverständlich freigehalten wurde, ein Mahl stattfand, so waren auch der Rektor und der Prytane frei (ἀσύμβολοι); der Beitrag für den Rektor wurde aus dem Fiskus der Universität, der des Prytanen aus dem des Prytaneums bestritten. (Matr. p. 9.)

Zu den Rektoratsessen wurden in der Regel keine andern Personen als die eben genannten zugelassen; als nun im Juni 1614 zwei hessische Prinzen in Basel anwesend waren, wurde in der Regenz gefragt, ob diese einzuladen seien, und beschlossen, obgleich dies bisher nicht Gebrauch gewesen sei, so seien diese doch eingeladen mit ihrem Hofrat, da ihr Vater der höchste Beschützer der Wissenschaften und der Gelehrten sei. (Moritz, der Gelehrte. 1592—1627). (Matr. p. 14.)

Wenn der akademische Senat sich veranlaßt sah, zu Ehren einer Person ein Festmahl zu veranstalten, so wurde immer sorgfältig bestimmt, auf wessen Kosten getafelt werde. So berichtet das Regenzprotokoll vom 18. März 1614:

„Da Dr. Joachim Clutenius den Grad eines J. U. D. bei uns erlangt hat und sofort an der Universität Straßburg als Professor der Rechte angestellt wurde, während er vorher Professor der Geschichte gewesen war, hält es der akademische Senat für recht und billig, ihm ein Zeichen von Freundschaft und Wohlwollen zu geben; daher wurde er am Tage nach der Promotion an einem Festessen freigehalten und mit Auszeichnung behandelt. Da nun feststand, daß weder der Rektor noch der Prytane dem Ökonomen für seine Person das Couvert zu bezahlen habe, wurde von der Regenz beschlossen, daß nach Sage der alten Gesetze bezahlt werde, und zwar solle der Rektor für seine Person das ganze Couvert aus dem akademischen Fiskus erhalten, der Prytane aus dem des Prytaneums; die am Feste teilnehmenden Professoren der verschiedenen Fakultäten sollen die Hälfte aus dem eigenen Beutel bestreiten, die andere Hälfte aber teils aus

dem Fiskus der Universität, teils aus dem des Prytaneums erhalten. Wenn überdies etwas extra gebraucht worden sei, so soll es dem des Prytaneums entnommen werden.

Dem Rektoratsessen entsprechend waren die Dekanatsessen; auch sie richteten sich nach den allgemeinen Vorschriften und es ist nicht bekannt, daß wesentliche Abweichungen vorgekommen wären. Das kann aber nicht von den Doktorschmäusen ausgesagt werden. Das einschränkende, sittenpolizeiliche Gewand war der Jugend zu eng.

Schon 1572 gestatteten sich die Juristen bei einer Promotion vier Tische und vier Gänge; damit kein Luxus an diesen Gastmählern einreiße, beschlossen die Dekane, es dürfen künftig allerhöchstens drei Tische und nicht mehr als drei Gänge erscheinen; auch stehe es nicht dem Promotor zu, die Anzahl der Gänge und der Gäste zu bestimmen, sondern dem Prytanen. (Matr. p. 6.)

Der Beitrag für das Couvert (Symbola) eines vom Hausmeister gerüsteten Doktorschmauses wurde auf fünf Batzen festgesetzt, wie es auch gelte in den öffentlichen Gasthäusern. Wenn der Pedell am Essen bedient, so wird für ihn ein halber Beitrag berechnet werden und ein ganzer für die zwei oder drei mithelfenden Alumnen, je nachdem der Prytane es für billig erachten wird. (Matr. p. 10.)

Die Versuche, durch vermehrten Aufwand die Doktoressen zu beleben, verteuerten die Schmäuse und belasteten unnötig ärmere Doktoren; daher mußte sich die Regenz häufig mit diesen Verhältnissen beschäftigen und Beschlüsse fassen, die kaum einen bessern Erfolg hatten als die frühern.

Unter dem zweiten Rektorate Kaspar Bauhins, am 8. September 1598, wurde folgendes Statut für das Prytaneum aufgestellt:

1. Es werden fortan nur vier Tische bewilligt und aus bestimmten Gründen sollen ohne Wissen des akademischen Senators nicht mehr gerüstet werden;

2. Gaſtmähler ſoll fortan niemand außer dem Prytanen beſorgen;
3. Um halb zwölf Uhr ſoll man zu Tiſch ſitzen; die Platten ſollen ſchnell aufgetragen werden, Fleiſch mit Klößchen;
4. Wenn der Promotor Dank ſagt, ſoll der untere Tiſch vom Hausmeiſter aufgehoben werden und dann der Reihe nach die übrigen. Wein wird darauf keiner mehr verabreicht ohne Wiſſen und Erlaubnis des Rektors oder des Prytanen bei einer Strafe von 5 Pfd. Sind die Tiſche aufgehoben, wird kein Wein mehr bewilligt.

Dieſe Verordnung ſoll zur Entſchuldigung des Prytanen und des Ökonomen im Lokale angeſchlagen werden. (Matr. p. 9.)

Schon 1606 am 26. März unter dem ſechſten Rektorate von Felix Platter wurde neuerdings beraten und ein weiteres Reglement aufgeſtellt von 15 Paragraphen, wodurch folgende wichtige Punkte geregelt wurden. (Matr. p. 10.)

Der Prytane fordert von den Kandidaten den Geldbetrag vor der Promotion, wenn ſie mit ihm über das Eſſen verhandeln; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß das Geld nach der Feſtlichkeit oft nur mühſam beizubringen, die Abrechnung alſo verzögert und erſchwert war. Für die bedienenden Famuli, die der Ökonom verwendet, zahlt der Kandidat in Zukunft nichts. Der Prytane ſorgt dafür, daß der Hausmeiſter für die Küche nicht mehr als vom Doktor 3 Batzen, vom Magiſter 2 und vom Baccalaureus 1 Batzen als Trinkgeld verlange. Die Gäſte werden auf das ſorgfältigſte vom Prytanen und dem Promotor geſetzt, damit jeder nach Rang und Würde ſeinen Platz am Tiſche erhalte. Ein Paragraph regelt die Abrechnung mit dem Ökonomen für den Fall, daß weniger Teilnehmer erſcheinen, als Couverts beſtellt ſind. Der Ökonom ſoll ein gutes Eſſen zubereiten laſſen, indem er, wie man ſagt, drei Gänge und die Suppe, die dem erſten Tiſche beigefügt wird, aufträgt,

nicht aber dem zweiten; und am erſten zugleich mit dem Fleiſch gemäſtete, nicht magere Hühner, am zweiten Fiſche, nicht immer von den geringſten, ſondern bisweilen auch feinere, am dritten allerlei Braten gewählter Art; dem Käſe mag er am zweiten Tiſche verſchiedene Gewürze (Condimenta) je nach der Jahreszeit zulegen; auch ſoll er einen reellen Wein ſervieren, oder, wenn er hierin ſündigt, ſo ſoll der Prytane von anderswoher ſolchen auftiſchen und dem Ökonomen die hiefür gemachten Auslagen abziehen. Um die Qualität einigermaßen zu kennzeichnen, wurde beſtimmt, daß dem Hausmeiſter geſtattet ſei, im Jahre 1606 für die größere Maaß Tiſchwein 1 ß 6 Pf. und für Elſäßer Edelwein 2 ß zu fordern. Der Prytane, der nach ſeiner Wahl an Eidesſtatt geloben mußte, alles das mit größtem Fleiß und ſorgfältigſt auszuführen, erhielt fortan jährlich ein Salär von 4 fl.; dieſen Betrag hat der jeweilige Prytane bis zum Schluß des Prytaneums bezogen.

In Zeiten der Lebensmittelverteuerung wurden wohl auch alle offiziellen Eſſen eingeſtellt. Vor einiger Zeit iſt in den Basler Nachrichten (26. März 1905, Nr. 84) der Brief eines Studenten aus Schneeberg in Sachſen aus dem Jahre 1586 mitgeteilt worden, dem ich folgende Stelle entnehme:

„Neben dem, was wir (in Baſel) preiſen und loben können, gibt es nun aber auch allzuvieles, worüber wir ernſtlich zu klagen haben. Es ſind nämlich ſo ſchwere Zeiten, ſo hoch ſind die Preiſe der Nahrungsmittel und zufolge deſſen auch alle übrigen Dinge ſo unerſchwinglich theuer, daß es kaum zu ſagen iſt, und ſich ſelbſt die älteſten Leute nicht an ähnliches zu erinnern vermögen. Wahrhaftig, ich möchte verſichern, daß hier vier bis fünf Gulden nicht ſo viel gelten, als bei Dir ein einziger. Dasſelbe kleine Stück Brot, wofür man bei Euch nur einen Groſchen (obulus) zahlt, koſtet hier zwei Batzen (nummuli) und man hat daran kaum zwei Biſſen. Als ſichtbaren Beweis hiefür

wird Euch der Überbringer dieſes Briefes, mein Diener, ein ſolches Brötchen vorweiſen, das er auf mein Geheiß von hier mitnehmen wird."

Die Matrikel p. 7 teilt unter dem 20. Mai 1586 mit: In der Regenz wurde wegen dieſer großen Teuerung das Rektoratseſſen zur Zeit eingeſtellt und dieſelbe Maßregel auch auf die Doktorſchmäuſe ausgedehnt, bis Gottes Gnade ein Einſehen haben und uns einer Milderung der Teuerung würdigen wird. Aber es ſollen dennoch die Kandidaten für das Eſſen 3 Gulden entrichten, von denen der eine dem Prytaneum zufällt, während die beiden andern an die armen Studenten quartaliter verteilt werden. Indeſſen werden die Geſetze und Verordnungen des Prytaneums nicht aufgehoben, ſondern nur vorübergehend ſuspendiert.

Dieſer Beſtimmung fügten ſich wohl die Profeſſoren, nicht aber die Schüler. Dieſe ſuchten ihren Erſatz außerhalb des Prytaneums an verſchiedenen Orten in der Stadt, auf Zunftſtuben, in Wirtſchaften, in Privathäuſern, zum Ärgernis für Viele und zur Beläſtigung ärmerer Kandidaten. Daher verſammelte ſich die Regenz am 4. Oktober 1587 bald nach ſieben Uhr und beſchloß:

Daß dieſe Gaſtmähler wiederum nach altem Brauch an dem gewohnten Ort, pünktlich nach den Geſetzen des Prytaneums, ſo weit als möglich, ſollen abgehalten werden, und daß der Koch Eſſen rüſte, wie ſie gewöhnlich in den Gaſthäuſern geboten werden, und daß er den Gäſten nicht mehr verlange, als was fremde Gäſte in den Gaſthöfen zu zahlen pflegen. (Matr. p. 8.)

Die Abhaltung aller akademiſchen Gaſtmähler im Prytaneum wurde von den Wirten in der Stadt nicht gern geſehen, ſie konnten aber nichts dagegen tun. Ein einziger Punkt konnte angegriffen werden, und zwar die Weinlieferung. Die Matrikel p. 6 erzählt am 13. September 1572 folgendes:

Die Weinleutenzunft ſah es ungern, daß der Koch des Prytaneums Wein aus dem eigenen Keller verwende, indem ſo den Weinhändlern der Gewinn, dem Staate das Ohmgeld und die Steuer vorenthalten werde; keiner Zunft werde das erlaubt, geſchweige denn der neuen akademiſchen Zunft, die noch nicht einmal von der Behörde beſtätigt ſei. Dieſe Beſchwerde wurde zunächſt privatim bei dem Prorektor Coccius vorgebracht; dann aber berichteten die Dekane an die akademiſchen Dreierherren: Die Weinleute ſeien im Irrtum, wenn ſie glauben, dieſe Geſellſchaft ſei eine Zunft und noch mehr, wenn ſie ſagen, die Akademiker richten jetzt etwas Neues ein. Vom Senate war der Univerſität bisher das Recht eingeräumt, ihren eigenen Wein zu halten; in eben dieſen Kollegien ſind alle akademiſchen Gaſtmähler, Rektoratsſeſſen, Promotionen und Bewirtungen von Gäſten abgehalten worden; durch die Schwäche der Vorgeſetzten ſei es ſo weit gekommen, daß dieſe gezwungen worden ſeien, überall hin in Wirtshäuſer zu wandern. Jetzt aber ſeien die Akademiker in das obere Kollegium zurückgekehrt, ſowohl aus Bequemlichkeit wie aus Mäßigkeit und genießen dort einfachere und frugalere Gaſtmähler; der Wein, der im Namen der Univerſität bei den Rektorats- und Doktoratsfeierlichkeiten verwendet werde, zahle, wie der Senat verbürge, kein Ohmgeld; das könne durch vieljährige Vorſchriften bewieſen werden; Bewirtungen von Gäſten werden das Jahr über nur wenige abgehalten, und da dieſe jeder in ſeinem Hauſe abzuhalten berechtigt ſei, ſo erſcheine es unwürdig, wegen einer ſo geringfügigen Sache der Univerſität Unannehmlichkeiten zu bereiten. Die Dreierherren Balthaſar Hahn und Lukas Gebhard — Henric Petri war abweſend auf der Frankfurter Meſſe — haben die Angelegenheit mit dem Zunftmeiſter zu Weinleuten, Urban Schwartz, beſprochen und für die Univerſität einſtweilen den Frieden hergeſtellt. (Matr. 6.)

Außer dem gewöhnlichen Weine aus dem Keller des Prytaneums kam auch eine Sendung von Weinkannen, die wir heute im hiſtoriſchen Muſeum außer Tätigkeit geſetzt ſehen, als Geſchenk der Regierung auf den Tiſch an den verſchiedenen akademiſchen Eſſen, ein Gebrauch, der ſich nicht bis auf unſere Zeit erſtreckt hat. Stadtknechte brachten das Geſchenk und wurden mit Fleiſch, Klößen und Wein vom Präpoſitus oder Hausmeiſter des obern Kollegiums bewirtet. Es kam die Zeit, da die Träger mit der Bewirtung nicht mehr zufrieden waren, ſondern jährlich einen Gulden verlangten; daraufhin wurde am (12. Januar 1644) beſchloſſen, es ſei am alten Gebrauche nichts zu ändern, ſondern es habe ſein Verbleiben bei der jüngſten Neu-Einrichtung des Prytaneums. Indeſſen muß in der Folge doch dem Wunſche der Liktoren entſprochen worden ſein, denn in einem ſpätern Reglement (1659) heißt es: Wenn von dem Ehrenwein, der von der hohen Behörde den neu promovierten Doktoren und Magiſtern dargeboten wird, in den Gebrauch des Präpoſitus übergeht, ſo ſollen von ihm, nicht von den Kandidaten, den Stadtknechten 18 Batzen bezahlt werden; das ſoll man in Zukunft ſtreng beobachten. Als aber die Regierung aufhörte, den Wein zu ſpenden (1724), hörte auch der bis dahin auf 6 Pfd. angewachſene Beitrag an die Liktoren auf, da jede Veranlaſſung dazu wegfiel (ob causam cessantem).

In der Lieferung des Weines durch den Hausmeiſter oder den Präpoſitus lag eine gewiſſe Gefahr, daß die Feſtfeiernden überfordert wurden wegen mangelnder Kontrolle. Folgendes mag als Beiſpiel dienen (9. Auguſt 1613, Matr. p. 13).

Da der Präpoſitus des obern Kollegiums, Mag. Samuel Uebelin, bei den Doktorſchmäuſen Extravergütungen über das Maß berechnet, (ſo z. B. bei der Promotion der Baccalaureen extra (wie man ſagt) 142, bei der Promotion von vier Doktoren der Medizin 120 und bei der Promotion des

Dr. Krebs an zwei Tiſchen 51 Maas) und er für das Brot, das er nach der Dankſagung auf den Tiſch gebracht oder das auch auf dem Tiſch zurückgelaſſen war, auch beim Käſe gegen Sitte und Gewohnheit eine neue Art zu rechnen eingeführt hat, und verlangt, daß ihm das beſonders bezahlt werde, wurde er vom Prytanen verwarnt und die Angelegenheit vor die Regenz gebracht, wo beſchloſſen wurde, dem Präpoſitus alles Ernſtes zu bedeuten, daß er nach den geſetzlichen Vorſchriften lebe und ſich benehme und nichts vornehme, was dieſen zuwider ſei und als Mißachtung der Univerſität erſcheine. Dem Pedellen wurde aufgetragen, daß er, beſonders am Anfang, ſorgſam beachte, welcher Wein und in welchem Maße dieſer aufgeſtellt werde; auch ſoll er ſelbſt mit der Magd des Präpoſitus oder mit dieſem ſelbſt in den Keller gehen und ſehen, daß alles mit rechten Dingen zugehe.

Der Prytane wird genau allen extra gebrachten Wein notieren und dafür ſorgen, daß die Kannen nicht in die Nähe der Türe, ſondern auf den Tiſch des Rektors geſtellt werden; auch ſoll er verhindern, daß die Dienerſchaft mit den Kannen ſich aus dem Eßzimmer begebe; denn es iſt wiederholt vorgekommen, daß ſie volle Kannen hinaustrugen und leer wieder hereinbrachten.

Man ſieht, daß derartige Schliche, die namentlich nach reichlichem Weingenuß der Gäſte gelegentlich wieder vorkommen können, nicht neueren Datums ſind; unterſtützt wurden ſie dadurch, daß aller Wein in Zinngefäßen aufgetiſcht wurde. Wir wollen uns auch nicht wundern, daß der, welcher für die Bewirtung zu bezahlen war, die Rechnung zu ſeinen Gunſten zu geſtalten verſuchte, trotz allen weiſen Beſchlüſſen der akademiſchen Regenz.

Daß auch der Preis des Gedeckes zu Erörterungen Anlaß bot, verſteht ſich von ſelbſt. Im Jahre 1628 wurde feſtgeſetzt,

daß dem Präpositus für die Inauguralschmäuse per Person zehn Batzen bezahlt werden sollen, solange bis die Teuerung nachläßt; aber der Ökonom beteuerte steif und fest, er müsse zwölf Batzen verlangen, wenn er die Gäste ordentlich traktieren solle; das wurde ihm aber nicht bewilligt. Auch der Versuch, für gewisse Speisen Extravergütungen zu verrechnen, mußte wiederholt bekämpft werden; hat doch beispielsweise die Regenz am 28. Juni 1650 in ihren Beschluß aufgenommen, daß die Pastetchen (ἀρτοκρέατα), die man bisher dem Ökonomen besonders zu bezahlen hatte, nicht mehr dürfen zu den außerordentlichen Speisen gerechnet werden.

Die Lust, Doktorschmäuse abzuhalten, scheint nach und nach abgenommen und die mit solchen verbundenen Unordnungen bedenklich zugenommen zu haben.

Die in das Prytaneum fließenden Gebühren wurden auch für die Kandidaten aufrecht erhalten, die keinen Doktorschmaus veranstalteten und der Beschluß der Regenz vom 4. Oktober 1632, daß nach althergebrachtem Brauche die Doktor- und Magisterschmäuse als ein Teil der Promotionsfeier von niemandem versäumt und obligatorisch abgehalten werden sollen, hatte nur vorübergehende Wirkung. Dieser Beschluß wurde veranlaßt durch den Umstand, daß einige Zeit vorher im Prytaneum überhaupt keine Doktorschmäuse mehr waren abgehalten worden, teilweise, wie berichtet wird, wegen der teuren Zeit und wegen des gesunkenen Geldwertes, teils wegen der elenden Sorglosigkeit des Hausmeisters, Simon Gyßler. Das trieb die Doktoranden wieder in die Wirtshäuser und führte zu den üblichen Exzessen. (Matr. p. 16.)

Aber auch das Prytaneum blieb nicht verschont von Ungezogenheiten. Die Servietten und Tischtücher wurden beschädigt, wie auch andere Tischgeräte, und dadurch dem Prytaneum ein großer Schaden zugefügt (1659, Matr. p. 17). Von

einem Schmauſe der Philoſophen wird berichtet von Lärm, zerſchlagenen Gläſern und Stühlen, von der Teilnahme ungeladener Gäſte; infolge davon wurde das Verbot erneuert, nach der Dankſagung, die der Promotor als Schluß der Mahlzeit zu ſprechen hatte, noch mehr Wein zu reichen, und fortan die Strafe von drei Gulden auf jedes mutwillig zerſchlagene Glas geſetzt.

Das Zerſchlagen von Gläſern ſcheint übrigens eine längſt beſtehende Sitte geweſen zu ſein; ſo ſagt uns die Rechnung (Rationarium) von 1616/17: Summa pro 11 Tiſchgleſer, 83 hohe meyelin, thutt 94 gleſer, haben ſie zahlt 14 Pfd. 16 B. 8 Pf.; von dieſen fielen auf Schmäuſe der Juriſten 33, der Mediziner 35, der Magiſter und Baccalaureen 26 Stück, und die meiſten folgenden Rechnungen weiſen ähnliches auf, ſo 1617/18 für 75, 1618/19 für 44 Gläſer u. ſ. w.; pro vitreis fractis wurde zum ſtehenden Poſten.

Zum Glück beſtand das Tiſchgeräte im Übrigen nicht nur aus Glas und Porzellan, ſondern auch aus Zinn und Silber.

Die Herren Profeſſoren ſahen gerne auf dem Tiſche neben den ihrer würdigen Speiſen den edlen Schmuck ſilberner Geräte; zur Mehrung dieſes Schmuckes trugen ſie auch in reichem Maße bei, wie die Jahresrechnungen ausweiſen, aus denen man einen ſehr bedeutenden Vorrat hauptſächlich an ſilbernen Bechern zuſammenzählen kann. Sie erſetzten oft das Eintrittsgeld in die Geſellſchaft des Prytaneums, oft waren ſie freie Gaben. So leſen wir in der Jahresrechnung des Prytaneums 1614/15 unter den Einnahmen den Poſten: Joh. Rud. Burckhardt, Sohn, der dem Prytaneum einen Becher geſchenkt hat, wird gratis kooptiert, und in demſelben Jahre ſind als Gewicht der Silbergeräte, nämlich von ſieben ſilbernen, innen vergoldeten Bechern und 2 ſilbernen, 178 Loth angegeben und 1616 gingen ein 38 Loth 3½ Quintl (Rationarium 6. Februar 1617);

der Stadtſchreiber Joh. Fr. Ryhiner, Verwandter von Thomas Platter, Sohn, ſchenkte als Prytane dem Prytaneum am 24. Oktober 1616 bei der erſten Promotion Platters einen vergoldeten ſilbernen Becher, in deſſen Grund das Wappen der Ryhiner zu ſehen iſt (facit 15 Loth 1/2 Q.). Auch in ſpätern Jahren noch beſtand dieſer noble Gebrauch; ſo finden wir beiſpielshalber in der Rechnung von 1648/49 ſechs Becher aufgeführt, geſtiftet von Theodor Zwinger, Luk. Burckhardt, Chriſt. Fäſch, Peter Fäſch, Rudolf Wettſtein, Joh. Buxtorf zuſammen im Gewicht von 103 Loth 1/2 Quinth. Wohin ſind alle dieſe koſtbaren Gaben gekommen? Wir werden es erfahren. Ein Becher und nur einer erſcheint auch in unſeren Tagen noch auf dem Tiſche beim Rektorats-Zunfteſſen; es iſt der große Kugelbecher, auch Herkulesbecher genannt, der ſich in zwei halbkugelförmige Schalen zerlegt. Dieſer eine Becher und nur Einer, der einſt dem Prytaneum angehört hatte und nun im hiſtoriſchen Muſeum aufbewahrt wird neben andern akademiſchen Geräten und der wegen verſchiedener Verletzungen, die er im Laufe der Zeit infolge der an Feſtmählern vorkommenden Sorgloſigkeit erlitten hat, meiſt ungebraucht verwahrt bleibt, ward der Geſellſchaft des Prytaneums im Jahre 1696 von Bonifacius Fäſch, J. J. Battier, Theodor Zwinger, J. Rud. Beck, Emanuel König, J. J. Harder, Peter und Samuel Werenfels geſchenkt. Die Namen der Geber und die Dedikation an das Prytaneum ſind auf der Innenſeite des Fußes eingraviert. Wie viel er damals gekoſtet, wiſſen wir nicht; er iſt aber ſpäter einmal zur Wertung gekommen, nämlich bei der Teilung des Univerſitätsgutes mit der Landſchaft 1834.

Nachdem nämlich das Inventar der Univerſität vollſtändig aufgeſtellt und von beiden Seiten genehmigt war, fiel es einem

Vertreter der Landſchaft ein, daß die Univerſität noch ein Szepter und verſchiedene Becher beſitze, die in dem bereinigten Inventar nicht enthalten ſeien und doch auch in die Teilung fallen ſollten. Es erhob ſich hierüber ein ärgerlicher Streit, in welchem ſchließlich die Univerſität nachgab. Die Teilungsbehörde ließ die Objekte von Goldſchmied Handmann ſchätzen. Der große ſogenannte Herkulesbecher mit ſeinem Gewicht von 128 Loth hatte, das Loth zu 18 Batzen gerechnet, einen Schatzungswert von Fr. 230.50 Rp. alte Währung oder Fr. 330 in heutigem Gelde. Dieſem Vorgehen lag die Annahme zu Grunde, der Becher gehöre ohne Zweifel der Univerſität. Ob das wirklich über jeden Zweifel erhaben war, das zu entſcheiden will ich den Rechtskundigen überlaſſen und was wohl der heutige Wert dieſes ſtattlichen Gerätes wäre, wenn es wollte zu Geld gemacht werden, das mögen Antiquare ausmachen.

Schon in den erſten Statuten des Prytaneums wird unter den Obliegenheiten des Prytanen genannt die Aufſicht über die Geräte. Genauer präziſiert wurde die Verpflichtung 1612: Die ſilbernen Gefäße, die dem Prytaneum gehören, wird der Prytane nach Beendigung einer Mahlzeit mit der Truhe (arca) in ſeine Wohnung tragen laſſen und ſorgſam aufbewahren, da ſie bisher Schaden genommen haben. Später wurden ſie im Prytaneum ſelbſt verſorgt; der abtretende Prytane hatte in der auf die Neuwahl folgenden Woche dem neuen Geld und Geräte zu übergeben, wobei eine Reviſion ſtattfinden mußte (1631); den Schlüſſel zum Silbergeſchirr verwahrte der Prytane im Archiv; ſpäter verſchloß man den Schatz mit zwei Schlüſſeln, von denen der eine in Händen des Prytanen war, der andere beim Praepoſitus. Schon 1681 wurde einiges gebrauchte und abgenutzte Silbergeſchirr verkauft und neues dagegen angeſchafft: den 12. Jenner haben die 4 Dotzet höltzinen Löffel ſilbere ſtil gewogen 23 Loth. 3 Quintl.; dafür hat der Goldſchmied geben

p. Loth 1 ℔, thut 23 ℔ 9 batz; die zwei Salzbüchslin aber, so ich darauß erhandelt, 20½ Loth und ½ quintlin, à 1 fl. das Loth, thut 25 ℔ 9½ batzen; hab also annoch dazu geben in gelt 2 ℔ 10 Dn.

Unter dem Prytanen Johannes Bernoulli (1712) aber wurde eine durchgreifendere Erneuerung des Silbervorrates beschlossen und durchgeführt. (Matr. p. 17.)

Alles abgenutzte und beschädigte Silbergeschirr wurde an N. Krug verkauft, dagegen bei den Goldschmieden Joh. Rudolf Huber und Joh. Heinrich Schrotberg neues Geschirr verschiedener Art bestellt.

Die Rechnung hierüber lautet:

1712. 21. Mai. Von Herrn N. Krug alt Silbergeschirr
vergult Loth 339 à 15½ btz. ℔ 437 17 ß 6 d.
weiß „ 320 à 14 btz. ℔ 373 6 ß 8 d.

eodem. Von Herrn Magn. Rectore Zwinger p. 1 vergulten Sesterbecher mit dem Deckel von Dno Casp. Bauhino wiegt
Loth 16¾ à 15½ btz. ℔ 21 12 ß 8 d.
℔ 832 16 ß 10 d.

1712. 26. Mai. An die Herren Huber und Schrotberg bezahlt auf Rechnung an das Silbergeschirr, so sie für das Prytaneum verfertigen sollen, lt. Schein ℔ 250
24. Aug. an J. R. Huber ℔ 158 7 ß 2 d.
27. Aug. an J. H. Schrotberg ℔ 414 5 ß 2 d
℔ 822 12 ß 4 d.

Dagegen lieferte Huber 4 silberne Leuchter und 2 Putzscheeren mit ihren Plättchen auch von Silber; ebenso 18 silberne Gabeln und 24 Messerhefte, Schrotberg aber ein silbernes Becken mit Wasserkrug, 4 Salzgefäße, 6 Gabeln und einen

ſilbernen Globusbecher. Durch dieſe Wandlung wurde der Silberſchatz ohne Zweifel mannigfaltiger und vornehmer.

Sollten nun aber alle Dedikationen der frühern Donatoren ausgelöſcht und vertilgt ſein? Die Regenz fand unter dem Rektorat von Emanuel Zäslin und dem Prytanen Jak. Chriſtoph Iſelin folgenden Ausweg (1712 Matr. p. 17):

Damit das Andenken aller der hochberühmten Männer, denen man dieſe Geſchenke verdankt, nicht untergehe, ſollen deren Namen in das neue Silbergeſchirr eingegraben und dabei ſo verfahren werden, daß ſoweit möglich, das Verhältnis des Preiſes der urſprünglichen Gaben erhalten bleibe. Auch fand man für richtig, die Namen der Geber mit den Geräten, auf die ſie eingegraben wurden, in das Protokoll aufzunehmen. Dabei wurden die betreffenden Perſonen nicht als Donatoren bezeichnet, ſondern als ſolche, aus deren Silbergeſchenk das Geräte hergeſtellt worden ſei. Ex argento facto Acad. Basil. olim donato. So erhielten denn das Becken und der Krug, die Leuchter, der Becher, die Salzgefäße, die Meſſerhefte zu dreien oder ſechſen, die Gabeln zu vieren oder dreien entſprechende Namen; die Lichtputzſcheeren mit Teller nur Acad. Basil.

1724 wurde die Frage beſprochen, aber noch nicht entſchieden, ob nicht der Silberſchatz ſollte verkauft werden. Die Profeſſoren zahlten läſſig an das Prytaneum, ſo daß ſie vom Prytanen Daniel Bernoulli mußten gemahnt werden (1733); bei der Inventur im Jahre 1736 fand ſich, daß die ſilbervergulten Becher wegen Staub und Spinnweb in ſolchem Zuſtand ſich befinden, daß man ſie nirgendwo mit Ehren aufſtellen dürfe; ſie mußten dem Goldſchmied D'Annone vorgewogen und zur Reinigung gegeben werden; auch wurde die Maueröffnung, in der ſie verwahrt wurden, ausgegypst.

Die Convivia wurden immer ſeltener. Als nun in dem gleichen Jahre 1719 ſich bei der Reviſion ergab, daß das Leinen-

zeug zwecklos zu Grunde gehe, indem faſt keine Gaſtmähler mehr gehalten werden, beſchloß man, daß es nicht mehr ſolle geflickt werden, und daß die Gefäße, die der Präpoſitus und die Alumnen brauchen, fernerhin nicht mehr auf Koſten des Prytaneums ſollen ausgebeſſert werden. Es fand ſich auch im Refektorium, das 1716 nach Entfernung der Holzdecke mit einer Gypsdecke geſchmückt worden war, eine zinnerne Kanne von großem Gewicht; dieſes Zinn ſollte verkauft oder zum Gebrauch des Prytaneums verwandelt werden. Beiläufig ſei hier erwähnt die Notiz vom 24. Oktober 1704: Der Prytane J. R. Beck legt vor, die zinnernen Schenkkannen des Prytaneums ſeien ſo beſchädigt, daß der Wein in ihnen entweder nicht halte, oder einen ekligen Geruch und Geſchmack annehme, daß ſie auch ſchon ſo oft geflickt worden ſeien und deshalb einer vollſtändigen Erneuerung bedürfen. Es wurde deshalb beſchloſſen, ſie ſeien dem Zinngießer zu übergeben, zu ſchmelzen und daraus vier neue Kannen zu erſtellen, von denen jede genau acht Maß faſſe.

Dem Präpoſitus wurde nach der Reſtauration des Refektoriums unterſagt, daſelbſt die Wäſche zu trocknen, widrigenfalls ihm der Schlüſſel müſſe abgenommen werden.

Obgleich das Prytaneum zuſehends verödete, vermehrte ſich die Becherſammlung immer noch, nicht nur durch die Geſchenke beim Eintritt neuer Profeſſoren, auch von einem anderweitigen Geſchenk berichtet das Protokoll vom 29. November 1737:

Hat Rektor des von Hh. Gerichtsherr Falckner an V. Exc. D. Harſcher überſandte pocal, ſo dieſer vor ohngefähr einem Monat Rectori geſandt in ampl. Regentia produziert und in umfrag gebracht, was man mit dieſem Pokale thun ſolle. Beſchloſſen: Es ſoll dieſes pocal Vir. spect. D. Koenig als Prytani eingehändigt und von Ihme more solito in das Prytaneum gethan werden.

Faſt wie die Todtenglocke des Prytaneums klingt die Anordnung des darauffolgenden Jahres (15. Januar 1738):

Weilen das im Prytaneo ſich befindende Silbergeſchirr faſt niemahl mehr gebraucht werde, ſo ſoll in das künftige von den new erwählten Profeſſoribus keine Contribution mehr vor Silbergeſchirr exigiret werden. Diejenigen, ſo noch nichts gegeben, ſollen davon liberiert ſeyn; den übrigen Herren Profeſſoribus, ſo etwas contribuiert haben, und noch im Leben ſind, ſollte es frei ſtehen, das ihrige wieder zurück zu nemmen. Alles übrige aber, ſo das Prytaneum betreffe, und ins beſondere die taxierte gelt-contributionen, ſollen ſubſiſtieren, wie bisher, bis auf weitere Verordnung. Hienach haben acht Profeſſoren, nämlich Nikl. und Joh. Bernoulli, Frey, Tonjola, v. Waldkirch, Rud. Zwinger, Battier und Harſcher ihre Becher wieder zurückgenommen. D. Werenfels hat ſeinen zu prätendierenden Teil laut bemeldten Decreto dem Fisco ex liberalitate singulari überlaſſen.

Daneben wurde aus dem Fiskus des Prytaneums ein Becher um 2 fl. das Loth angekauft, der einſt Erasmus gehört hatte. Im Jahre 1744/45 hörte das Prytaneum als beſondere Geſellſchaft auf. Unter dem Rektorate von Daniel Bernoulli wurde alles überflüſſige Geſchirr veräußert, doch mit dem Vorbehalt, daß kein Stück darunter ſei, deſſen Beibehaltung beſonders begründet wäre; auch ſollten die Namen, die eingraviert waren, in dem Rationarium des Rektors mit der ſchuldigen Ehrenerwähnung eingeſchrieben werden. Der Baarſaldo der Abrechnung wurde nach dem Regenzbeſchluß vom 4. Mai 1744 dem Fiskus des Rektors einverleibt. Das Vermögen betrug 609 Pfd. 5 ß. (Rationar. 15. Sept. 1744.)

Sämtliche Gebühren aber, die bisher dem Prytaneum zuflossen, bleiben beſtehen; alle folgenden Rechnungen über den Fiskus des Rektors enthalten die Rubriken:

von neuen Professoren bisher an das Prytaneum;
von den Examinierten: Doktoren, Magistern, Laureaten;
von den nicht abgehaltenen Mahlzeiten.

und dergl.

Noch im Jahre 1818 erscheint das Prytaneum in der Rechnung, später nicht mehr.

Daß die Zeit des Uebergangs unserer Universität aus den alten Verhältnissen in die neuen für Gastmähler nicht gerade günstig waren, kann man aus dem Beschluß entnehmen, den uns das Regenzprotokoll vom 28. Juni 1819 mitteilt:

Das convivium Rectorale für dieses Jahr in natura einzunehmen, wird nicht gut gefunden.

Bei der ersten Einrichtung wurden für das Prytaneum zwei Räume des Augustinerklosters bestimmt, das Refektorium und das Hypokaustum. Wo das Erste war, wissen die noch wohl, die vor der Erbauung des neuen Museums Schüler des Pädagogiums waren, wo das Zweite, ist nicht mit Sicherheit anzugeben, weil im Laufe der Zeit in dem Gebäude, das zur Aufnahme von Studierenden verwendet wurde, Veränderungen vorgenommen worden sind. Zuletzt wurde als Prytaneum noch bezeichnet der Konzertsaal, in dem Gesangübungen des Gesangvereins und Schulprüfungen des Gymnasiums abgehalten wurden.

In dem Aufsatz von E. Wölfflin: das Collegium musicum und die Conzerte in Basel (Beitr. zur vaterl. Geschichte, VII. p. 345 ff.) wird als besonders förderlich für die musikalischen Bestrebungen unserer Stadt erwähnt die unentgeltliche Überlassung des Prytaneumssaales (1751), der nach Aufhebung dieses Vereins frei geworden, an das Collegium musicum. Als aber dieses im Jahre 1782 sich auflöste, bemühte sich eine neue Gesellschaft um die Erlaubnis, das Lokal zu benützen; die Regenz zeigte sich geneigt, bestimmte aber, daß

der Saal nur und ausſchließlich für Muſik gebraucht werden dürfe; aber die junge Geſellſchaft wünſchte:

daß ampliss. Regentia gütigſt geruhen möchte, den Schluß ihrer Erkanntnuß vom 18. Martii dieſes Jahres (1783) dahin abzuändern, daß Ihnen möchte erlaubt ſeyn, zu einem unſchuldigen Kurzweile und Zeitvertreib des Frauenzimmers einige Spieltiſche im Muſikſaal zu haben, wobey ſie verſprechen, daß kein Haſardſpiel ſolle eingeführt und keine Veränderung im Saale ſolle vorgenommen werden.

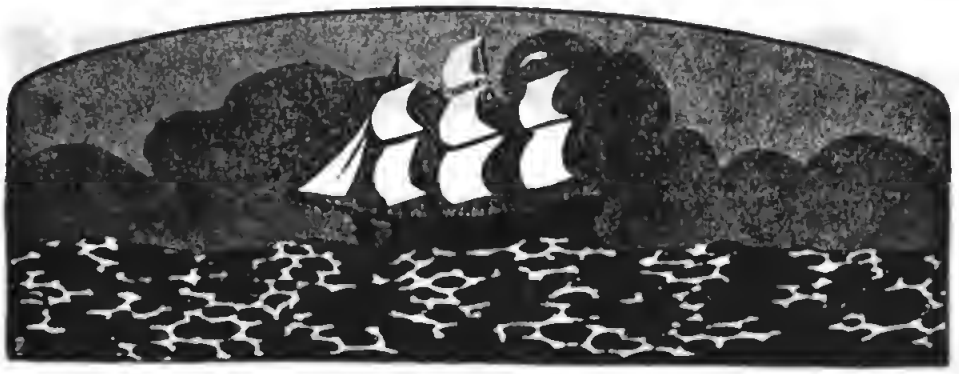
Beſchloſſen: Soll die Erkanntnuß zwar ohnverändert bleiben jedoch lobl. Collegio musico angezeigt werden, daß Ampliss. Regentia auf die verſprochenen Bedingniſſe wider ein paar Spieltiſche nichts einwenden werde, doch daß dieſe Erlaubnuß zu ſpielen nicht auf die Lohnmuſikanten ausgedehnt werde.

In den Acta et decreta findet ſich eine Pinax Symposiarcharum, quos vulgo Prytanes vocant, Academiæ Basiliensis, von 1571 bis 1714 lückenlos und dann wieder von 1718 bis 1722.

In der Matricula novæ societatis:

1. ein Verzeichnis aller ausgezeichneten Basler und Fremden, zu deren Ehren Gaſtmähler abgehalten worden ſind, von 1570—1716.
2. ein Verzeichnis der Weinlieferungen des akademiſchen Senates an dieſe Gaſtmähler von 1597—1616; ſie ſind aufgezeichnet entweder nach dem Preis oder nach dem Quantum.
3. ein Verzeichnis der Weinlieferungen an Hochzeiten von Univerſitätsangehörigen 1596—1640.

4. ein Verzeichnis der Essen, welche die Regenz dem Magistrat und den Schulbehörden (Scholarchis) veranstaltet hat 1571—1631.



Erlebniſſe eines Basler Kaufmanns in Laos (Indo-China).

Autobiographiſche Skizzen.

Von Hans Rudolf Fäſch †.

* * *

Das „Basler Jahrbuch“ pflegt gewöhnlich nur längſt Verſtorbene in ſelbſtbiographiſchen Aufzeichnungen reden zu laſſen. Von dieſer Regel möchte es diesmal eine kleine Ausnahme machen, indem es die Berichte eines jüngſt dahingeſchiedenen Baslers mitteilt. Hans Fäſch, der am 5. Auguſt 1903 zweiunddreißigjährig in Laos Verſtorbene, war eine kräftige Entdeckernatur; mit dieſer vereinigte er praktiſchen Sinn und jene nüchterne Zähigkeit, die den Basler in fremden Landen oft ſo ſehr auszeichnen. Leider iſt er auf dem Felde ſeiner Tätigkeit einer Tropenkrankheit erlegen; ein Schickſal, das man bedauern darf, obſchon es nicht zu den ganz ungewöhnlichen gehört. Hans Fäſch iſt aber nicht nur Kaufmann geweſen, der ſich und Andern neue Export- und Importgebiete erſchließen wollte; er hat auch ein offenes Auge und einen ſtets friſchen Sinn für Alles gehabt, was ihn umgab. Davon zeugen die lebensvoll anſchaulichen Briefe, die er von allen Stationen ſeiner Reiſe, dann von ſeiner Niederlaſſung am oberen Mekong aus an die Seinen geſchrieben hat. Aus dieſen Briefen ſind früh ſchon Auszüge von alledem gemacht worden, was weitere Kreiſe,

zunächſt Freunde und Verwandte, intereſſieren konnte. Von dieſen iſt dann der Wunſch ausgeſprochen worden, dieſe lebendigen, intereſſanten Reiſeſchilderungen möchten, etwa im „Basler Jahrbuch", allen denen vorgelegt werden, welche an ſolchen Darſtellungen ein Vergnügen finden. Die Redaktion des „Jahrbuches" iſt auf dieſen Wunſch gerne eingegangen von der Anſicht aus, daß recht wohl auch einmal Schilderungen gegeben werden dürften, auf denen noch der Duft der Friſche und des eben erſt Erlebten liege. Zu dieſem Zwecke ſind die Brief-Auszüge noch einmal durchgeſehen worden; Wiederholungen, ſowie alles bloß für den nähern Freundes- und Familienkreis Geſchriebene wurden weggelaſſen, und unſere Leſer empfangen nun Bilder, die raſch wechſelnd an ihnen vorüberziehen, die aber gerade darum, ſowie durch die Fülle des darin geſchilderten Lebens, gewiß intereſſant ſein werden, und aus denen — das ſcheint uns die Hauptſache — ein Beſtes herausblickt, nämlich eine freundliche, energiſche und dazu mit liebenswürdigem Humor begabte Basler — Perſönlichkeit. A. G.

* * *

Hans Rudolf Fäſch wurde geboren in Baſel im Jahr 1871 als erſter Sohn ſeiner Eltern, beſuchte die Schulen ſeiner Vaterſtadt und machte ſeine kaufmänniſche Lehre daſelbſt. Nach einem Aufenthalt von 3 Jahren in Lyon und London nahm er eine Stelle in einem Handelshaus in Singapore an; nach einigen Monaten ſchon wurde er zu ſeinem Bedauern in die Filiale nach Saïgon verſetzt, wo er ſich in jeder Beziehung weniger wohl fühlte, als in dem klimatiſch gut gelegenen und geſellſchaftlich ihm beſſer zuſagenden ſchönen Singapore.

In Saïgon lernte er einen jungen Norweger, Peter Hauff, kennen. Die beiden Freunde benützten ihre freie Zeit dazu, Ausflüge ins Innere des Landes zu machen, lernten die Sprache, Sitten und Gebräuche der Eingeborenen kennen und beſchloſſen

ſchließlich, gemeinſchaftlich eine Handelsexpedition nach Laos zu unternehmen. —

Laos iſt ein Land zwiſchen Siam, Annam und Tonkin gelegen, mehr als 1000 km von der Hafenſtadt Saïgon entfernt, vom großen Mekong-Strom durchfloſſen, der in Tibet entſpringt und ſeine Fluten durch ganz Hinterindien wälzt.

Laos war ſeit kurzer Zeit erſt unter franzöſiſchem Protektorat, und die Regierung machte alle Anſtrengungen, um junge Leute zu veranlaſſen, Handel nach jenen weit entlegenen Gegenden zu bringen. Das Land ſollte ſehr reich ſein an verſchiedenen zum Export ſich eignenden Produkten, und die Regierung verſprach alle mögliche Unterſtützung durch Verbeſſerung der Transportmittel. Straßen und Eiſenbahnen waren in Ausſicht und die Auſpizien für energiſche junge Leute anſcheinend ſehr gute.

Im Juni 1898 verließen die Freunde Saïgon, um ſich in Europa für ihr Unternehmen vorzubereiten. Den 7. Oktober gleichen Jahres ſchifften ſie ſich in Antwerpen wieder ein und fuhren mit dem japaniſchen Steamer „Hakata Maru“ dem Ziele ihrer Wünſche und Hoffnungen entgegen.

* * *

S./S. Hakata Maru, 12. Oktober 1898. Das Leben an dieſem japaniſchen Steamer iſt außerordentlich einförmig; ich habe Zeit, meinen Gedanken freien Lauf zu laſſen und der Zukunft zu gedenken. Wir ſind endlich aus dem Nebel und Regen des Kanals und aus den rollenden Wogen des Golfs von Biscaya heraus und heute morgen durch die Straße von Gibraltar in ruhiges, blaues Waſſer gekommen, mit einer goldenen Sonne darüber. Die höchſten Gipfel der Sierra Nevada ſchauen noch über den Horizont hinaus; bald werden auch dieſe letzten Spitzen der ſpaniſchen Küſte unſeren Blicken ſich entziehen, und mit ihnen iſt Europa verſchwunden; verſchwunden für wie

lange Zeit? Und unter welchen Umſtänden werden europäiſche Gefilde mich wieder grüßen?

Saïgon, 31. November 1898. Unſere Effekten und Waren ſind bald in Ordnung. Noch werden Planken und Balken geſägt, die zu unſerer Preſſe gehören, vermittelſt welcher die Baumwollballen geformt werden. Die ganze Expedition wird etwa 250 Kiſten und Ballen umfaſſen; die daran teilnehmenden Perſonen ſind außer Peter und mir, Ngaï-Kj, der Koch ſamt ſeiner Frau und Peters Privatboy. Ich habe keinen, werde mir einen ſolchen erſt ſpäter anſchaffen, wenn wir in das Gebiet der Laotier kommen. Ich brauche einen Eingeborenen, der mir die Sprache lehrt.

Um den Bedürfniſſen im Lande gerecht zu werden, habe ich mir folgende Gegenſtände angeſchafft: Zuerſt in London ein Wincheſter-Gewehr ſamt Patronen, auch ſolche zu meinem Revolver; dann ein Meſſer, einen Dolch und eine Axt, ſowie Photographie-Platten und Papier. In Saïgon Kochgeräte, Geſchirr aus emaillirtem Eiſen, Schaufel, Pickel, Hämmer, Zangen und andere Werkzeuge; jeder von uns eine Lampe zum Arbeiten und eine Laterne aus Kupfer mit ſtarken Drähten rings herum. Dann ein Feldbett; wir fanden dieſes ſehr nötig, denn man hat uns allenthalben vor der Feuchtigkeit und den Ausdünſtungen des Bodens gewarnt. Proviant für 2 Monate.

Eine Reiſe ins Innere eines unbekannten, oder doch wenig ziviliſierten Landes iſt ein Unternehmen, das Vorbereitungen bedarf, die Zeit und Geduld in Anſpruch nehmen. So packen wir denn ſeit 3 Wochen unſern Kram zuſammen und haben während dieſer Zeit 12-Stundentag gehabt.

S./S. Mékong, 4. Dezember. Seit meinem letzten Schreiben iſt der von Peter und mir ſo lange erwartete und ſo viel beſprochene Moment, wo der kleine Flußſteamer, gegenüber unſerer alten Bude am Quai, den letzten ſchrillen Pfiff

tat, vorübergezogen. Wir ſind geſtern Abend, von einer großen Schar von Freunden begleitet, noch im Café de la Rotonde geſeſſen, und dann haben wir den zwei ſchlanken Kirchtürmen von Saïgon, die im Mondſcheine erglänzten, „good bye“ geſagt. Die elektriſchen Lichter ſind bald verſchwunden, und noch einmal ſchwanken wir, für kurze Zeit nur, auf den raſtloſen Wogen des Meeres, fahren um die Südecke von Cochin-China herum und nordwärts dem großen Strome Nam Mey-Kong[1]) entgegen. Trübe wälzt er hier ſeine Fluten dem Meere zu; niedrig ſind ſeine Ufer und von Geſtrüpp und Unterholz und ungeſunden Sumpfländereien umgeben, verliert er ſich da: ſchwer zu ſagen, wo der Fluß aufhört und wo das Meer anfängt.

„Dir alter Mekong alſo vertrauen wir unſer Schickſal an für eine lange Zeit und erwarten, daß die Stromesgeiſter uns günſtig geſinnt ſeien, daß tückiſcher Nixen Ränke uns keinen Streich ſpielen und wir geſund und froh auf deinem breiten Rücken dahin fahren mögen, wo unſere Wünſche uns hinrufen und wo wir unſere Zukunft zu finden glauben.“ Jetzt geht's erſt in unbekanntes, neues Land, und wenn der alte Vater Mekong hier auch ſeine Wellen langſam und ſchmutzig dem Weltmeere zutreibt, ſo wiſſen wir doch, daß er in ſeinen jungen Tagen fröhlich über Felſen hüpft, durch Berge und Wälder zieht und in ſeinen ſilberhellen, blauen Fluten den Himmel ſpiegelt.

5. Dezember. Wir ſind unterdeſſen in Mytho angekommen. Bis dahin geht die Eiſenbahn von Saïgon durch fruchtbares Reisland, die „Kornkammer“ Cochinchinas. Doch wir halten uns nur kurze Zeit auf, nehmen einige Kiſten an Bord und dampfen weiter. Es iſt gerade, als führen wir auf einem See. Unbegrenzte Waſſermaſſen liegen vor uns, trübe braune Wellen werfen wir zur Seite, und weite, ſeengroße Waſſer

[1]) Nam Mey-Kong = Mutter der Waſſer von Kong. (Nam = Waſſer; Mey = Mutter.

liegen hinter uns. Die flachen Ufer ſind mit einer ans märchenhafte grenzenden Üppigkeit bewachſen. Bananen, Betelpalmen, große ſchattige Wälder, Cocospalmen und Strauchwerk wechſeln in unermüdlicher Mannigfaltigkeit; ſchlanke, hohe Palmen, die von Sirilaub wild umwuchert werden, und Schlingpflanzen, die ihre Arme von hohen Bäumen herunter hängen laſſen, bringen Abwechslung ins Bild. —

Oft tritt der Wald zurück, Hütten ſtehen am Ufer, Reis wird da gepflegt, und man ſieht die Leute, die ſchon eine ganz bedeutend dunklere Hautfarbe haben als die Cochin-Chineſen, in kleinen Boten fiſchen. Auch große Tonkans, ſchwer beladen, mit einem immenſen Segel und fünf Rudern, fahren langſam flußab, um ihre Waren nach Saïgon zu bringen. Der Landungsſteg iſt mit Fruchtverkäufern überfüllt; Zuckerrohr, Orangen, Turianblanda, Pampaijas, Betel natürlich und Tabak wird feilgeboten. Kokosnüſſe erzielen die beſten Preiſe, denn es iſt heiß, und der Durſt kann mit nichts ſo vollkommen geſtillt werden wie mit dieſer Frucht.

Kratié, 7. Dezember 1898. Ich bin heute da angelangt, wo Steamers aufhören zu fahren, wo man in Pirogen ſteigt. Ja, intereſſant und abenteuerlich iſt's ſchon, komfortabel nicht, aber ſauber; ein friſches, freies Leben und frohe, fröhliche lebensluſtige Kerle als Ruderer.

Die Piroge, auf der Ihr mich alſo für die nächſten zwei, vielleicht vier Monate im Geiſte denken müßt, iſt ein fünf bis zehn Meter langes Boot, aus einem einzigen ſoliden Baum geſchnitten, hat vorn und hinten eine ſchwere Naſe und auf dem Stern einen Aufbau für den Steuermann, der zugleich ein Ruder führt und mit den Beinen ſteuert. Das Boot hat zwei Dächer, die Waren liegen unten. Rings herum iſt ein Gerüſt aus Bambus, und darauf liegen Bretter, ſo daß man neben den zwei Häuschen vorbeigehen kann, zum Abſtoßen im

ſeichten Waſſer; viele dieſer Pirogen ſind ſehr groß, und ich freue mich auf die Reiſe in dieſen langen, ſchlanken Fahrzeugen.

Ich ſchreibe auf der Landungsbrücke und ſitze auf meinem Waſchſack. Als Pult dient eine Petrolkiſte, und der Koch hält einen Parapluie über mich, denn die Sonne brennt.

11. Dezember. Wir paſſierten geſtern den Rapide von Tmochré ohne Unfall und ſind heute in ruhigem Waſſer. Übermorgen kommen die Stromſchnellen von Treatapang.

Sambor, 12. Dezember 1898. Am zehnten ziemlich ſpät kamen wir endlich von Kratié weg und machten nur noch einen ſehr kurzen Weg an jenem Abend. Bald wurden die neun Boote, in denen ein Teil unſerer Waren untergebracht iſt, angehalten, und das intereſſanteſte Strandleben entwickelte ſich. Jedes Boot zündet ſein Feuer an, und die Leute lagern ſich in maleriſchen Gruppen um dieſelben. Reis wird gekocht, und Vögel werden gebraten. Die Kücheninſtallation iſt einfach: Drei große Hölzer werden in den Boden geſteckt, der Topf kommt darauf, ein Feuer darunter, und die Küche iſt fertig.

Die Leute entwickeln einen fabelhaften Appetit: einige Reiher und ein Aasgeier, die ich geſchoſſen, werden mit Stumpf und Stiel aufgegeſſen; dann wird Muſik gemacht und geſungen und laotiſcher Tabak in Betelblättern wie Cigaretten geraucht.

Das Bild, das ſich da am Mekongſtrande dem Auge darbietet, iſt zauberhaft ſchön. — „Leiſe rauſcht der Strom dahin!“ — Über ihm wölbt ſich ein Sternenhimmel, wie ihn nur die tropiſche Zone kennt. Dazu die gewiß dreißig verſchiedenen Feuer, um welche ſich braune und gelbe Geſellen in allen Schattierungen gelagert haben, plaudernd, ihr frugales Mahl verzehrend, oder rauchend und ſingend.

Über dem Waſſer die Stille der Nacht, von keinem Laut geſtört. Da wenden ſich die Gedanken heimwärts, der Vergangenheit zu. — — —

Am andern Morgen in aller Frühe wird abgekocht und dann weiter gestachelt. Der Fluß ist bald eng und schmal, bald breit und unabsehbar, und verengert sich bei Tmochré zu einer fürchterlichen Stromschnelle.

Vom Flußlauf ist da keine Spur mehr zu sehen; derselbe ist zersplittert durch hundert kleine und große Inseln, zwischen denen der Strom mit rasender Gewalt dahinbraust. Da heißt es denn zwischen Felszacken, Sandbänken und angeschwemmten Baumstämmen, stoßend, schwimmend und rudernd, auch Steine aus dem Weg räumend, den richtigen Kanal finden.

Am Gestrüpp des Ufers und der Inseln suchen die braunen Hände Halt und bringen das Boot langsam über die gefährliche Stelle. Es waren fünfzehn bis zwanzig Mann mit meinem Boot beschäftigt, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß zum großen Boot auch größere Sorgfalt verwendet wurde. Dieses ist auch das einzige Boot, in welchem sich „Unversichertes" befindet.

Die Arbeit der Eingeborenen, das Boot mit Schiffshaken vorwärts zu stacheln, ist eine höchst beschwerliche. Ich hab's auch versucht, wurde aber beim ersten Stoß über Bord geschlagen. — Es passiert auch sehr häufig, daß einer vom Brett purzelt, was dann jeweilen von den andern mit großem Hohngeheul begrüßt wird. —

Der nasse Bursche begibt sich, ohne ein Wort zu verlieren, wieder ans Stacheln. Jedermann lacht und ist vergnügt; die Kleider sind nicht kostbar, und die Tropensonne trocknet sie schnell. —

14. Dezember 1898. Heute haben wir die Rapides von Treatapang, die in den französischen Berichten „les terribles" genannt werden, überschritten. Beinahe wurde mein Boot in dem fürchterlichen Wirbel herumgedreht, aber glücklich sind wir schließlich oben angekommen.

19. Dezember 1898. Täglich Neues! Hier tummeln ſich Krokodile im Waſſer; Affen — die erſten die ich in Indo-China ſehe — turnen mit tollen Sprüngen von Baum zu Baum. Man ſagt mir, daß bei Hochwaſſer der Strom in gerader Linie über das gehe, was wir jetzt als Land und Wälder ſehen. Die Schönheit und Wildheit der Landſchaft übertrifft alles bisher Geſehene. Hier iſt noch der Tiger König der Wälder. Wild ſtreicht durch die Büſche, ſoviel man will. In der Dſchungel, ganz nahe am Katarakt, ſteht eine ganz kleine Kapelle und ein uraltes Monument, von einigen Bonzen bewacht. Vor den göttlichen Figuren knieen die wenigen Waldbewohner nieder; zu dieſem Zweck iſt der Boden mit Matten belegt, und zwei Glocken läuten am Abend bei Sonnenuntergang und während der Nacht, um den Tiger zu verſcheuchen.

23. Dezember 1898. Wir werden von allen Franzoſen mit einer großen Gaſtfreundſchaft empfangen, ſind überall aufs beſte und freundlichſte aufgenommen und haben, ſobald wir an bewohnte Plätze kommen, von dîner zu dîner zu gehen, und überall wird eine Extraflaſche geöffnet. Sind wir dann wieder im Boot, ſo iſt oft Schmalhans Küchenmeiſter; oft aber geht's hoch her, wie es die Umſtände eben mit ſich bringen.

Haben wir Glück im Fiſchen, ſo gibt's gebackene Karpfen und Forellen und andere Fiſche, wie Wels und Aale, Krebſe, Fröſchenſchenkel und Vögel aller Arten. Oft iſt nur trockener Reis zu haben; dann laſſe ich etwas Confiture beifügen.

Um uns über die Cautchouc-Produktion dieſer Gegend zu orientieren, fuhren wir an das gegenüberliegende Ufer des Stromes nach dem ſiameſiſchen Dorfe „Outhomm".

Bei unſerer Landung wurden wir vom Mandarinen des Ortes ſehr förmlich und freundlich empfangen.

Wir hatten uns in grande tenue geſtürzt, d. h. in unſere ſeidenen, chineſiſchen Gewänder, die wir zum Zwecke großer

Receptionen bei den Eingeborenen mitführen. Peter trug dunkelblaue Hoſe und violetten Rock und eine roſa Schärpe; ich hatte hellblaue Hoſe und ſilbergrauen Rock; dazu Revolver und Dolch im Gürtel; unſere ſämtlichen Ruderer bildeten die Suite.

So zogen wir ins Dorf ein, wurden ſofort in das Empfangshaus geführt, das im Centrum des Fleckens ſteht und etwa zwei Meter höher iſt als die übrigen Hütten.

Mir als dem „alten Mann“ wurde der hohe Stuhl angeboten; Peter ſaß zu meiner Rechten, der Mandarin links, alle auf einem Podium. Die Nobeln des Dorfes kauerten um dasſelbe herum, und das gemeine Volk ſtand draußen. —

Das Haus war geſchmückt mit einer Petroleumlampe und zwei Glaskaraffen, der Stolz des Ophabat.[1]) Chum Chum,[2]) Cocosnußmilch und ſiameſiſche Cigaretten wurden in Maſſe konſumiert, und wir radebrechten unſer Laotiſch. Bald kamen wir auf den Zweck unſeres Beſuches zu ſprechen, und der Ophabat verſprach uns, ſeine Leute in den Wald zu ſenden, um „Rubber“ zu ernten.

27. Dezember 1898. Jetzt ſind wir nahe bei Bassac. Hohe Berge ſchließen den weiten Strom ein, und die Landſchaft erinnert mich an diejenige des Brienzerſees. Der Strom iſt breit wie ein See, und die Berge hüllen ihre Häupter in lichte Wölklein ein.

Bassac, 28. Dezember 1898. Der Koch hat Ordre erhalten, zwei Spanferkel zu kaufen; das Stück koſtet 20 Cts.; da kann man ſich den Luxus ſchon erlauben.

Weihnachten haben wir in Muong Pak-Se-Don[3]) in Geſchäften zugebracht. Am Abend aber wurde ein Feuer an-

[1]) Dorfälteſter.

[2]) Eine Art Schnaps.

[3]) Muong Pak-Se-Don heißt: Ortſchaft an der Mündung des Stromes. Muong = Ortſchaft, Pak = Mündung, Don = Strom.

gezündet, das bis Bassac mag geleuchtet haben. Wir brauten einen Grog nach dem Essen; denn es war kalt, wie in der Heimat, und tranken auf Eure Gesundheit. Peter spielte Violine; wir sangen Lieder und rauchten Cigaretten. In der Nacht ging's dann weiter bis zum großen Keng,[1]) der uns den Weg versperrte.

Da wir auf siamesischem Gebiet sind, so heißt's ein wenig aufpassen, denn die Gerechtigkeit ist da nicht weit her. Aber wir schlafen jede Nacht bei den Bonzen[2]) und haben dort nichts zu befürchten; denn der Tempel ist heilig und beschützt uns. Zudem sind die heiligen Männer zahlreich; sie singen während der Nacht ihre Gesänge und murmeln gemeinschaftliche Gebete, dazu die Glocken läutend.

Am Se Moun, 5. Januar 1899. Sanft fließt der Strom kurze Zeit dahin; bald aber zeigen Schaum und Gischtblasen, daß etwas im Wege liegt, und nach wenigen Minuten schon tönt Donnerhall an das erstaunte Ohr.

Da steht man denn vor einem gewaltigen Wasserfall, über den jede Schiffahrt unmöglich ist. Das Boot wird bis zum letzten Strohhalm ausgepackt; die Gegenstände werden über die fürchterlichen Klippen und Löcher hinweggetragen und dann auch das Boot hinübergeschafft, was nicht ohne große Schwierigkeit geschieht; doch schiebend und stoßend und hebend, unter großem Gebrüll der Braunen, kommt man endlich auf die Höhe. Das Boot wird frisch geladen, und ich hoffte schon für einige Zeit Ruhe zu bekommen. Aber das Vergnügen war nur von kurzer Dauer, kaum war das Brausen des Keng-Tanak verrauscht, als schon neuer Donner ähnliches ankündigte. Über den zweiten Fall kamen wir ohne Ausladen des Bootes; aber

[1]) Keng = Stromschnelle.
[2]) Bonze = buddhistischer Priester.

ins Waſſer hieß es da, ob Herr oder Ruderknecht, und daß wir durchgekommen ſind ohne Unfall, war ein Wunder.

So ging's den ganzen Tag weiter von Kong zu Kong über ſieben gewaltige Stromſchnellen.

15. Januar 1899. Reis und Schwein und Schwein und Reis ſeit Neujahr beginnen mir zu verleiden; ich muß mal morgen auf die Hühnerjagd gehen. —

Ich bin oft bei den Bonzen; ihre einfache Art, ihre Kleidung und Haltung gefallen mir, und ihre Häuſer ſind immer ſorgfältig gebaut; dazu der Tempel, der in der Nähe ſteht mit ſeinem großen, goldenen Buddha und ſeinen vielen kleinen roten oder vergoldeten Buddhachen. Dieſes alles in Mondbeleuchtung bringt märchenhafte Bilder zu ſtande, die ſich unvergeßlich dem Gemüte einprägen! Dazu der Geſang der Mönche, die ihren Abendſegen herſagen. Köſtlich nehmen ſich die hellen Kinderſtimmen der Bonzenlehrlinge unter den tiefen Bäſſen der Alten aus. —

Unter ſolchen Stimmungsbildern wickle ich mich denn in meinen Mantel, lege mich auf mein hartes Lager und laſſe die Gedanken ſchweifen wohin ſie wollen, bis Schlaf ſich auf die von der Reiſe ermüdeten Glieder niederſenkt.

Welch wunderbares Leben! — —

17. Januar. Unſerm Kuli Chef habe ich ein Wybertli zu koſten gegeben, worauf er bemerkte, der europäiſche „Betel“ ſei gut. Große Bewunderung erregt überall mein Spiegel; auf der einen Seite iſt ein Hohlſpiegel zum Raſieren, der die Leute ordentlich erſchrecken macht.

S./S. „Samuel Butler“[1]), 29. Januar. Da ich für längere Zeit auf unſerer Piroge einquartiert bin, habe ich mir

[1]) „Samuel Butler“, ſo wurde die große Piroge wohl aus Dankbarkeit und zur Erinnerung an einen alten Engländer getauft, bei welchem Fäſch in London wie deſſen Sohn aufgenommen war und an dem er mit großer Verehrung hing. Er ſtarb 1903, im gleichen Jahr wie Fäſch. —

die Sache etwas comfortabler hergerichtet, als wie wir gewöhnlich reiſen. In der hinteren Cabine habe ich mich häuslich einquartiert; die vordere Öffnung wird von oben bis unten durch meine Schweizerflagge abgeſchloſſen, um Wind und Sonne den Eingang zu wehren; hinten iſt der gleiche Verſchluß durch ein Segel angebracht, und es fühlt ſich ganz patriotiſch in dieſem Raume. Die Wände ſind mit meinen zwei Flinten, Revolver und meinen zwei Meſſern geſchmückt; außerdem mit einigen Waffen von Eingeborenen und mit allen Euern Poſtkarten.

An einem Ende der Cabine ſteht mein Korb, auf der andern die Dollar-box, in der Mitte die Kaſſe und andere Objekte, ſo daß gerade ſo viel Raum übrig bleibt, daß ich mich nachts, in meinen Mantel und meine zwei wollenen Decken gehüllt, ausgeſtreckt hinlegen kann.

Wenn's kalt iſt, nehme ich auch meine Mahlzeiten hier ein; wenn's dagegen warm iſt, oder an einem ſchönen Abend, geht man ans Ufer und ſucht einen hübſchen Platz, wo man ſein Lager aufſchlägt.

Auch einen Hühnerſtall habe ich aus geſplittertem Bambus gebaut; in demſelben führen ſich meine Hähne und Hennen recht zänkiſch auf bis zu ihrem nahen Ende, und man muß oft mit Strenge einſchreiten, wenn der Händel zu arg wird.

Pak Moun, den 5. Februar 1899. Von hier habe ich noch etwa 30 Kilometer Reiſe per Boot und dann kommt Steamer bis Vien-Tiane.

Das obere Laos wird als Operationsfeld die günſtigere Gegend ſein; dasſelbe iſt reicher, und die Eingeborenen ſtehen auf einer höheren Stufe der Civiliſation, haben mehr Bedürfniſſe und arbeiten viel mehr. Mit Leuten, die nur von Reis leben und einen elenden Fetzen um die Lenden ſchlingen, dazu in Hütten wohnen, die zu ſchlecht für europäiſche Ställe wären, kann ein Handeltreibender nichts anfangen.

Unterwegs bei Kemarat, 26. März 1899. Mein Küchenjunge hat mich lachen gemacht. Die Kulis waren an einem Keng beſchäftigt, und ich benützte die Ruhe für meine Korreſpondenz, füllte zu dem Zwecke mein kleines Tintenfaß aus der großen Flaſche und ſchickte den Jungen, dieſe wieder zu verſorgen. Als er nicht zurückkam und ich ein kurioſes Spucken hörte, ſtreckte ich den Kopf unter dem Dach meines Bootes hervor und ſah zunächſt einen düſteren Tintenklex auf dem Felſen, und als ich den Jungen anſah, war die Wahrheit deutlich in ſein Geſicht gemalt. Die ſchönen weißen Zähne waren ſchwarz, Tintentropfen hingen am Kinn und aus den Mundwinkeln floß die ſchwarze Flüſſigkeit. Tinte war an ſeinen Händen und ſein Geſicht in gallenbittre Fältlein gezogen.

Der Junge wurde von den andern Kulis furchtbar ausgelacht; ſie ſagten ihm, er habe Gift getrunken und müſſe ſterben. Ich gab ihm 2 Pillen von Dr. Geiger's Ipica; aber die Kerle haben noch gute Magen: weder meine Tinte, noch das verſchlungene Brechmittel haben den geringſten Schaden noch irgendwelche Wirkung getan.

Heute kam eine Poſt mit 2 Wochen Basler Nachrichten, vielen Privat- und Geſchäftsbriefen, ein guter Tag! —

Nunmehr wir bald am Ziele ſind, wird wirkungsvolles Schaffen nicht ausbleiben. — Ich bin voll Zuverſicht! Auch werden wir überall mit ausgeſuchter Höflichkeit, ja Herzlichkeit empfangen; unſere Namen ſind in ganz Laos bekannt, und überall erwartet man uns. In jedem Kommiſſariat will man uns feſthalten; doch ſcheint Vien-Tiane das produktenreichſte zu ſein.

Vien-Tiane, 7. April. Endlich iſt das gelobte Land erreicht; welches Paradies! — Stundenlang ziehen ſich Häuſer und Dörfer dem Fluß entlang dahin und bieten den maleriſch unübertroffenſten Anblick dar.

Hübſche Hütten und Häuſer auf Pfählen ſind umgeben von einem unbeſchreiblichen Reichtum von Nutz- und Zierpflanzen. Zucker und Cocospalmen ſind unzählig; überall verbreitet der Ficus religiosa mit ſeiner großen Blätterkrone kühlenden Schatten. Areccapalmen ſtehen ſteif zwiſchen den Rieſenblättern der Bananen und Bambus; Pampelnuß und viele andere Fruchtbäume wachſen in dem überreichen Garten. Überall zehnfacher Reichtum, vielmal mehr als in den ſüdlichen Provinzen.

Zahlloſe Leute beleben die den Fluß entlang führende Straße, an der auch unſer Shop ſteht. Wir ſind natürlich einſtweilen elend eingerichtet, haben aber doch Schutz und Obdach vor der nunmehr bald hereinbrechenden Regenzeit. Möbel, wie Stühle, Tiſche und Schränke, gibt es nicht.

Unſer Grundſtück liegt ganz am Ende von Vien-Tiane; von da an heißt's Ban-Sitan. Es iſt eigentlich alles eine ununterbrochene Ortſchaft, und wir ſind mitten drin, wie denn auch auf der andern Seite ſich Dorf an Dorf reiht.

In Vien-Tiane wurden zur Zeit der Zerſtörung des alten Königreichs durch die Siameſen vor zirka 100 Jahren ungeheure Reichtümer vernichtet; alte Mauern, Tempel, Zinnen von verwüſteten Schlöſſern, Ruinen aller Art zeugen von vergangener Pracht, von Luxus und Kultur; wohin mag wohl all dies geſchwunden ſein? Wenn man von Sitan nach Vien-Tiane geht, muß man vorerſt den Lauf eines kleinen Fluſſes durchſchreiten, um dann durch das Thor der alten Stadt eintreten zu können. Reſte der Ringmauer ſind noch erhalten. Da ſtehen Tempel, die Jahrhunderte zählen mögen. Umgeben von alten Mauern, aus deren Niſchen Bronze-Buddhas herunterſehen, befindet ſich das Hauptgebäude, eine hohe, am Fuß breite, gegen oben ſich verjüngende Säule mit goldener Spitze. Dieſe iſt umgeben von Figuren, die Gottheit darſtellend, von Gemächern für die Prieſter, von Gelaſſen, wo Bibliothek und Schätze aufbewahrt

werden. Die meiſten Götzen ſind aus ſolider Bronze gegoſſen, haben Edelſteine als Augen und ſind mit Gold und koſtbarer Ausſtattung überladen. Ich werde ſpäter auf alle einzelnen Tempel zurückkommen, jeder hat ſein Bemerkenswertes, ſein Wunderbares aufzuweiſen. Im Haupttempel allein zählt man mehr als 20,000 Buddhas. Man glaubt ſich im alten Rom! Welch ruhmvolle Zeit hat da einſt geblüht, und davon weiß die Geſchichte beinahe nichts! Ein Gelehrter könnte aus all den Inſchriften, Sculpturen, Malereien und Bauten reiche Schätze ſammeln und unſerer Zeit ein neues Gebiet des Studiums eröffnen.

Vien-Tiane, 9. April 1899. Vien-Tiane war der Sitz der alten laotiſchen Kultur, der Sitz des alten Königshauſes und iſt heute, 100 Jahre nach ſeiner Zerſtörung, auf dem Punkte, ſich aus ſeiner Aſche zu erheben. Ein blühender Handel, ein energiſches Volk, das ſein Lebensziel nicht in Eſſen und Schlafen ſucht, wie ſo mancher Stammverwandte, werden das friſche Aufblühen der Stadt ſchon fördern.

Nicht weit von der Landesmarke haben wir ein Stück Land erſtanden, mit einem Bambushaus darauf; wenig Gemüſe iſt im kleinen Gärtchen angepflanzt, Areccapalmen, Bananen und eine ſaure, gelbe Pflaume bieten uns Erfriſchung durch Früchte, Schatten und zierliche Geſtalt.

Unſer Shop iſt beſtändig voll Leute; die meiſten Waren ſind ſchon weg. Sobald wir ſehen, daß es hier definitiv geht, werden wir ein gutes Haus aus Holz bauen, gerade ſo wie die beiden Häuſer, die zur Pariſer Weltausſtellung gehen.

Mit einem Mandarinen, einem feiſten, wohlgenährten Herrn, haben wir Freundſchaft geſchloſſen und ſodann den hinter unſerm Grund gelegenen Platz gekauft.

Geht man zum linken „Gätterli“ hinaus, ſo kommt man zu den Trümmern einer alten Pagode. Beim Ausrotten der

undurchdringlichen Wildnis fanden wir vorerſt einen Altar, dann einen Tempel mit ſchöner, leider zerſchlagener Buddha-Figur. Der Kopf fehlt ganz, die Bruſt iſt erhalten, ebenſo die gekreuzten Füße; aber in dieſen Ruinen hauſen Pies (Geiſter), welche nicht geſtört werden dürfen; der Platz ſoll daher als Luſtgarten bepflanzt werden. —

Vien-Tiane, 21. April 1899. Wir haben ein Laos-Haus gekauft, dasſelbe in Stücke auseinander genommen und hier wieder aufgeſtellt. Das Plätzchen iſt idylliſch; wir haben täglich 10—20 Kulis an der Arbeit, um das Haus zu bauen, den Grund von Dornen und Geſtrüpp zu reinigen und eine Hecke aus grünen Pflanzen und Bambusſtöcken um das ganze zu ziehen.

Es iſt heiß, ſehr heiß ſogar. 32° C. im Schatten, oft aber 36—38° C., beſonders von 11—3½ Uhr; dieſe Woche hatten wir jeden Abend noch 40° C.; heute Nacht fiel der erſte Regen; der Strom iſt ſchon um 1½ Meter geſtiegen.

Vien-Tiane, 28. April 1899. Bis jetzt haben wir ſchon ganz anſehnliches Leben in den laotiſchen Handel gebracht; etwa 800 Kiſten Import und 250 Colli Export, und unſer Magazin iſt ſo angefüllt mit Waren, Häuten, Hörnern und Cautchouc, daß der Boden geſtern eingebrochen iſt.

Vor einigen Tagen hat unſer Kuli-Chef einen großen Pie auf meinem ſchönen Mangos-Baum ſitzen ſehen, und zwei unſerer Kulis haben uns den Dienſt gekündigt wegen der Pies. Des einen Großmutter iſt vor kurzer Zeit geſtorben, und man kann nie wiſſen, ob nicht der Geiſt der Verblichenen in unſeren Wäldern ſpukt; dem zweiten iſt etwas gar Schlimmes paſſiert: als er auf meiner Veranda ſchlief, trat ein gewaltiger Pie mitten auf ſeinen Bauch und ſchaute ihm mit gleißenden Augen ins Geſicht; ich mußte ſelber zugeſtehen, daß dies ja ſehr unangenehm ſei, hielt aber eine lange und ſchwungvolle Rede gegen

ſämtliches geflügeltes, kletterndes und wandelndes Pie-Ungeziefer. Die Rede machte auf alle großen Eindruck, nur auf den Kuli-Chef nicht, der führte in ebenſo ſchwungvoller Rede und jedenfalls bedeutend beſſerem Laotiſch aus, daß der Than con khay, d. h. der Herr, der Dinge kauft (ſo heiße ich nämlich bei den Eingeborenen [1]), wenn er mit ſeiner Büchſe, die viele Söhne in ihrem Bauch aufbewahren kann (Repetiergewehr) auf einen Pie ſchieße, der Pie nicht vom Baum fallen werde. Das mußte ich denn zugeben und da war mein mühſam gewonnener Einfluß auch ſchon wieder zerronnen, und die Pies ſpuken immer noch auf unſeren Bäumen. Auf meiner Veranda hat ſeither keiner mehr geſchlafen. Auch unſer Nachbar, der Oberprieſter des Tempels, hat Pies in unſerm Park geſehen; da muß ich denn bald ſelber daran glauben.

30. April 1899. Ich laſſe mir den Geſang der Bonzen und der Bonzenlehrlinge, der wie die hohe Meſſe durch die Stille der Nacht klingt, ſehr gern gefallen; wenn aber der Vollmond oder der Neumond kommt, dann werden die großen Tam-tams hervorgeholt und unerbittlich die ganze Nacht hindurch geſchlagen. Die armen Bonzenlehrlinge ſind zu bedauern, denn bei der Arbeit mögen ſie wohl Durſt bekommen; aber die Regeln ſind ſtreng, und einen beſſern Trunk als Waſſer kennt der Prieſter nicht.

Muong Tourakum = Monat der Roſen (Mai). Ich bin zur Abwechslung wieder einmal auf Reiſen. Der Ausflug ging diesmal ins fruchtbare Tal des Fluſſes Gnüm, der ſich etwa 50 Kilometer unterhalb Nong Khay in den Mekong ergießt.

Der neue Résident supérieur war in Begleitung des Kommiſſärs und einer Eskorte über Land nach Luang Prabang gereiſt; den zurückkehrenden Kommiſſär, unſern Freund und

[1]) Peter heißt ſeiner Brille wegen: Than si Ta! der Herr mit vier Augen.

Beſchützer des Handels, wollte ich bei dieſer Gelegenheit in Tourakum, dem Centrum des Verkehrs im Tale Gnüm, treffen und machte mich alſo eines Samstag abends in Begleitung von Thi, einem Anamiten, und Phan, einem Laotier, die in unſern Dienſten ſtehen, ſowie einem Landeskundigen als Führer auf den Weg. Die Leute trugen das Notwendigſte auf dem Rücken an Bambusſtäben. Ich ſelber eröffnete den Zug hoch zu Roß, und ſo ſchlugen wir uns bald, den Mekong verlaſſend, rechts in die Büſche.

Als die Sonne am Untergehen war, ſagte mir der Führer, das Ban (Dorf) Na-Sai ſei nicht weit, wir würden dasſelbe in Bälde erreichen. Ich gab deshalb dem Pferde die Sporen und trabte luſtig drauf los, um noch vor Dunkel die Anſiedlung zu ſehen. — Dieſe kam aber nicht. Die Sonne war glühend hinter den fernen Bergen untergegangen, und Nacht ſenkte ſich auf die Gefilde. Bald führte der Weg durch einen Sumpf, und da fand ich es doch geraten, auf meine Begleiter zu warten. Sie kamen aber nicht, und ich ritt zurück, fand ſie jedoch nicht mehr. Da blieb nichts anderes übrig, als der Straße zu folgen. Da die Nacht immer dunkler wurde und der Mond, der im Zenith ſtand, kaum ſeine ſchwache Sichel durch die Wolken ſchimmern ließ, ſo hieb ich auf das Roß los, um baldmöglichſt unter Dach zu kommen. Im Sumpfe verlor ſich der kaum ſichtbare Weg bald gänzlich, und ich befand mich in einer nicht ganz heimeligen Lage. Das dumpfe Brüllen des Tigers tönte beunruhigend aus dem nahen Walde; aber ein Licht ſchimmerte hell und freundlich über den Sumpf herüber. Da blieb wohl nichts anderes zu tun, als ſtraks auf das Feuer loszureiten. Alſo vorwärts! — Doch plötzlich loſch es; dafür flackerten zehn andere links und rechts auf. Alſo Irrlichter! —

Zudem war ich im Kreiſe geritten, die Sterne des Himmels zeigten es an; das Kreuz des Südens, das tief in meinem

Rücken geſtanden, befand ſich vor mir, und der Gürtel des Orion flammte in voller Pracht hinter mir. Bei meinem Ritt durch den Sumpf hatte ich deutlich in der Ferne eine hohe trockene Stelle geſehen und Büffel hatten darauf geraſtet; ein helles Brüllen klang jetzt durch die Nacht und brachte mich auf den Weg zum trockenen Platze. Ein paar hohe Bäume ſtanden dort; die Büffel flohen bei meinem Nahen in den Sumpf, und da war auch wieder ein Wagengeleiſe, der verlorene Pfad. Ich wußte aber aus Erfahrung, wie leicht der Pfad im Dunkeln verloren geht und beſchloß, mein Pferd abzuſatteln und die Nacht an dieſer ſchönen Stelle zuzubringen. Ich ſchnitt Zweige ab und bereitete mir damit ein Lager, der Sattel diente als Kiſſen, und der Gürtel wurde um ein Loch enger geſchnallt, um den knurrenden Magen zur Ruhe zu bringen. — Ich legte mich alſo aufs Ohr, und da ſchimmerte das verflixte Licht ſchon wieder herüber, genau an derſelben Stelle, klar und flackernd wie ein Feuer; auch konnte das Dorf nicht ferne ſein. Nun morgen bei Tagesanbruch werden wir die Spur ſchon wieder finden; für heute mußte das harte Lager in dünnen, naſſen Kleidern genügen. Fieber ſchüttelten mich bald, und die Lage war ganz ungemütlich.

„Ja, Ihr Herren Geſchäftsreiſende in Europa, bei Euch geht's einfacher, leichter und geſchwinder!“

Ich mochte etwa 2—3 Stunden ſo gelegen haben, die kleine Sichel des Mondes war nun verſchwunden; da kamen Lichter, Stimmen wurden hörbar, bald konnte ich fünf mit Fackeln verſehene Leute erkennen, die ſich ſoeben wieder entfernen wollten, als ich ihnen zurief, hierher zu kommen. Es waren meine zwei Diener, der Mandarin des Dorfes Na-Sai und zwei andere, die auf die Suche nach mir gegangen waren. Man war bald auf der Straße, und nach einſtündigem Marſch langten wir im Dorfe an. Ich nahm Chinin, trank einen heißen Grog und

fühlte mich bald wieder zu jedem Tun entflammt. Den Reſt der Nacht brachte ich im Tempel zu, und bei Tagesgrauen weckte ich meine Leute, um den Weg fortzuſetzen. —

Am Ende des Dorfes nahm uns ſogleich der Schatten des Waldes in ſeine angenehme Kühle auf, und ein ſtundenlanger, wunderbarer Ritt im Urwald folgte. Der ſchmale, zu Pferd kaum paſſierbare Pfad war mit Meſſer und Feuer durch die Wildnis gezogen worden, mächtige alte Bäume ſtehen mit ihren ungeheuren Stämmen da, eng verbunden miteinander durch Lianen und Schlingpflanzen aller Art; Unterholz, Bambus, Stacheln und Dornen füllen jeden leeren Platz aus; dies iſt jungfräulicher Urwald; kein Menſch hat daran je getaſtet, keine Axt die Zerſtörung begonnen; hier iſt das Revier der wilden Tiere, der Affen und Schlangen und allen möglichen Ungeziefers. Bunte Vögel wiegen ſich oben im Dom auf lichten Zweigen, Papageien kreiſchen, und Schmetterlinge, wie nur glühende Phantaſie ſie denken kann, flattern von Blatt zu Zweig, von Blume zu Blüte.

Ban-Isài. Die Häuſer dieſes Dorfes ſind auf Pfählen gebaut, und unter jedem ſtehen einige Webſtühle. Dies iſt immer ein Zeichen von Reichtum; denn wer in dieſem Lande arbeitet, hat Geld. Die Seide wird nur vom weiblichen Teil der Bevölkerung bearbeitet, und da ich immer auf Seide, Cocons und Déchets ausgehe, ſo habe ich bald das ganze ſchöne Geſchlecht des Fleckens um mich herum. Eine ſolche Verſammlung von Dorfſchönheiten dürfte Euch einigermaßen intereſſieren. Man ſitzt im Halbkreis um den Than herum, die ſchüchternen in reſpektvoller Entfernung, die beherzten in der Nähe; in der vordern Reihe hocken alle alten Weiber, alle bekleidet mit dem Sin (einer Art Unterrock), Betel kauend und die rote Sauce in die Mitte ſpuckend. Die jüngeren Weiber kommen in zweiter Linie und die Mädchen zu hinterſt. Die Laotierin

iſt kurz geſchoren à la brosse und ſchmückt ſich mit Blumen. Dok-mai, eine weiße Liliacee, wird hinter die Ohren und in die Haare geſteckt; wie ſie ſich dort halten, kann ich kaum begreifen, da beim Sprechen lebhafte Geſten gemacht werden und das Kopfſchütteln ein großes Verſtändigungsmittel iſt. Junge Damen tragen dann noch den phà, ein um die Bruſt geſchlungenes meiſt gelbes Tuch. Der Sin iſt faſt immer aus Seide, reich mit Goldfäden durchwoben; unter dem Sin tragen Mädchen aus beſſern Ständen noch einen weißen phà aus Baumwolle, der kokett am obern Ende heraus ſchaut; man legt großen Wert auf dieſes Hervorſchauen des phà, da es eine vornehmere Geſellſchaftsklaſſe verrät. Mit älteren Damen kommt man am beſten aus; ſie begreifen, daß, wenn Fremde etwas nicht verſtehen, man es wiederholen und erklären muß. Mit jungen Damen iſt ſchon nicht ſo leicht zu verkehren; ſie glauben, man wolle ſie ärgern, wenn man nicht gleich verſteht, was ſie quatſchen, und laufen davon.

Ban-Kenn. In der Sala[1]) ſtieg ich ab und wurde ſofort von den Eingeborenen haufenweiſe beſucht; es gibt dort viele Leute, die noch nie einen Weißen geſehen hatten und beſonders unſere Art des Eſſens macht den Leuten Spaß. Vornehme und Älteſte des Dorfes gaben mir das Geleite in die verſchiedenen Tempel; man beſichtigte das Dorf von einem Ende zum andern, was drei Stunden erforderte; überall finden ſich große Plantagen der Maulbeerbäume, wo die Seidenraupen gezüchtet werden. Das geſponnene Seidengarn iſt jedoch roh und grob wie alle Laos-Seide und kann in europäiſchen Webereien nicht benützt werden.

Am Abend war das ganze Dorf vor der Sala verſammelt, und die Frau des Tha San brachte mir eine Meſſingſchale

[1]) Leere große Hütte, in jedem Dorf zu finden, die als Unterkunftslokal für die Reiſenden dient.

gefüllt mit Früchten und geſchmückt mit Dok-may (Lilie). Die Geſchenke werden immer ſehr ceremoniell überreicht. Die Geberin läßt ſich auf die Kniee nieder, bietet die Schale und faltet dann die Hände, dieſelben über dem Kopf erhebend; eine leichte Neigung des Oberkörpers folgt, dann ſinken die Arme, und man beginnt zu ſprechen. Die Eingeborenen ſprechen niemals zu einem Weißen anders als am Boden kauernd; ſelbſt Mandarinen befolgen das beſchriebene Höflichkeitsceremoniell.

Trifft man Lao's auf der Straße an, ſo nehmen ſie den Hut ſchon von ferne ab, begeben ſich an den Straßenrand, und wenn der Than dann nahe iſt, ſo kauern ſie nieder. Junge Weiber kehren dem Europäer in dieſer Stellung meiſtens den Rücken, immer aber, wenn ſie keinen phà (Bruſttuch) tragen.

Tritt man in ein Haus ein, ſo wird man in den erſten der Leiter zunächſt liegenden Raum gewieſen; man holt ſofort eine Matte und ein Kopfkiſſen herbei, und der Hausherr kauert gegenüber dieſer Matte, auf dieſelbe weiſend und zum Sitzen einladend. Hat der Than dann Platz genommen, ſo ſetzen ſich auch alle die herum kauernden Männer und Weiber auf den nackten Boden. Vorerſt ſchweigt man eine Weile, unterdeſſen werden Cigaretten und eine Waſſerflaſche vor den Than geſetzt. Jedermann raucht, dann kann man anfangen zu ſprechen. Die Kinder haben immer Angſt und laufen davon; junge Mädchen halten ſich im Hintergrund, ältere Frauen, beſonders Großmütter, haben viel Autorität.

Geſtern Nacht habe ich einer Geſangübung der Prieſter beigewohnt; die einfachen Weiſen klingen recht erhaben in die Dunkelheit hinaus. Die Übung war im Hauſe des Oberprieſters; er ſelbſt ſaß im Hintergrund und hatte den Text in den Händen; vor ihm brannte eine Fackel und erhellte nur düſter das einförmige Gemach, in dem, rund um das Licht, die Prieſter auf dem Boden ſaßen oder lagen und während der Gebete lachten

und ſchwatzten. Weiter entfernt ſaßen dann die Nen (Prieſterlehrlinge) allerlei Allotria treibend. Cigaretten rauchten alle, und große Salven von Gelächter brachen los, wenn ein Prieſter, die Hände vor dem Geſicht gefaltet, in tiefem Ernſt ſeine Litanei ſingend, einen Fehler machte oder ſtecken blieb; beſonders die kleinen Nen, mit ihren geſchorenen Köpfen und Kindergeſichtern, in der gelben Toga der Prieſter, trieben's bunt und ſehen auch kurios aus, ein Gemiſch von Jugendfreude und prieſterlichem Ernſt.

Vien-Tiane, 25. Juni 1899. Der Mekong iſt im letzten Monat um vier Meter geſtiegen und wälzt ſeine dunkelbraunen Wogen mit einer ganz entſetzlichen Gewalt talwärts, Bäume, Wurzeln und Schutt mitreißend. Die Regenzeit iſt mit all ihren Unannehmlichkeiten hereingebrochen. Ich liebe die Hitze doch mehr, als dieſes feuchte naſſe Wetter, wo Mosquitos die geplagten Menſchen beinahe zu Tode freſſen. Auch Schlangen und Blutſauger kommen jetzt hervor. Ich unterhalte unter meinem Hauſe zwei rauchende Feuer, um das Ungeziefer zu verſcheuchen.

Zwei Arten von Mücken könnten einen verrückt machen, die einen heißen Hin, ſind kleiner als Stecknadelköpfe, faſt unſichtbar, gehen ſelbſt ins Mosquitonetz und ſtechen wie Wanzen. Die andern, etwas größer, ſtechen nicht, ſetzen ſich aber an die Ränder von Augen, Naſe und Mund; nur Rauch vertreibt ſie und man bringt deshalb die Pfeife oft den ganzen Tag nicht aus dem Mund. —

Ich habe im Ban Kenn einen Webſtuhl abgezeichnet, habe nun einen ſolchen unter meinem Hauſe auf zurechtgeſchnitzten Balken konſtruiert und laſſe Seide weben.

Vien-Tiane, 18. Auguſt. Seit meinem letzten Schreiben bin ich von einer böſen Dyſſenterie heimgeſucht worden und werde wahrſcheinlich ins Spital nach Pak-Hin-Boun gehen müſſen.

Ban Sitan, 24. Auguſt. Wieder ſchallt des Abends vom Sonnenuntergang bis zum Schlafengehen vom benachbarten Watt her der Bonzen heiliger Chorgeſang, dem ich ſo gerne lauſche, zu mir herüber; es ſchwebt der Knabenchor der Nen wie Engelsgeſang hoch über den düſteren Melodien der Thian Hua; ſanft ſchlägt die Glocke, und dumpf hallt zwiſchen drein der Gong. Sie ſingen ihrer Gottheit Buddha zu Ehren. Heute gar bei Vollmond ſind der Chöre und Glockenklänge und Trommelſchläge kein Ende; der Vorſinger hat ſeine beſten Lieder geſungen und der Sprecher ſeine längſten Gebete geſprochen.

In der Nacht haben wir einen fürchterlichen Sturm und Wolkenbruch gehabt und eine der größten Cocospalmen, ſchwer mit Früchten behangen, iſt unter toſendem Donner im Watt zuſammengebrochen; der Chor hat ſein Lied ununterbrochen fortgeſetzt, trotz Regen und Sturm und trotz Splittern der ſtürzenden Palme. Ruhig klang der Preisgeſang durch Nacht und Grauen, klar ſteigen die Worte hinauf zum düſtern Himmelszelt: Oh kha sa! anna pan thé, oh, pan thé, oh kha sa! — — —

Am Nachmittag haben ſie unter leiſem Klagegeſang die Leiche eines Kindes verbrannt. Über dem kleinen Särglein aus leichtem Holz, mit weißen Baumwollfäden umwunden, und vom Oberprieſter an eben ſolchen Fäden zur Stätte geführt, wölbte ſich turmhoch der Scheiterhaufen. Jetzt tritt Stille ein. Der Prieſter zündet an heiliger Flamme den Bund Baumwolle an, Stroh und leicht brennbare Materialien fangen den kleinen Funken auf, und bald brennt's lichterloh! Wieder beginnen die ſanften leiſen Geſänge; noch ein Gebet wird von den Prieſtern gemurmelt; dann entfernen ſich dieſe im „Gänſemarſch“ wie ſie gekommen ſind. Nachher iſt Schmaus und Feſt und „Fon“.

„Fon“ iſt etwas ganz Sonderbares! Zur leiſen melodiſchen Muſik einer Art Flötenorgel wird ein Mimentanz aufgeführt. Die Füße bleiben ruhig, oft ſogar iſt der Tänzer oder die

Tänzerin auf die Kniee geſunken, und nun werden die Arme, Handgelenke und Finger in hübſchen oder wilden Verzuckungen bewegt und verrenkt, je nachdem die Muſik Sanftmut haucht, oder in Leidenſchaft aufſprüht. Der Kopf, die Schultern, Bruſt und Unterleib machen die Bewegungen mit, oft zierlich, oft arg verſtümmelte Formen vorführend. Ein Reiſender, ein Fürſt, Europäer im allgemeinen, werden durch Fon geehrt. Die Wirkung des Fon auf ein Laogemüt iſt großartig; der Zuſchauer verfällt in Staunen und Verzückung; ſeine Augen ſind weit geöffnet; er folgt magnetiſch den Bewegungen des Tänzers, der ſeine Augen halbgeſchloſſen zu Boden heftet. Es iſt mir öfters paſſiert, daß ein Mädchen, das mir Fon machte, plötzlich die Augen voll aufſchlug und mir ins Geſicht ſah. Dies iſt eine Liebeserklärung und ein Lao würde derſelben nicht widerſtehen. Eine junge Laotierin macht Fon wie eine junge Dame bei uns Klavier ſpielt.

Vien-Tiane, 30. September 1899. Mein Geſchäftsfreund Pho Muck ſagt, man müſſe vor jeder Transaktion den Thian Hua (Prieſter) fragen, ob man's wagen ſoll. Auch ein Wachskerzlein opfern, iſt nützlich. Einen Baumwollfaden um's Handgelenk binden, bringt Glück und Segen und in der Ehe Liebe und viele Kinder.

Baumwollfäden werden bei jeder Gelegenheit gebunden, dem Neugeborenen zum raſchen Wachstum; den Kranken wird ein Faden ums Handgelenk gewunden zu glücklicher Geneſung, dem Reiſenden, daß er ohne Unfall die Kongs paſſieren möge. Und die Liebenden feſſelt ein Faden, den Mann am linken, das Mädchen am rechten Arm, der dann auf's geratewohl zerriſſen wird, und wer das längere Ende hat, hat die größere Liebe im Herzen. So läßt Buddha durch den Baumwollſtrauch auch in die tiefen Kammern des Lebens blicken.

Und ſo ſind wir zu den Liebenden gekommen und dürfen noch einen Blick tiefer wagen, in die Geheimniſſe der laotiſchen Jugend. Der Schatz empfängt von ſeinem Mädchen eine Dok-may (Lilie), die er, da er kein Knopfloch beſitzt, hinter die Ohren ſteckt und ſo geſchmückt ſich ſtolz ſeinen Kameraden zeigt; der ſüße Duft der weißen Blüte ſoll die zarten Gefühle ausdrücken, die ſie für ihn hegt. Er dagegen gibt ihr eine feuerrote Dok-philà (Granate), welche ihr die Glut ſeiner Leidenſchaft übermittelt; auch ſie ſteckt den Liebesboten hinter die Ohren.

Und kommt dann das Feſt der Vereinigung, der Bun, ſo werden wieder Blumen und Baumwollſtränge in Maſſen geopfert. Am frühen Morgen verſammeln ſich die Geladenen im Hauſe der Braut und werden dort bewirtet.

Um die kleinen, 30 cm hohen Tiſchlein lagert ſich die Geſellſchaft, bunt durcheinander auf Matten und greift tapfer nach Geſottenem uud Gebackenem, nach Reis und Padek,[1]) dann wird Muſik gemacht und Fon und Brandy getrunken.

Auf meſſingenen Tafelaufſätzen ſind reiche Opfer aufgeſtellt: Früchte aller Art, überſät mit Blumen, dazwiſchen Kuchen und Gebäck, Reis der feinſten Qualität, und Kerzlein aus gelbem Wachs und nicht zu vergeſſen die Baumwollſtrangen, die alles verbinden.

Nun ſpricht der Älteſte ein Gebet, er bittet Buddha um viel Geld und viel Reis und viele geſegnete Jugend, daß die Büffel geſund bleiben und das Reisfeld gut ertrage u. ſ. w. Dann werden die Fäden geſchlungen; in der linken Hand hält der Mann Eier und Reis und Kuchen, die Gottheit bittend, es niemals an dieſen Dingen fehlen zu laſſen, und „Sie“ nimmt in die rechte Hand Früchte, Seide und Baumwolle, damit auch an dieſen Dingen im künftigen Haushalt kein Mangel ſei, dann werden die beiden Handgelenke zuſammengebunden

[1]) Fiſchgericht.

und der Faden gebrochen. Dann wiederum Schmaus und Festgelage, bis zum Sonnenuntergang.

Vien-Tiane, 21. Oktober 1899. Vor 3 Tagen haben wir ein liebliches und interessantes Fest gehabt. Bei Sonnenuntergang begannen die Priester die Gongs zu schlagen. Am Nachmittag waren Wettfahrten auf dem Strom gewesen, und die langen gold- und rotgeschnäbelten Schiffe lagen noch in Bereitschaft. Die Bonzen machten sich eifrig an die Arbeit, einen Boden aus Bambus über je zwei Boote zu legen, um einen Feuerherd mit einer großen Pfanne voll Öl aufzustellen. Ein großes Feuer prasselte auf dem Herd, und aus der Pfanne floß häufig Fett in die Flamme.

Als dann die Nacht sich über die Wasser senkte, da begann eine Menge von Booten, unter harmonischen Glocken- und Gongklängen vom Ufer abstoßend, kleine unzählige Lichter in den Strom zu setzen. Kokosschalen, Bambusröhren, Bananenhülsen, und was nur Öl fassen konnte, wurde aus der großen Pfanne der Priester gefüllt, ein Docht von Baumwollfäden hineingesteckt und am Feuer der Priester angezündet. Langsam bewegte sich die Feuerschnur gegen die Mitte des Stromes und näherte sich dem gegenüberliegenden Ufer. Aber nicht nur von unserm Dorf Ban-Sitan war das Feuerboot abgefahren, auch von Vien-Tiane, vom Watt- (Gemeinde) Sissaket, vom Watt-Sapp und vom Watt-Chan schlängelten sich die Feuerketten über den Strom; auch von weiter oben, von Ban-Coutan und von Ban-Kien klang der Gong und fielen, Funken gleich, die Lichter ins Wasser.

Und hoch oben, so weit man zu sehen vermag, wo inmitten des Stromes eine Insel liegt, von Na-Ta und Ban-Jo-Tu flammten Lichter, kreuzten und querten und vereinten sich, und kamen schwimmend zu uns herunter. Es war eitel Schimmern und Flackern von hunderttausend kleinen, sich mit dem Strom

bewegenden Lichtern. Die ſchönen geraden Linien, die ſich von Ufer zu Ufer zogen, wurden bald von der ungleichen Strömung zerſtört; was fragt der Strom nach Ordnung, wie ſie der Menſch einſetzt! Wie ein funkelndes Sternenmeer flutete es ſtromab.

Und warum dieſes Lichterfeſt? Der Strom hat im Juli ſeinen höchſten Stand erreicht. Im Auguſt ſinkt er bis zum nächſtfolgenden April und Mai, und wenn droben in Tibet der Schnee anfängt zu ſchmelzen, bringt er uns Schutt und Trümmer und Bäume und ganze Inſeln herunter und ſteigt dann wieder bis Auguſt; jahraus, jahrein! Der Niveau-Unterſchied zwiſchen Hoch- und Niederwaſſer beträgt 16—18 Meter. Das Hochwaſſer fördert Schiffahrt, Handel und Verkehr, und wir hängen von dem größern oder kleineren Schwellen des Stromes ab.

Zur Zeit der Niederwaſſer iſt der Waſſerweg, der uns mit Cochinchina und Cambodja verbindet, gefährlich, ja beinahe unmöglich; die Steamers ſtellen ihre Fahrt ein und meine Briefe, die im Juli 13—16 Tage gebrauchen, um nach Saigon zu gelangen, brauchen einen Monat. Schlimmer geht's aufwärts, es kann geſchehen, daß 2 Monate kaum genügen, mir meine Poſt zu bringen.

Und nun fällt der Strom, und die ſegenſpendenden Waſſer ſcheinen zu verſiegen. Die Prieſter haben ſchon ſeit Jahrhunderten den bronzenen Gott im elften Monat laotiſcher Zeitrechnung gebeten, die Waſſer ſo zu halten und nicht weiter fallen zu laſſen; es hat zwar noch nie etwas genützt, aber wenigſtens hat er den Strom nie ganz vertrocknen laſſen.

Und ſo beten wir auch dieſes Jahr wieder und ſetzen flammende Worte ins Waſſer, die jeder, ſelbſt der noch ſo ungebildete Laotier verſtehen kann; er weiß: die hundert Millionen Flämmlein, die in ganz Laos in den Fluß geſetzt werden, bitten Buddha um ſtetige Flut, und er hört gläubigen Herzens den

Schlägen der Glocken und Gongs und den Geſängen zu, die vom Feuerboot herüberklingen und glaubt an ſeinen Gott! —

Wie das Feuer, ſo ſpielen auch die Blumen eine große Rolle im laotiſchen Leben. Wenn die Sprache häßlich zu nennen iſt, ſo haben doch alle Blumennamen poetiſchen Klang, man könnte meinen, ſie ſeien aus einer andern Sprache: Dok-Selika, Dok-Anika, Dok-Phila (Granate).

Mit Blumen wird Buddha geehrt; hohe Perſönlichkeiten werden mit Guirlanden und Kränzen und zugeſtutzten Palmenblättern empfangen. Heute brachte mir das Kind eines Arbeiters eine Schüſſel voll Dok-Anika und ſtreute dieſelben auf Tiſch und Boden. Sterbend hauchen dieſe zarten Blümlein, die von feinſter Farbenzuſammenſtellung ſind, die herrlichſten Düfte aus.

Pak-Hin-Boun, 16. Dezember 1899. Peter iſt von Saigon zurückgekehrt, und ich konnte vor 14 Tagen hierher ins Hoſpital reiſen, wo Ruhe und Stille und gute Pflege wohltuend auf mein Befinden eingewirkt haben. Aber die Beſſerung hält nicht an, und die Reiſe nach dem 1200 Meter hohen Hochplateau von Xieng-Quang, das in dieſer Jahreszeit europäiſches Klima hat, iſt beſchloſſen. Mit nächſtem Boot werde ich dieſelbe antreten. Bis Pak-San habe ich Steamer, dann kommt Piroge bis Tha-Thoum, das iſt ganz hübſch; aber dann zu Pferd, oder zu Fuß in 3 Tagen eine Niveau-Differenz von 800 Metern zu überwinden, wird harte Arbeit ſein, bei meinem geſchwächten Geſundheitszuſtand. Ihr werdet es zwar kaum recht verſtehen können, denn Ihr kennt nicht dieſen Wald, dieſe Wildnis, nicht das Durchſchreiten von Flüſſen und Bergen mit viel Gepäck. — —

Von der intereſſanten Beſchreibung dieſer Reiſe können wir nur kurzen Bericht geben, da ſie zu viel Raum beanſpruchen

würde. Über reißende Gewäſſer, durch herrliche Wälder, belebt von Vögeln, Wild und Affen, führte der Pfad unter teilweiſe großen Mühſalen von Ort zu Ort; die Nächte mußten oft im Freien verbracht werden, wobei große Vorſicht nötig war, da Tiger und Leoparden die Gegend unſicher machen.

Überall wurden Waren verkauft oder gegen Cautchouc getauſcht.

„Am Weihnachtstag", heißt es in der Beſchreibung, mußten Körbe geflochten und Cautchouc verpackt und ſpediert werden. Aber am Abend kam eine Poſt herein, die mir durch die Güte der Mandarinen zugeſtellt wurde, die brachte mir einige Briefe aus der Heimat und Bücher und 2 Wochen Basler Nachrichten. Das war eine wirkliche Weihnachtsfreude.

Borican, 3. Januar 1900. Heute kam endlich ein langerſehnter Warenzug an; doch hat ein Boot gekentert, und viele Waren müſſen getrocknet werden. Es ſieht in der Sala aus, wie in einem 50 Cts.-Bazar: Seife in allen Farben, Sonnenſchirme, Decken, Stoffe, Spiegel, Perlen u. ſ. w. Die Geſchäfte gehen außerordentlich gut.

Xieng-Quang, 17. Januar 1900. 20 Tage bin ich ſeit Tatoum unterwegs, und wir hatten von dort einen böſen Weg; ein Fieberanfall, der mich ergriffen hatte, erleichterte die Sache auch nicht. In dieſem Lande führen die Wege nicht über die Päſſe, ſondern über die Gipfel der Berge. Die Pferde klettern wie Ziegen, und die Leute tragen ihre Bürde mit Unwillen. Eines Tages gegen Mittag kamen wir zu einer Lichtung. Da hauſen die Meo, das ſind Chineſen, Bergbewohner, Älpler!! Nach einem ganz erſchrecklich ſteilen Marſche durch den Urwald gelangten wir zu ihren Hütten, auf freier Alp! — Der alte Meo-Häuptling führte uns in ſeine Alphütte, und wir beſchloſſen, trotzdem es erſt Mittag war, hier Nachtquartier zu beziehen.

Ich fühlte mich wohl, wie auf einer Schweizer Alp. —

Schweine wälzten ſich auf dem Miſte, Kühe ſtanden im Stall; das gab der Gegend den Almgeruch. Es war kalt; Nebelfetzen zogen vorbei, kurzes Gras mit Alpenveilchen und Männertreu — nichts fehlte zur „Sulalm“ als die ſchneegekrönten Gipfel der Berneralpen — Heimweh ergriff mich. —

Die Meo ſind ein vollkommen abgeſondertes Bergvolk; ſcharf markierte Geſichtszüge, ſtarke Knochen und Muskeln verraten den Nomaden und harte Arbeit. Die Weiber ſind komiſch gekleidet; weiße, Balletkoſtüm ähnliche Röcke baumeln ihnen um die Beine, die mit Wadenbinden, wie ich ſie benütze, umwickelt ſind. Der Oberkörper ſteckt in einem weißen „Häs“ mit blauem Matroſenkragen. Männer und Weiber tragen große ſilberne Reife um den Hals, an denen Muſcheln, Perlen und etwa auch Goldklumpen hängen. Der Alte hat ein ſelbſtverfertigtes Gewehr, mit dem er gut ſchießt. Ich habe in meinem ganzen Leben keine ſo intereſſante Bude geſehen. Meine Geſundheit iſt ausgezeichnet.

Am nächſten Morgen begann ein Niederſteigen ſo ſteil, wie der Aufſtieg geweſen war, nur kürzer. Gegen 12 Uhr erreichten wir Xieng-Quang, wo ich von der Sala Beſitz ergriff und den Kommiſſär aufſuchte.

Xieng-Quang, 8. Februar. Mein Befinden wird immer ſchlechter; ich fühle mich furchtbar miſerabel, kalt, Fieber, Dyſſenterie, keine Medizin und keine Milch mehr, keinen Zucker; Logis unter aller Kritik, Kulis in Revolution, und ich darf ihnen nicht zeigen, wie elend ich mich fühle. — — —

Luang-Prabang, 9. März. Ich bin ſehr krank von Xieng-Quang weggegangen und habe mich nach dieſer Stadt gewendet, da hier ein Hoſpital und ein guter Arzt iſt.

Am 23. Februar morgens verließ ich Xieng-Quang mit 15 Kulis; ich war zu ſchwach zum Reiten oder Gehen und wurde im Tragſtuhl bis Muang-You gebracht und von dort per Piroge hierher, wo ich in guter Pflege bin.

Ein wunderschönes Stück Erde wurde durchquert. Tannenwälder wechseln dort mit Weidland und Eichenwäldern; kleine Wasser durchziehen dieses Eden, dem leider alles menschliche Leben fehlt. Hier nehmen verschiedene Flüsse ihren Ursprung, die sich später mit dem Mekong verbinden. Bald stehen wir an einem tiefen, lieblichen und doch wilden, farbenprächtigen Tale; ein Einschnitt in die Hügel; hinunter gleitet der Blick und findet ein grünes Wässerlein zwischen Tannen und einen Steg, aus Fichtenstämmen gezimmert.

Die Tannen-, Pfirsich-, Kirsch- und Birnbäume verschwinden; dafür erscheinen wiederum wilde tropische Gräser und Schilfe, die ganze Bergeshalden bedecken, 3—4 Meter hoch werden und glühende Hitze in sich aufsaugen. Das Land ist voll Wild. Den ganzen Abend hörte ich die Pfauen schreien; im Gebüsch wimmeln Schlangen, und in der Ferne röhrt der Hirsch. Gegen Mitternacht hörte ich den Todesschrei eines Hirsches, der vom Tiger ganz nahe der Sala erlegt wurde.

Meine Kulis sind eine Jammergesellschaft, beinahe alle sind krank: alles ächzt, stöhnt, pfeift und faucht in Lauten, die diesen Leuten eigentümlich sind. „Darrr, darrr" heißt's immerfort; man hat mich gestern dreimal aus meinem Stuhl geworfen, heute nur einmal; alle sind dem Opium verfallen.

Der 26. Februar, ein Sonntag, war ein langer Tag und die Reise mühevoll. Ich war sehr schwach und wurde bei Ankunft in der Sala dermaßen vom Fieber geschüttelt, daß ich von meinem Diener sofort zur Ruhe gebracht wurde.

Meine Kulis hatten große Angst, in der Sala zu bleiben, weil sie glaubten, ich müsse sterben und würde als Pie (Geist) auf dem Dach der Sala sitzen und ihnen Böses tun.

Ein erquickender Schlaf stärkte den müden Körper, und ich fühlte mich beim Erwachen bedeutend besser. Meine Kulis, Träger und Tragstuhlmänner aber hatten alle Reißaus genommen

und hatten mich mit all meinem Gepäck und meinem Diener in der Wildnis allein gelaſſen.

Zu allem bekam ich um 9 Uhr nochmals einen Schüttelfroſt, hatte keine Medizin und keine Milch mehr — kurz, ich war beinahe zu Ende mit meinem Mut.

Meine entlaufenen Kulis ließen mir durch den Mandarinen des Dorfes ſagen, daß ſie für den doppelten Lohn weiter mitgehn wollten. Da ich aber dieſen frechen Patronen, wenn ich mein Anſehen auch nur einigermaßen wahren wollte, nicht nachgeben durfte, andererſeits aber auch am Rande meiner Kräfte angelangt war und mich nach dem Hoſpital ſehnte, ſo ließ ich den Dorfälteſten kommen und ſagte ihm, daß ich zu ſterben hätte, aber nach Luang-Prabang gebracht zu werden wünſchte. Sollte er mir nicht binnen einer Stunde 20 Kulis aus ſeinem Dorfe zur Verfügung ſtellen, ſo müßte ich hier ſterben und mein Pie würde auf das Dach ſeines Hauſes ſitzen und er würde Fürchterliches erleben. Das half; nach einer halben Stunde meldete ſich ein Mann mit 19 Trägern und bald war die Kolonne reiſefertig. In Eilmärſchen langten wir ohne weſentliche Unterbrechung am 5. März in Luang-Prabang an.

Ich war ſo elend, daß ich kaum den Weg ins Hoſpital zurücklegen konnte. Ich wurde in einer hübſchen Bambushütte einquartiert und war froh, mich hinlegen zu können und von einem guten Arzt verpflegt zu werden. Derſelbe will mich einige Wochen hier behalten; wenn ich nicht kuriert werden kann, ſo reiſe ich nach Europa.

* * *

Nach einem Aufenthalt von 3 Wochen in Luang-Prabang kehrte Fäſch nach Vien-Tiane zurück. Aber die Beſſerung hielt nicht an, und im April mußte die Reiſe nach Europa angetreten werden. In der Heimat genas er bald, und ein Auf-

enthalt auf Rigi-Scheidegg ſtärkte ſeinen Körper wieder ſo, daß er die Rückkehr nach dem Felde ſeiner Tätigkeit beſchloß.

Wohl wäre das Bleiben in Europa das beſte geweſen; aber wer möchte einem Manne im Vollgefühl ſeiner Pflicht dem Freunde gegenüber und angeſichts eines aufblühenden Geſchäftes, das mit ſo viel Gefahr, Energie und Selbſtüberwindung gegründet worden war, mit ängſtlicher Sorge die Freude an ſeiner Arbeit, die ſein ganzes Tun und Denken erfüllte, beſchränken oder gar nehmen?

Er kehrte alſo im Januar 1901 nach Hinter-Indien zurück.

Die Rückreiſe nach Europa, der Aufenthalt daſelbſt und die zweite Reiſe nach Laos, die dieſes Mal zur Erforſchung eines ſicheren und kürzeren Landweges über Haiphong, durch Tonking und übers Gebirge nach Laos auf mühevollen Elephantenpfaden gemacht wurde, hatten ein volles Jahr in Anſpruch genommen.

Die Briefe melden des Intereſſanten fortwährend viel. Raummangel und die Furcht, unſere Leſer zu ermüden, verbieten, auf dieſelben näher einzutreten. —

Während 2½ Jahren lauteten die Berichte über Fäſchs Geſundheit gut.

Am 25. Juli 1903 erkrankte er jedoch plötzlich am Fieber. Der ihm eng befreundete Arzt der Ambulance in Vien-Tiane pflegte ihn mit großer Liebe und hoffte, ihn bald wieder geneſen zu ſehen.

Aus einem Briefe aus dieſen Tagen vernehmen wir folgende kleine Geſchichte:

„Ich habe einige böſe Tage hinter mir; das Fieber hat mich arg geſchüttelt, heute geht's aber wieder beſſer.

Ich hatte den Beſuch meines alten Freundes, des Oberprieſters vom Tempel von Sissaket, der ſelbſt nachſehen wollte wie es mir gehe.

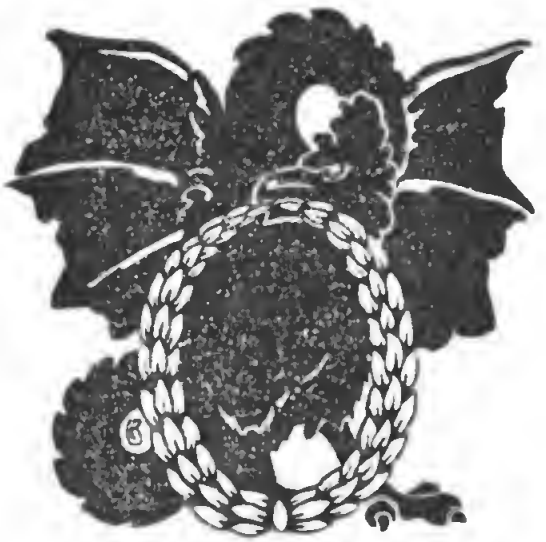
„Sei unbeſorgt, mein Sohn“, ſo ſprach er, „das Fieber wird bald verſchwinden; die böſen Pies werden dir nichts anhaben können; denn die guten Geiſter beſchützen dich, weil du unſerm Gott wohl gefällſt.“

Ich habe nämlich vor kurzer Zeit auf Wunſch des Alten die Buddhas im Tempel mit Goldfarbe angeſtrichen und mir dadurch das Wohlgefallen und die Freundſchaft der Prieſter und ihrer Götter erworben.“ —

* * *

Da aber kam ein Rückfall. Ein plötzlicher Anfall von Dyſſenterie trat auf, und trotz beſter Pflege erlag der Kranke dem tückiſchen Leiden am 5. Auguſt 1903 im Alter von 32 Jahren.

Er wurde in Vien-Tiane beigeſetzt, auf dem alten Tempelgrund, dicht bei dem Grundſtück, das er erworben, bebaut und bewohnt hatte. — Es war ihm nicht vergönnt, die Früchte ſeiner Arbeit zu ſchauen.



Digitized by Google

Ein Beitrag zur ſchweizeriſchen Bühnengeſchichte vor hundert Jahren.

Mitgeteilt von F. B.

Wir reden und hören ſo viel von den „Errungenſchaften des neunzehnten Jahrhunderts“, daß man faſt annehmen müßte, es ſeien heute alle vernünftigen Ideen und berechtigten Forderungen verwirklicht, die unſere Vorfahren vor hundert Jahren beſchäftigten. Und dennoch wird man aus der hier wiedergegebenen Theaterjeremiade ſehen, daß wir am Schluſſe des Jahres 1905 die Centenarfeier eines unausgeführten guten Gedankens begehen könnten. Wir ſind heute freilich noch weiter entfernt von der hier vorgeſchlagenen Löſung der Theaterfrage — Schaffung eines einzigen, aber vollkommenen Enſembles für die ganze deutſche Schweiz — als es die theaterfreundlichen Kreiſe des Jahres 1805 waren. Der Artikel findet ſich im Oktoberheft 1805 der in Zürich erſchienenen Zeitſchrift „Iſis“, ohne Angabe des Verfaſſers. Der Umſtand, daß der Anonymus in

Digitized by Google

ſeiner kulturhiſtoriſch intereſſanten Skizze die Mitarbeit Baſels bei der Verwirklichung ſeines Vorſchlages wünſcht und offenbar auch Basler Theaterverhältniſſe im Auge hat, dürfte die Wiedergabe des Artikels an dieſer Stelle rechtfertigen.

* * *

Man hat in der Schweiz allgemein vielen Sinn und Hang für Schauſpiele. Faſt in den meiſten größern Städten Helvetiens bilden ſich von Zeit zu Zeit kleine Liebhabertheater, welche jedoch ſelten von langer Dauer ſind, und zwar aus leicht begreiflichen Urſachen. Nicht nur in Luzern, Bern, Chur u. ſ. w., ſondern ſelbſt in den kleinen Kantonen und (vor der Revolution) auch am Ufer des Zürichſees, führte man in Privatgeſellſchaften Schauſpiele berühmter deutſcher Dichter auf.

Von Zeit zu Zeit verirren ſich wandernde Schauſpielertruppen, bald aus dem benachbarten Deutſchland, bald aus franzöſiſchen Provinzen, in die Schweizerſtädte und zeigen ihre Künſte. So folgten z. B. in den letzten Jahren nacheinander eine Illenbergerſche, eine Löhleinſche, eine Aſchenbrennerſche Truppe, von welchen allen, ſehr natürlich, keine einzige auch nur den Anſpruch auf mittelmäßigen Wert machen konnte. Faſt nirgends, ausgenommen in Bern, fanden ſie ein eingerichtetes Theater. In einem Magazin oder in einer Reitſchule und dergleichen ſchlugen ſie, ſo gut es ſich tun ließ, ihre Bühne auf, und das genügſame Publikum beſuchte ſie nichtsdeſtoweniger gern. Vor einiger Zeit erſchien ſogar eine franzöſiſche Schauſpielertruppe, die aus nicht mehr denn fünf Perſonen beſtand, mit einem Tiſchtuch, ſtatt des Vorhanges, die Geheimniſſe ihres Theaters barg, und, was wohl von allem das Merkwürdigſte ſein mag, franzöſiſche Opern ohne Muſik aufführte! —

In einer ſchweizeriſchen Hauptſtadt führte eine dieſer irrſamen Geſellſchaften, deren Perſonal ſehr unbedeutend war, ſogar

Schillers „Wilhelm Tell“ auf, ſtrich aber weit über die Hälfte der Perſonen und Scenen des Stückes hinweg, und war noch eine Zeitlang uneinig, ob ſich das Ganze nicht ohne Wilhelm Tell ſpielen laſſe, da der Schauſpieler, dem die Rolle gegeben war, abging!

Die erſten Vorſtellungen jeder, auch der elendeſten Truppe, ſind immer vom Volke zahlreich beſucht; ſehr bald aber wird man des Schauſpiels müde; die Plätze werden täglich leerer; kein Donauweibchen, keine Zauberflöte hilft dem Theaterdirektor aus ſeiner Klemme, und er kann ſich kaum noch ſo lange halten, als die Zeit der ihm gewährten Konzeſſion dauert. Hundert und eine Urſache wirken hier zuſammen, das Publikum vom Beſuche des Theaters abzuſchrecken. Die Armſeligkeit der Thespisbande verrät ſich überall, ſie gibt ſchon aufgeführten Stücken neue Titel und ſtößt durch die Täuſchung mehr zurück, als ſie anzog; ſie poſaunt auf den Anſchlagzetteln des Stückes Vortrefflichkeit, welches nachher ſo ſchlecht wie jedes andere aufgeführt wird. Wenn nichts mehr hilft, treten die Jünger Thaliens mit den letzten Kunſtſtücken hervor, um Brod zu verdienen. Der Inka von Peru im „unterbrochenen Opferfeſt“ zeigt auf dem gleichen Komödienzettel an, daß er dem Publikum mit „unvergleichlichen Fleckkugeln“ zu Dienſten ſtehe; ein andrer gibt ſich auf dem Komödienzettel, wo ſein Name in Ifflands „Selbſtbeherrſchung“ prangt, die Ehre, „dem verehrungswürdigen, kunſtliebenden Publikum bekannt zu machen, daß er jedes Portrait in Wachskitt, welches niemals abſterben kann, verfertigt. Die vollkommene Ähnlichkeit, die fleißige Ausarbeitung ſei, ohne zu ſchmeicheln, noch allenthalben bewundert.“

Die meiſten ſolcher wandernden Thespis-Banden ſind gewöhnlich flüchtige Erſcheinungen von kurzer Dauer, aus Trümmern anderer ſchiffbrüchiger Geſellſchaften entſtandene Kompilationen, die beim leiſeſten Unfall in die urſprünglichen Elemente zurückfallen.

Gute, auch nur mittelmäßige Schauſpieler geſellen ſich ihnen nicht zu; angehende talentvolle Künſtler, die erſt gebildet werden müſſen, ſind unter ihnen ſchon Matadors. Das Perſonal iſt meiſtens klein; alle müſſen alſo allerlei werden; ein und derſelbe Schauſpieler muß bald polternde Alte, bald ernſte Liebhaber, bald Escrocs und Windbeutel, bald Degenrollen ſpielen. An Vollendung iſt nicht zu denken. — Man iſt ſich gegenſeitig zu fremd; nicht, wie man ſagt, ineinander eingeſpielt; auf der Bühne fehlt beſtändig das Enſemble, das harmoniſche Ineinandergreifen der einzelnen Teile. Dazu kömmt noch, daß man beſtändig darauf bedacht ſein muß, Mannigfaltigkeit in die Vorſtellungen zu bringen; in ein und derſelben Stadt will man nicht das gleiche Stück zum drittenmale ſehen; es müſſen immer neue Stücke einſtudiert werden. — Aber das Wort Einſtudieren ſagt zu viel; es mangelt ſchon an Zeit, um nur die Rollen gehörig zu memorieren. Der Souffleur ſpielt in ihren Trauer- und Luſtſpielen die Hauptrolle.

Es iſt daher ſehr natürlich, daß der wohlhabendere und gebildetere Teil des Publikums ihrer bald ſatt wird und andere Vergnügungen ſucht. Die minder begüterte und arbeitende Volksklaſſe zieht ſich bald von ſelbſt zurück.

Auffallend iſt es, wenn man die allgemeine Neigung der Schweizer zu theatraliſchen Vorſtellungen kennt, wenn man weiß, daß der Schauſpieler in Helvetien beiweitem nicht mit ſo vielen Vorurteilen in Rückſicht ſeines Standes zu kämpfen hat, als in manchen Gegenden Deutſchlands, daß die Schweiz nicht ſchon eine eigene, privilegierte Schauſpieler-Geſellſchaft für ihre Hauptſtädte beſitzt, ſondern ſich immer mit vagierenden Truppen begnügt, die eher gemacht ſind, Ekel, als Liebe für die Bühne zu erwecken.

Das herumziehende Volk iſt, in mehr als einer Hinſicht, dem Staate nachteiliger als nützlich. Selten ſind die dabei befindlichen Actricen, ſo lange ſie ſchön, oder auch nur jung

ſind, ohne zweideutigen Ruf. Sie finden ihre Anbeter, und weil man gelebt haben muß, wiſſen ſie von Huldigungen derſelben ihre Beute zu machen. Der reiche, müßige Jüngling verſchwendet Geſundheit, Zeit und Geld bei ihnen, und um ſo eifriger, je weniger die fromme Vaterſtadt ihm ſonſt ähnliche Gelegenheit darbietet.

Gewöhnlich beurteilen die Theater-Prinzen und Prinzeſſinnen das Publikum einer Stadt nach den Bekanntſchaften, die ſie mit Individuen hinter den Couliſſen machen. Um zu intereſſieren, bringen ſie auch auf der Bühne kleine Unverſchämtheiten an, die man ſonſt Zweideutigkeiten zu nennen pflegt, und vergiften damit den moraliſchen Sinn des Volkes. Freilich machen ſie damit in den Städten der Schweiz wenig Glück. Was einigen Wüſtlingen Kitzel erregt, wird von der Menge noch verabſcheut. Mehr als einmal, wenn ein ſolcher „Komödiant von Profeſſion“ die Decenz verletzte, ward er durch den öffentlichen Unwillen des Publikums in die Schranken des Anſtändigen zurückgepfiffen. Inzwiſchen iſt doch der Tugend des großen Haufens wenig zu trauen; man kann ſich zuletzt an alles gewöhnen. Die ſchöne Blume der Schamhaftigkeit welkt am leichteſten.

Thaliens Zugvögel von der Art, wie die Schweiz ſie bisher ſah, bringen wenig Geld ins Land. Sie kommen, um zu gewinnen, erreichen ſie ihren Zweck, ſo fliegen ſie wieder davon mit ihrer Beute und vermindern die Maſſe der im Innern zirkulierenden Summen. Man muß inzwiſchen eingeſtehen, daß dieſer Schaden, von allem, welchen ſie ſtiften können, wohl bei weitem der geringſte ſein mag. Arm flogen ſie über den Rhein und arm wieder zurück; vielleicht noch ärmer, als ſie waren, ehe ſie den großen Grenzfluß überſchritten. Aber eben dies iſt ein großes Übel. Sie vergrößerten ohne Nutzen die Konſumation und hinterlaſſen Schulden. Mancher brave Handwerksmann, getäuſcht von der Miene eines Theater-Heiligen, ſieht ſich zuletzt

geprellt und muß lange ſich und ſeinen Kindern am Munde abſparen, was er an dieſem oder jenem Zugvogel verlor.

Gewöhnlich pflegt man aber, um ſich ſicher zu ſtellen, den Schauſpielern in den Schweizerſtädten alles teurer anzurechnen, als andern Fremden. Dies erſchwert die Exiſtenz der Schauſpieler ungemein. Bei der Geringfügigkeit der Preiſe, die ſie für die Plätze beſtimmen müſſen, wo der höchſte Preis oft nur einen Franken, der geringſte nur zehn Kreuzer beträgt, wo ſie noch obendrein, laut Vertrag mit den Magiſträten, ein- oder zweimal zum Beſten der Armen ſpielen müſſen, können ſie ſelten die Summe erſchwingen für Wohnung, Lebensmittel und hundert andre Bedürfniſſe.

Es wäre zu wünſchen, und der Wunſch iſt gewiß in allen großen Städten der Schweiz lebhaft, daß eine bleibende wohlorganiſierte Schauſpielertruppe die ausſchließliche Erlaubnis hätte, ihre Bühne in Helvetien zu haben. Eine Stadt allein könnte kein ſtehendes Theater erhalten; aber Städte wie Zürich, Bern, Baſel, Luzern, St. Gallen, Aarau ſind imſtande, einer der beſten Truppen fortwährende Exiſtenz und behagliche Exiſtenz zu geben. Es käme nur darauf an, daß entweder die Magiſträte ſich ſelbſt untereinander darüber verſtändigten, oder daß ein wackerer Schauſpielerdirektor den Verſuch mit einer wenigſtens zehnjährigen Konzeſſion in dieſen verſchiedenen Städten, wozu noch für den Sommer die Bäder von Baden oder Schinznach gerechnet werden könnten, machen wollte — oder daß, welches vielleicht das zweckmäßigſte wäre, ein Schweizer, als Freund des Theaters, ſich ſelbſt an die Spitze einer ſolchen Entrepriſe ſtellen würde, mit den Städten den Vertrag über die jährliche Zeit abſchlöſſe, worin dramatiſche Vorſtellungen gegeben werden ſollten, Schauſpieler von guten deutſchen Truppen engagierte, ihre Gehalte, Rollen, Reiſegelder und Theatergeſetze beſtimmte und den Überſchuß der Einnahmen zur Wiedergewinnung ſeines dargeliehenen Fonds und als Entſchädigung

ſeiner Bemühungen bezöge. Länger als acht Wochen darf auch in der größten Schweizerſtadt der Aufenthalt einer Schauſpieler-Geſellſchaft nicht wohl ohne Gefahr für die Kaſſe dauern. Da ſie im Jahr überall nur einmal an einem Orte die Bühne eröffnet, ſind 30—40 gut einſtudierte Stücke von den beſten deutſchen Dichtern hinreichend für alle Städte. Sie werden von Ort zu Ort wiederholt und um ſo vollkommener gegeben. Die Schauſpieler haben dabei Muße, neue Stücke einzuſtudieren und ſie gut darzuſtellen.

Die Städte, ihrer Bühne und ihrer guten Unterhaltung im Schauſpielweſen alljährlich verſichert, würden gern für das Publikum dazu ein bequemes Lokal weihen; Baſel und Zürich würden bald ſo gut, ſo geräumig und geſchmackvoll ihre Theater bleibend erbaut haben wie Bern. Die Koſten des Entrepreneurs würden ſchon damit um ein Beträchtliches vermindert; er könnte dafür deſto mehr an die Bereicherung einer mannigfaltigen und angemeſſenen Garderobe wenden.

Man wende nicht ein, daß wandernde Geſellſchaften nie etwas Vollendetes leiſten können. Eine ſolche, wie die oben vorgeſchlagene, iſt nicht wie eine wandernde, ſondern wie eine ſtehende anzuſehen. Nicht das Wandern zu Fuß oder zu Wagen verdirbt den Künſtler, ſondern die Ungewißheit ſeines Schickſals. Viele der vorzüglichſten Bühnen Deutſchlands ſind als ſolche ſtehende zu achten, wiewohl ſie in beſtimmten Zeiten ihren Ort verändern. Die Secondaiſche Geſellſchaft ſpielt abwechſelnd in Dresden und Leipzig; das vortreffliche Weimarer Hoftheater ſieht auch Hannover und Braunſchweig.

Der Verfaſſer dieſes kleinen Aufſatzes erinnert ſich, daß wirklich ſchon einmal mehrere Freunde des deutſchen Schauſpiels zu Baſel einen ähnlichen Plan entworfen hatten. Es iſt zu bedauern, daß er nicht zur Reife kam.

Warum, wenn man mit gleichen, ja mit geringern Koſten das Beſte haben kann, will man mit dem Schlechteſten

vorlieb nehmen? Warum, wenn man denn von Zeit zu Zeit in den Städten der Schweiz gern Schauſpiele ſieht und haben muß, denkt man nicht daran, für dies edle Vergnügen auf eine ſolche Weiſe zu ſorgen? Wir ſind überzeugt, daß der Entrepreneur eines beſtändigen ſchweizeriſchen Theaters, wenn er vorher ſeine Kapitulation mit den vornehmſten Schweizerſtädten in Betreff der Dauer der Zeit, der Jahreszeit und des Lokals abgeſchloſſen und ſich für die Hauptſache ſicher geſtellt hat, durch die Unternehmung keinen Schaden leiden, ſondern den Gewinn davon ziehen werde.

Dem Publikum wird ein großer Dienſt damit geleiſtet. Es darf mit Zuverſicht auf eine vortreffliche Unterhaltung während einiger Monate im Jahre zählen. Sein Geſchmack, noch unverdorben, wird nicht durch erbärmliche Poſſenreißereien verſchlimmert, ſondern durch meiſterhafte Darſtellung der Dramen eines Schiller, Kotzebue, Iffland u. ſ. w. veredelt und mit ihm der Sinn für jedes Schöne, Gute und Große.

Selbſt die Stadtmagiſträte und Landesregierungen werden um ſo lieber eine Unternehmung von der Art begünſtigen, da ſie, bekannt genug mit dem Nachteiligen landſtreichender Truppen, in derſelben eine Gewährleiſtung für das moraliſche Betragen der Schauſpieler, die Moralität ihrer theatraliſchen Vorſtellungen und die Sicherheit derer erblicken, welche mit ihnen in Geldverkehr ſtehen.

Die Stadt Basel

von 1848—1858.

Von Prof. C. Meyer.

I.

Einer Darstellung der Ereignisse, welche unsere Vaterstadt während der Zeit von 1848 bis 1858 betroffen haben, darf wohl eine Schilderung der Zustände Basels vorausgehen, wie sich dieselben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dem Auge des Beschauers dargeboten haben. Handelt es sich doch um das letzte Jahrzehnt des alten Basels, also um die Zeit, welche der bevorstehenden Umgestaltung der Stadt, der Beseitigung ihrer Befestigungen und dem Entstehen neuer Quartiere außerhalb derselben, unmittelbar vorausgeht!

Basel vor einem halben Jahrhundert! Das Bild der Stadt ist im Großen und Ganzen noch dasselbe, wie es uns Matthäus Merian im siebzehnten Jahrhundert und die nach Zeichnungen Emanuel Büchels gestochenen Stadtbilder im achtzehnten vor

Augen führen. Noch ist die Stadt auf allen Seiten mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben, deren ehemaliges Vorhandensein der Ortskundige noch jetzt deutlich zu erkennen vermag. Nur zwischen der Hebelstraße und dem St. Johanntor ist der Charakter der Befestigungen ein anderer und modernerer als sonst, da dieselben erst in den vierziger Jahren des Jahrhunderts dem Bahnhofe der französischen Ostbahn zulieb an der Stelle älterer waren errichtet worden. Auf den Wällen tummelt sich gelegentlich die Jugend in Scherz und Ernst, und in den Stadtgräben befinden sich die Obst- und Gemüsegärten zahlreicher Bürger. Auf den einsamen Pfaden innerhalb der Stadtmauern aber machen junge Leute aus guten Häusern ab und zu ihre ersten Versuche im Rauchen, weil sie sicher sind, hier von den Augen ihrer Eltern oder Lehrer nicht erblickt zu werden.

Der künstlerische Wert der städtischen Befestigungen ist, wenn wir von Einzelheiten, z. B. vom Spalentor, absehen, kein sehr großer; in ihrer Gesamtheit aber wirken sie zumal da, wo Bollwerke und Wälle über den Mauern emporragen, oder wo sie, wie beim Steinentor, von zwei Seiten in das Tal des Birsigs hinabsteigen, dennoch malerisch. Kein Geringerer als Hans Holbein der jüngere hat das eben genannte Stück der Befestigungen in einem Holzschnitte verewigt.

Unter den Toren befindet sich die aus Soldaten der Standestruppe gebildete, in der Regel aus vier Mann bestehende Torwache nebst dem Wachtmeister und dem Zoller.

Die Standestruppe oder Stadtgarnison trug auch sonst vielfach zur Belebung der Stadt bei. Morgens früh um sechs Uhr rückte sie, wenigstens während der guten Jahreszeit, zu ihren militärischen Uebungen aus und kehrte nach ungefähr zwei Stunden wieder in ihre, im ehemaligen Steinenkloster befindliche Kaserne zurück. Um halb zwölf Uhr marschierten die für die nächsten vierundzwanzig Stunden zum Wachtdienste

Kommandierten durch die verſchiedenen Straßen ihrem Ziele zu, nach den ſieben Stadttoren, nach der Hauptwache am Rathaus u. ſ. w. Abends um neun Uhr endlich erſcholl vom Markte her, die Gerbergaſſe herauf bis zur Kaſerne am ehemaligen Blömlein, der von den drei Tambouren der Truppe geſchlagene Zapfenſtreich. Wenn aber in der Stadt oder in der Nähe derſelben Feuer ausbrach, ſo war die Spritze der Garniſon in der Regel die erſte auf dem Platze der Gefahr. Und wenn ein Soldat das Zeitliche geſegnet hatte, ſo begleiteten ihn ſeine Waffenbrüder mit geſenkten Gewehren nach dem ehemaligen St. Eliſabethengottesacker; der dem Zuge voranſchreitende Tambour hatte dann ſein Inſtrument mit einem ſchwarzen Tuche bedeckt, und ſo bewegte ſich die Mannſchaft „bei gedämpfter Trommel Klang“ der Begräbnisſtätte zu.

Weit wichtiger als die Ausmärſche und Übungen der Standestruppe war aber für die Bevölkerung Baſels die alljährlich im September abgehaltene Muſterung der Infanterielandwehr auf der Schützenmatte. Wußten doch zahlreiche Frauen ihre Männer und zahlreiche Kinder ihre Väter unter derſelben, weshalb auch die ganze Muſterung im Volksmunde den Namen „Familientag“ führte. Dazu kamen noch die Klänge der Muſik nebſt den ſchönen Uniformen der Muſikanten, der Tambourmajor und die Sappeurs mit ihren Bärenmützen, die berittenen höhern Offiziere, die Bataillonsfahne, lauter Dinge, welche die Standestruppe nicht hatte. Nicht zu vergeſſen die kleine Schar der Scharfſchützen in ihren dunkelgrünen Uniformen, welche den Zug eröffnete, auf dem Exerzierplatz ſelbſt aber bald wieder verſchwand. Böſe Zungen verſicherten, die Scharfſchützen manövrierten in der Richtung nach dem Neubad und ſchlöſſen ſich der Landwehr erſt am Abend zum Rückmarſch in die Stadt wieder an.

Im Übrigen hatte das Leben in der Stadt ein in mancher Beziehung noch ſehr kleinſtädtiſches Gepräge, kleinſtädtiſcher z. B.

als in Genf und ſagar als in Bern. Nicht als ob es an Leuten gefehlt hätte, welche die Welt kannten und einen weitern Blick hatten, als die Bürgerſchaft im Durchſchnitt ihn beſaß. Weder dem Kaufmannsſtande uoch den Gelehrten fehlten dieſe Elemente; allein die überwiegende Menge der Bürgerſchaft vermochte dem Gedankengange ſolcher Mitbürger nicht zu folgen. Die Bürger, ſowie die in der Stadt geborenen und erzogenen Niedergelaſſenen kannten ſich noch ziemlich genau. Über Familien- und Vermögensverhältniſſe ſeiner Mitbürger wußte Mancher Beſcheid oder glaubte wenigſtens, von denſelben unterrichtet zu ſein. Die Spitznamen, an welchen Baſel bis auf den heutigen Tag keinen Mangel hat, waren vielleicht nicht zahlreicher als jetzt, aber ſie waren Gemeingut der ganzen Bevölkerung und nicht auf kleinere Kreiſe beſchränkt. Und auch einzelne durch Trunkſucht oder Raufluſt beſonders berüchtigte Perſönlichkeiten oder beſonders verwilderte Jungen waren in der ganzen Stadt bekannt und teilweiſe gefürchtet. In den Dichtungen von Jonas Breitenſtein, Emma Kron[1]) und Philipp Hindermann, ſowie in den Erzählungen von Theodor Meyer-Merian finden ſich dieſe Zuſtände, mehr oder weniger poetiſch verklärt, dargeſtellt.

Die Stadt war noch reich an engen und dunkeln Straßen, namentlich in ihrem Innern, im Tale des Birſigs und den aus dieſem nach den höher gelegenen Quartieren führenden Gaſſen. Und dem entſprach nur zu häufig auch das Innere der Häuſer. Hohe, ſchmale Gebäude von turmartiger Form mit finſtern Treppen, finſterer Küche und niedrigen, zum Teil ziemlich dunkeln Zimmern waren vor fünfzig Jahren noch viel zahlreicher als jetzt. Der ärmere Teil der Bevölkerung bewohnte infolgedeſſen viel unfreundlichere Räume, als ſie ihm heutzutage in den hellen Außenquartieren zur Verfügung ſtehen. Und doch fehlte es auch in den engen Gaſſen der innern Stadt nicht an Häuſern,

[1]) Emma Brenner, geb. Kron, die Gattin von Dr. Karl Brenner.

welche auf der Hinterſeite freundliche Ausblicke in Höfe, Gärtchen u. dergl. boten. An eleganten Schaufenſtern fehlte es noch ganz; das intereſſanteſte war unſtreitig das von Gottlieb Hasler am Blumenrain, gegenüber dem Gaſthof zu den drei Königen, mit ſeinen Antiquitäten; doch war der Geſamteindruck auch hier ein ſehr einfacher.

War die von Mauern umgebene Stadt enger und dunkler als jetzt, ſo brachten viele vornehme oder dem begüterten Mittelſtand angehörige Familien die Sommermonate in ihren teilweiſe noch recht einfachen Landhäuſern vor den Toren oder in der Nähe der benachbarten Dörfer zu. Der beſcheidenere Bürger hingegen arbeitete etwa am ſpäten Nachmittag in der von ihm gepachteten Parzelle des Stadtgrabens; am Abend aber nach vollbrachtem Tagewerke ſetzten ſich die Bürgersfrauen mit ihren Kindern und wohl auch mit ihren Männern auf die neben der Haustür an der Vorderſeite des Hauſes angebrachte Bank. Dieſes Vergnügen erforderte keine großen Zurüſtungen, ja nicht einmal bedeutende Veränderungen der Toilette; man unterhielt auf dieſe Weiſe gute Beziehungen zur Nachbarſchaft und ſaß in der freien Luft ſtatt in der dumpfen Stube. Ihre Schattenſeiten hatte dieſe Sitte freilich auch; ſie beſtanden einmal darin, daß mancher Vorübergehende von der ſitzenden Geſellſchaft nicht gerade wohlwollend kritiſiert wurde, und daß der Stadtklatſch infolgedeſſen üppig gedieh; und dann wurden bei zunehmendem Verkehr namentlich in den engen und belebten Gaſſen der innern Stadt die Bürgerſteige durch dieſe ſitzenden und plaudernden Geſellſchaften häufig allzuſehr in Anſpruch genommen. Das Bild eines in dieſer Beziehung beſonders verrufenen dicken Hausknechts des Gaſthofs zum Sternen in der Aeſchenvorſtadt hat ein wahrſcheinlich von Theodor Meyer-Merian gezeichnetes Bild im „Poſtheiri“ der Nachwelt überliefert.[1]) Die Bevölkerung der

[1]) Bd. 11 (1855), Nr. 18, S. 70.

Stadt belief ſich bei der erſten eidgenöſſiſchen Volkszählung im Jahre 1850 auf 27,270 und die des ganzen Halbkantons auf 29,655 Seelen; die Zunahme ſeit der von 1847 betrug 1588 Perſonen. Für dieſe uns jetzt ſehr beſcheiden vorkommende Zahl reichte in der Regel das aus dem ſüdlichen Deutſchland eingeführte Korn aus; nur in außergewöhnlich ſchlechten Jahren ah man ſich genötigt, auch aus entfernteren Ländern, aus Ägypten, Algier oder Südrußland ſolches zu beziehen. Maſtochſen und Eier wurden noch nicht aus Italien bezogen, und von Walliſer Trauben oder Pfirſichen war ebenfalls noch nicht die Rede; das Obſt ſtammte vielfach aus den Umgebungen der Stadt. Auch der Wein kam, ſoweit es ſich um gewöhnlichen Tiſchwein handelte, aus der badiſchen oder elſäſſiſchen Nachbarſchaft. Die Südfrüchte waren noch ſelten und teuer.

Die Bürgerſchaft Baſels bildete um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zwar nicht die Mehrzahl der ſtädtiſchen Bevölkerung, wohl aber war ſie noch das tonangebende Element innerhalb derſelben. Weitaus der größere Teil des Grundbeſitzes in Stadt und Stadtbann befand ſich in ihrem Beſitz, und ſie bildete in ökonomiſcher wie in ſozialer Beziehung den Schwerpunkt des kleinen Gemeinweſens. Was irgendwie aus der Menge hervorragte, gehörte, wenige Ausnahmen abgerechnet, ihr an: Kaufleute jeder Art, Fabrikanten und Gewerbetreibende, Bankiers, Ärzte und Notare, die Geiſtlichkeit u. ſ. w. Was für die Niedergelaſſenen und Aufenthalter unter ſolchen Umſtänden übrig blieb, ergibt ſich aus den ſeit dem Jahre 1834 jährlich gedruckten Verwaltungsberichten des kleinen Stadtrats. Es waren Angeſtellte der verſchiedenen Handlungshäuſer, einzelne kleine Handwerker, ferner Geſellen, Arbeiter, Kutſcher, Bediente aller Art, Landjäger und draußen vor den Toren die Beſitzer oder Pächter zahlreicher Bauernhöfe. Daneben noch eine Anzahl Profeſſoren, Lehrer, Mitglieder des Orcheſters und Bewohner des Miſſions-

hauſes. Einzelne Erleichterungen wurden indes den Niedergelaſſenen ſchon im Jahre 1849 gewährt. So ſollten dieſelben die Bewilligung zum Betrieb einer Pintwirtſchaft erhalten können, ſie ſollten ferner, falls ſie Schweizer waren, gleich den aus Baſel gebürtigen Schiffleuten Flöſſe um eine Taxe von ſieben Batzen per Floß unter der Rheinbrücke durchführen dürfen. Auch die Lieferung beſtellter ſchweizeriſcher Handwerksartikel in die Stadt wurde damals, mit einziger Ausnahme des friſchen Fleiſches geſtattet.[1]) Einen Zuwachs von 83 Köpfen erhielt die Bürgerſchaft im Juni 1852 durch die Einbürgerung von Heimatloſen, jener unglücklichen und teilweiſe gefährlichen Klaſſe von Menſchen, welche uns Gottfried Keller in „Romeo und Julie auf dem Dorfe“ und Joſeph Joachim in „Lonny, die Heimatloſe“ in ſo ergreifenden Farben geſchildert haben. Übrigens waren ſchon in den Jahren 1834 und 1835 fünf Heimatloſe mit ihren Angehörigen, im ganzen dreizehn Perſonen, ins Stadtbürgerrecht aufgenommen worden.[2])

Für die wichtigſte Induſtrie des damaligen Baſels, die Seidenbandfabrikation, war die Zeit, mit welcher wir es hier zu tun haben, ſeit die Revolutionsſtürme der Jahre 1848 und 1849 vorüber waren, eine günſtige und ehrenvolle. Auf der Londoner Weltausſtellung des Jahres 1851 erhielten nicht weniger als ſieben Basler Häuſer Preismedaillen, nämlich die Firmen J. C. Biſchoff, Debary & Biſchoff, Freivogel & Heusler, Soller & Co., Saraſin & Co., Richter-Linder und Hans Franz Saraſin; außerdem noch ein Stoffabrikant und ein Seidenfärber. Die Zahl der Bandſtühle mochte im Jahre 1853 etwa 7000 betragen, die der an denſelben beſchäftigten Perſonen etwa 20,000. Doch handelt es ſich hiebei nicht ausſchließlich um in der Stadt befindliche Arbeiter und Stühle, ſondern auch um die auf dem

[1]) Klein-Rats-Protokoll 1849, Fol. 79, 82, 83, 90.

[2]) Weiß, H. Neueſtes Basler Bürgerbuch, pag. IV, V.

832724 A

Lande, namentlich in den Dörfern des oberen Baſelbietes betriebene Hausinduſtrie. Die Abſatzgebiete der Basler Seideninduſtrie waren hauptſächlich England, Nord- und Südamerika, Deutſchland, auch wohl Dänemark, Schweden und Rußland. Der Wert der jährlichen Ausfuhr mochte auf 30 Millionen Franken, die Summe der Arbeitslöhne auf 6 Millionen ſteigen.[1])

Von Bedeutung war ferner, wenigſtens im Beginn der hier geſchilderten Periode, der Tranſit- und Speditionshandel. Die Benutzung des Kaufhauſes, welche anfänglich für alle aus der Fremde eingeführten oder zur Durchfuhr beſtimmten Waren obligatoriſch geweſen war, wurde jedoch mit der Einführung der eidgenöſſiſchen Zölle (10. Dezember 1849) fakultativ. Sie hat jedoch trotzdem in den nächſten Jahren noch zugenommen, bis dann ſpäter durch die Lagerhäuſer der Centralbahn das Kaufhaus für den Handel ſeine Bedeutung verlor.

Auf dem Gebiete des Sanitätsweſens iſt zunächſt wenig zu berichten. Man begnügte ſich vorläufig mit der Handhabung der beſtehenden Geſetze und Verordnungen. Erſt als die Cholera im Jahr 1853 im Elſaß auftrat und auch Baſel bedrohte, kam etwas mehr Leben in dieſen Zweig der Verwaltung. Daß die Reinlichkeit im Allgemeinen nicht ſo groß war, wie die öffentliche Meinung anzunehmen beliebte, zeigte ſich damals deutlich.[2])

Ein näheres Eintreten auf die baulichen Zuſtände und die bauliche Entwicklung jener Jahre kann hier umſo eher unterbleiben, als dieſelben im Allgemeinen in einigen der letzten Jahrgänge des Basler Jahrbuchs[3]) und, was ſpeziell das Münſter

[1]) Die Stadt Baſel, hiſtoriſch-topographiſch beſchrieben von Dr. Wilh. Theod. Streuber. S. 382 ff.

[2]) Bericht an löbl. Cholera-Kommiſſion über den Verlauf der Cholera in Baſel im Jahre 1855 durch Dr. Ludw. De Wette. S. 35 ff. Basler Jahrbuch 1888, S. 10, 11, ebend. 1903, S. 237, 238.

[3]) A. Burckhardt-Finsler. Baſels bauliche Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert. Basler Jahrbuch 1901, S. 259—279, ebend. 1903, S. 207—258.

betrifft, in dem bekannten Prachtwerke über dasselbe vom Jahre 1895 in sachverständiger Weise behandelt sind.[1])

Das Schulwesen war in Basel nicht schlimmer bestellt als in anderen Städten der Schweiz, in manchen Punkten vielleicht sogar besser als in der Mehrzahl derselben. Immerhin hatten sich im Lauf der Jahre einzelne Übelstände entwickelt, welche früher entweder nicht existierten, oder welche man noch nicht als solche empfunden hatte. Zu jenen gehört u. a. die Überfüllung einzelner Klassen namentlich in den Gemeindeschulen, zu diesen das allzu starke Zurücktreten der Naturwissenschaften neben dem Sprachunterricht in Gymnasium und Pädagogium und das Fehlen einer obern Realschule im jetzigen Sinne des Wortes. Auch über das Schulgeld wurde vielfach geklagt, am meisten allerdings in der oppositionellen Presse. Erleichterungen waren jedenfalls, zumal für unbemittelte kinderreiche Familien wünschenswert. Das Jahr 1852 hat dann, wie wir später sehen werden, eine neue Schulorganisation gebracht, welche die vorhandenen Übelstände soviel als möglich zu beseitigen suchte.

Auch das kirchliche Leben der Stadt erlitt in dieser Periode einige Veränderungen, welche freilich mehr die äußere, organisatorische Seite der Kirche, als ihr geistiges Wesen betrafen. Zunächst wurden im Jahre 1848 die Betstunden, welche bisher am Samstag Nachmittag waren gehalten worden, wegen mangelnder Beteiligung von Seite des Publikums abgeschafft. Ferner schien es wünschenswert, die Gottesdienste, welche sonst in allen vier Hauptkirchen am Donnerstag stattgefunden hatten, zu einem einzigen zusammenzuziehen und diesen fortan im Sommer in der zentral gelegenen Martinskirche und im Winter in dem heizbaren Betsaale des Münsters abzuhalten. Von weit größerer Bedeutung war aber eine Änderung, zu welcher

[1]) Baugeschichte des Basler Münsters. Herausgegeben vom Basler Münsterbauverein. Basel 1895 fol.

die Reſtauration der Martinskirche in den Jahren 1850 und 1851 den erſten Anſtoß gab, die Beſeitigung oder zunächſt die Verminderung der einzelnen Perſonen gehörigen Kirchenſitze und ihre Umwandlung in allgemein zugängliche.

Die einzelnen Perſonen gehörigen Sitzplätze hatten bisher im kirchlichen Leben eine gewiſſe Rolle geſpielt. Mancher Bürger beſaß ſolche in drei oder vier Kirchen, die er unmöglich alle benutzen konnte und wollte; ſie waren meiſt ererbt und kamen bei Todesfällen und Erbſchaften in Betracht. Sie waren ferner mit dem Namen ihres Eigentümers oder ihrer Eigentümerin, meiſt mit verblichenen Goldbuchſtaben auf dunkelm Leder, bezeichnet und manche überdies mit hölzernen Käſtchen verſehn, in welchen man das Geſangbuch von einem Sonntage zum andern verwahren konnte. Kirchenſitze, welche man aus irgend einem Grunde gar nicht brauchte, wurden wohl auch an andere vermietet. Die Sache fiel beſſer aus, als man erwartet hatte; von 280 in Privatbeſitz befindlichen Plätzen wurden 145 freigegeben. Man durfte es daher wagen, im Jahre 1855 auch für das Münſter die Reſtauration des Innern zu demſelben Zwecke zu benutzen, und die Sache nahm auch hier einen günſtigen Verlauf. Schließlich wurden die Freiſitze auch in den übrigen Kirchen der Stadt eingeführt; waren ſie auch anfänglich da und dort in der Minderheit, ſo wurde das bald anders, und ſchließlich haben ſie die in Privatbeſitz befindlichen ganz verdrängt.

Am 3. März des Jahres 1851 wurde das bisher bei den Pfarrwahlen übliche Los, d. h. die Wahl zweier Geiſtlicher, zwiſchen welchen das Los nicht immer im Sinne der Mehrzahl der Gemeindegenoſſen entſchied, abgeſchafft. Dieſer Beſchluß oder vielmehr die Anregung zu demſelben ging vom Staatskollegium aus; der Kirchenrat hatte das Los beibehalten wollen [1]).

[1]) Klein-Rats Protokoll von 1851, Fol. 85.

Die erſte Pfarrwahl ohne Anwendung des Loſes fand im nämlichen Jahr in der Gemeinde Riehen ſtatt. Die Beteiligung der Behörden, d. h. des kleinen Rats und des Kirchenrats, an den Pfarrwahlen wurde hingegen noch mehrere Jahre hindurch beibehalten. Ein empfindlicher Verluſt für die Kirche Baſels und namentlich für die Jugend war der im Jahre 1853 erfolgte Tod des Oberſthelfers Johannes Linder.

Wer ſich für die in mehr als einer Beziehung unpaſſende Form der damaligen Gottesdienſte intereſſiert, ſei auf eine humoriſtiſche Schilderung derſelben in K. R. Hagenbachs „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz“ (Jahrg. 4, S. 68, 69) verwieſen. —

Die Finanzen des Staates bewegten ſich anfänglich noch in den früher[1]) angegebenen Grenzen; Einnahmen und Ausgaben betrugen alſo ungefähr eine halbe Million Schweizerfranken. In der Mitte des ſechsten Jahrzehnts iſt es dann freilich anders geworden. Der bisher geltende Grundſatz, die Ausgaben nach den Einnahmen zu richten, wurde allmählich erſchüttert, und man iſt ſchließlich hier wie anderwärts bei dem diametralen Gegenteil desſelben angelangt. In den Revolutionsjahren 1848 und 1849 zeigte die Einkommens- und Erwerbsſteuer aber, infolge ungünſtiger Verhältniſſe von Handel und Induſtrie ſowie bedeutender Kapitalverluſte, einen beträchtlichen Rückgang. Schon für das Jahr 1847 (alſo im Frühjahr 1848) blieb dieſelbe hinter der für 1846 um ungefähr 36,000 und für 1848 um weitere 8000 Franken zurück. Die für 1849 nahm dann wieder zu[2]). Wie beſcheiden übrigens die Steuern damals noch waren, zeigt uns ein Blick in den ſechszehnten Verwaltungsbericht des Stadtrats für das Jahr 1849 (S. 44). Damals bezahlten die der erſten Klaſſe angehörigen Bürger,

[1]) Basler Jahrbuch 1902, S. 53.

[2]) Verwaltungsbericht des kleinen Rates XV, S. 7, XVI, S. 6.

also die am höchsten besteuerten, eine städtische Gemeindesteuer (damals „Sicherheitsgebühr“ genannt) von jährlich nicht mehr als 16 Schweizerfranken. —

Unter den öffentlichen Vergnügungen nahm die Fastnacht noch immer ihre längst behauptete Ehrenstelle ein. Größere kostümierte Umzüge waren damals keine Seltenheit; der bedeutendste war wohl der des Jahres 1853, welcher die zweiundzwanzig Kantone der Schweiz in zahlreichen größern und kleinern Gruppen, natürlich nicht ohne mancherlei satirische Anspielungen, zur Darstellung brachte. Dazu kam, als ebenfalls seit alter Zeit übliches Volksfest, der Umzug der sogenannten drei Ehrenzeichen der Gesellschaften Kleinbasels im ersten Monat des Jahres. Dazu kamen ferner die Zunftschmäuse am Aschermittwoch, Turn- und Jugendfeste u. a. m. Weniger beneidenswert war hingegen die Lage des Theaters.

„Das Theater hat beständig mit Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Ansprüche größer sind, als die Mittel, über die man gebieten kann“, heißt es bei Streuber[1]). In der Tat war dasselbe im Jahre 1849 mit einer Schuldenlast von 25,000 Franken beladen. Infolge dessen wandten sich Delegierte der Aktionäre desselben an den kleinen Stadtrat mit der Bitte um Abhilfe. Sie baten geradezu um Übernahme des Institutes durch die Stadt; die Delegierten des Stadtrats erklärten aber, auf dieses Begehren nicht eintreten zu können. Wohl aber vereinigten sich die beiderseitigen Delegierten auf folgende Bedingungen: 1. Die Stadt bezahlt die Assekuranz des Theaters gegen Feuerschaden; 2. sie liefert das für etwa sechzig Vorstellungen nötige Heizungsmaterial; 3. sie übernimmt die Kosten der Beleuchtung für eben so viele Vorstellungen zur Hälfte; 4. sie überläßt das sogen. Ballenhaus dem Theater zinsfrei und verzichtet auf den Zins für das der Stadt schuldige Kapital von Fr. 12,325, der übrigens

[1]) A. a. O. S. 379.

ſeit Jahren nicht bezahlt worden war; 5. wird ſie das Ballenhaus im Äußern in Stand ſtellen und künftig unterhalten. Der Vertrag ſollte auf die Dauer von drei Jahren abgeſchloſſen werden.

Der kleine Stadtrat genehmigte die beiden erſten Punkte, alſo Übernahme der Aſſekuranz und der Heizung, von den drei folgenden aber wollte er nichts wiſſen; die dem Theater günſtig geſinnten Mitglieder desſelben waren die Stadträte J. J. Burckhardt-Ryhiner, Elias Kern-de Crouſaz und der im Jahre 1850 in dem Wäldchen zwiſchen Baſel und Weil ermordete Johann Jakob Basler-Bernoulli. Er hatte aber die Rechnung ohne den großen Stadtrat gemacht. Hier mußten nämlich diejenigen Vertreter der Bürgerſchaft, welche zugleich Aktionäre des Theaters waren, und die man im Ganzen als Gönner desſelben anſehen konnte, abtreten. Auf dieſe Weiſe geſtaltete ſich die Mehrheit des großen Stadtrats zur Minderheit, und es wurde ſchließlich am 19. November 1849 mit 22 gegen 17 Stimmen gänzliches Nichteintreten auf die Petition beſchloſſen.

In der Tagespreſſe wurde die Frage damals lebhaft und von ſehr verſchiedenen Standpunkten aus erörtert. Die einen betonten die Bedeutung des Theaters für die Bildung des Volkes und regten ſogar zur Gründung eines Theatervereins nach dem Vorbilde der akademiſchen Geſellſchaft an, während andere den Stadtrat unterſtützten und behaupteten, zur Unterſtützung ſchuldenbeladener, den ganzen Tag in den Kneipen herumlungernder Schauſpieler und liederlicher Aktricen ſei das Gemeindevermögen zu gut. So dauerte denn das Mißverhältnis zwiſchen den Anſprüchen und den vorhandenen Mitteln fort. Im Winter 1851/52 konnte infolge deſſen die Bühne erſt zwiſchen Weihnacht und Neujahr und in dem von 1854/55 gar erſt im Februar eröffnet werden. Das Theater machte den Eindruck eines umgekehrten Armenhauſes, „worin nicht die Armen

gepflegt, ſondern die Pfleger arm wurden“[1]). Die Erfahrung beweiſt aber, daß durch lebhafte Unterſtützung nicht nur die Leiſtungen der Bühne, ſondern auch das Perſonal gehoben wird, während jene bei allzu geringen Mitteln leicht zur Schmiere herabſinkt.

Einer entſchieden beſſern Pflege als das Theater, erfreuten ſich die verſchiedenen muſikaliſchen Inſtitute, ſie boten auch, was die Qualität der Aufführungen betrifft, entſchieden Beſſeres, als jenes. In den Aufführungen des Geſangvereins überwogen die Werke Händels und Mendelsſohns ganz entſchieden; auch Spohr war noch nicht vergeſſen, während man ſich in Bezug auf Johann Sebaſtian Bach mit einigen Kantaten begnügte und ſeine Hauptwerke vorläufig liegen ließ. Dazu kam ſeit 1852 die Liedertafel, die ſich teilweiſe aus infolge politiſcher Zwiſte ungefähr zehn Jahre früher aus dem Männerchor ausgetretenen Sängern, teilweiſe aber auch aus jüngern Elementen bildete. Sie pflegte neben der Kunſt auch die Geſelligkeit, gewann durch ihre trefflichen Leiſtungen raſch die Gunſt des Publikums und errang auf den eidgenöſſiſchen Sängerfeſten manchen erſten Preis. Dieſen Vereinen zu lieb wurde der öſtliche Teil der Martinskirche bei der Umgeſtaltung von 1850 und 1851 in einer Weiſe eingerichtet, welche dieſe noch jetzt für muſikaliſche Aufführungen empfiehlt.

In den Abonnementskonzerten, welche freilich nur einem kleinen Teile der Bevölkerung zugänglich waren, herrſchte das inſtrumentale Element noch nicht ſo einſeitig vor, wie es gegenwärtig der Fall iſt. Konzerte ohne Geſang bildeten damals noch die Ausnahme, während ſie jetzt mindeſtens ebenſo häufig ſind als die andern. Dieſes Verhältnis war ſchon dadurch bedingt, daß man für jeden Winter eine beſondere Konzertſängerin engagierte, die man, da man ſie einmal hatte, doch

[1]) Intelligenz-Blatt der Stadt Baſel, Jahrg. 1849, Nr. 287, S. 1947.

auch verwenden mußte. Im Ganzen waren die Mittel, über die man zu verfügen hatte, viel beſchränkter als jetzt; das Orcheſter war kleiner und reicher an Dilettanten, die Möglichkeit, beinahe für jedes Konzert hervorragende ausländiſche Kräfte zu gewinnen, geringer. Auch an Defiziten fehlte es keineswegs; immerhin hat man ſich in der Not in der Regel doch zu helfen gewußt. Als z. B. die Brüder Lang aus Fulda gegen Ende des Jahres 1853 einen ehrenvollen Ruf nach Baden-Baden erhalten hatten, fand man doch Mittel und Wege, um dem Orcheſter dieſe trefflichen Vertreter der Blasinſtrumente zu erhalten.

Die Leitung dieſer muſikaliſchen Inſtitute lag in den Händen Ernſt Reiters, und Baſel verdankt der feurigen und anregenden Natur dieſes Mannes bedeutende Fortſchritte auf dem Gebiete des muſikaliſchen Lebens.

Auch dem arg vernachläſſigten Kirchengeſang ſuchte man einigermaßen aufzuhelfen. Leider war aber der erſte Dirigent eines gegen Ende der Vierzigerjahre zu dieſem Zwecke gebildeten Chores, Dr. Ernſt Hauſchild, nicht geeignet, dem Chor Freude am Geſang einzuflößen; dieſer löſte ſich infolge deſſen bald wieder auf. Als dann im Jahre 1854 das neue Geſangbuch für Baſelſtadt und Baſelland eingeführt wurde und das alte geſchmackloſe, für vierſtimmigen Geſang geradezu unbrauchbare Geſangbuch von 1809 wegfiel, fand ſich auch in der Perſon des ſpätern Waiſenvaters Johann Jakob Schäublin eine für längeres Wirken auf dieſem Gebiete geeignete Kraft. —

An der Spitze des Gemeinweſens ſtanden die beiden Bürgermeiſter Felix Saraſin und Johann Jakob Burckhardt, letzterer ſeit dem 3. Juni 1849 als Nachfolger von Bürgermeiſter Frey, welcher in der Aprilſitzung desſelben Jahres beinahe ſiebzigjährig ſeine Entlaſſung genommen hatte.

Saraſin war aus dem bekannten Inſtitute Chriſtoph Bernoullis hervorgegangen, welchem ſo viele Basler einen großen

Teil ihrer Ausbildung verdankten. Da ihm die väterliche Kolonialwarenhandlung nicht lukrativ genug erschien, gründete er in der „Neuen Welt“ eine Baumwollenfabrik und leitete diese mit Eifer und Geschick. Sobald es aber die Umstände erlaubten, begann er sich am öffentlichen Leben und an den gemeinnützigen Bestrebungen seiner Vaterstadt zu beteiligen, zunächst in der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen, sowie in richterlichen Stellungen. Im Jahre 1833 wurde er in den Großen Rat gewählt, 1840 in den Kleinen, 1847 endlich erhielt er die Würde eines Bürgermeisters. Aber auch das kirchliche und religiöse Leben Basels, sowie Kunst und Wissenschaft sind ihm nicht fremd geblieben; sein schön gelegenes Haus in der St. Albanvorstadt hat er durch Werke der Kunst verschönert, und Wilhelm Wackernagel hat ihm bekanntlich sein Buch über die deutsche Glasmalerei gewidmet. Auf die äußere Form des Auftretens legte er Gewicht, war aber neben seinem gemessenen Wesen doch freundlich und leutselig. Die Bürgermeisterwürde hat er bis zu seinem im Januar des Jahres 1862 eingetretenen Tode bekleidet[1]).

Johann Jakob Burckhardt war als jüngstes Kind seiner Eltern in verhältnismäßig jungen Jahren ökonomisch unabhängig geworden. Er widmete sich infolge dessen frühzeitig öffentlichen entweder gar nicht oder nur gering besoldeten Ämtern. Bei seiner Wahl in den kleinen Rat (1848) war er schon Mitglied des Großen Rats, des großen und kleinen Stadtrats und des Appellationsgerichts. Der Wahl zum Bürgermeister leistete er nur ungern Folge, da er sich für zu schwach zur Bekleidung dieses Amtes hielt. Immerhin verdankt ihm Basel die Neuordnung des Niederlassungswesens, welche infolge der

[1]) Basler Nachrichten, Jahrg. 1862, Nr. 21 (von Fiskal Burckhardt), Christl. Volksbote 1862, Nr. 5. Allgem. deutsche Biographie, Bd. 30, S. 371, 372.

Bundesverfassung von 1848 notwendig geworden war. Nach seinem Rücktritt von der Stelle eines Bürgermeisters blieb er noch längere Zeit Mitglied des Baukollegiums, als welches er namentlich mit den infolge der Stadterweiterung nötig gewordenen Expropriationen beschäftigt war, und (bis 1870) des Großen Rates. Bedeutende Personen- und Sachkenntnis, sowie die Kunst, mit Leuten der verschiedensten Art geschickt zu verkehren, werden ihm mit Recht nachgerühmt[1]). Von Natur nicht gerade gesund, erreichte er doch, da er sich zur rechten Zeit von seinen Ämtern zurückzog und ein sehr regelmäßiges Leben mit langem Sommeraufenthalt in gesunder Gegend des Jura führte, das hohe Alter von 79 Jahren. Seine sämtlichen Kollegen im Kleinen Rat, ältere sowohl als jüngere, hat er überlebt.

Eine eigentümliche Ironie des Schicksals war es, daß beide Bürgermeister, im Gegensatze zu ihren Vorgängern Karl Burckhardt und Frey und, was noch schlimmer war, auch im Vergleich mit ihren Herrendienern, von sehr mäßiger Körpergröße waren. Man behauptete, das feierliche Auftreten mit Claquehut und Degen, in Begleitung der in die Standesfarben gekleideten Herrendiener, sei deshalb namentlich Sarasin unangenehm gewesen und sei infolge dessen in den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts außer Übung gekommen.

Als Haupt der radikalen Partei galt, wenigstens im Anfang der hier geschilderten Periode, immer noch Dr. Karl Brenner; doch erwuchs ihm gerade in diesen Jahren in Wilhelm Klein ein bedeutender, in manchen Beziehungen ihm überlegener Nebenbuhler. Wilhelm Klein war der Sohn eines aus dem Königreich Würtemberg eingewanderten Lehrers und schien sich anfänglich ebenfalls dem Lehrerstande widmen zu wollen. Er

[1]) Allgemeine Schweizer Zeitung, Jahrg. 1888, Nr. 90 (von C. Wieland.)

hatte Mathematik ſtudiert und beſaß die für den Unterricht in dieſem Fache notwendigen Eigenſchaften in vollem Maße. Seit dem Jahre 1848 war er als Vikar und ſeit 1849 als Hilfslehrer an der Realſchule tätig; doch hatten ſeine Kollegen ſchon damals den Eindruck, als ſehe er dieſe Stellung nur als eine vorübergehende an und hoffe auf eine einflußreichere[1]). An der Politik beteiligte er ſich ſchon während ſeiner Tätigkeit an der Schule, aber den großen Einfluß und die leitende Stellung innerhalb ſeiner Partei konnte er ſich natürlich nur nach und nach erringen. Daß ihm aber dieſes gelingen, und daß er Dr. Brenner überflügeln werde, war ſeinen Geſinnungsgenoſſen ſchon frühzeitig klar[2]).

Neben den Koryphäen der konſervativen und radikalen Partei machte ſich übrigens auch eine Art Mittelpartei geltend. Sie beſtand zum Teil aus den Männern, welche ſchon zur Zeit der Verfaſſungsreviſion von 1847 eine ſolche gebildet hatten, ergänzte ſich aber auch während des folgenden Jahrzents aus jüngern Männern, welche im Rat und außerhalb desſelben eine politiſch unabhängige Stellung einnahmen; es waren das Leute wie Hans Wieland, Dr. J. J. Viſcher-Iſelin, etwas ſpäter auch Dr. Karl Stehlin und Dr. Karl Wieland. Auch Theodor Meyer-Merian war neben ſeiner Stellung als Direktor des Bürgerſpitals und neben ſeiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit in der Öffentlichkeit tätig; ſein Wirken war aber mehr auf gemeinnützigem als auf politiſchem Gebiete wahrnehmbar[3]). Immerhin war er, ehe er die Leitung des Bürgerſpitals übernahm, mit der Redaktion des Intelligenzblattes beſchäftigt.

---

[1]) Erinnerungen aus meinem Leben. Von Dr. J. J. Schäublin. S. 89.

[2]) Schäublin a. a. O. Baſellandſchaftliches Volksblatt, Jahrgang 1850, S. 195.

[3]) Oeri, J. J. Theodor Meyer-Merian. Ein Lebensbild. S. 39 bis 41, 60—62.

2.

Wenden wir uns nun nach dieſer Überſicht baslerischer Zuſtände im ſechsten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts der chronologiſchen Reihenfolge der Ereigniſſe zu! Sie beginnt gleich zu Anfang des Jahres 1848 mit unruhigen Auftritten unter der Standestruppe. Nach dem Geſetze vom 11. November des Jahres 1804 ſollte dieſe nur aus geborenen Schweizern beſtehen und in einem ſpätern vom 3. Februar 1834 war dieſe Bedingung wieder aufgeſtellt worden.[1]) Das war freilich im Laufe der Zeit anders geworden, und man hatte nach und nach auch Ausländer angeworben; die Schweizer in der Truppe behaupteten ſogar, die Offiziere hätten eine gewiſſe Vorliebe für die ſogenannten „Schwoben". Nun waren am 2. Januar zwei unbotmäßige Soldaten ſchweizeriſcher Herkunft auf Mechels Befehl, aber gegen das Geſetz, körperlich gezüchtigt worden. Am 5. Januar verlangten darauf etwa dreißig aus der Schenke von Rudolf Weniger an der Hutgaſſe zurückgekehrte Soldaten die Wegſchaffung aller Ausländer; einige Unteroffiziere von fremder Herkunft wurden ſogar mißhandelt. Mechel forderte am folgenden Tage die Truppe zum Gehorſam auf; am nämlichen Tage (6. Januar) verſammelte ſich ſchon am Vormittag das Militärkollegium und nachmittags in außerordentlicher Sitzung der Kleine Rat. Das Militärkollegium, deſſen Präſident Stehlin ohnehin der Standestruppe nicht gewogen war, trug auf Auflöſung derſelben, auf Beſtrafung der Rädelsführer und auf Niederſetzung einer Kommiſſion an. Der Kleine Rat wollte aber nicht ſo weit gehen; er beſchloß bloß Entlaſſung der fremden Soldaten, Aufbietung des Kontingents und der Landwehr der Infanterie und Wiederanwerbung der geeigneten Elemente der Garniſon.

[1]) Sammlung der Geſetze und Beſchlüſſe des Kantons Baſel. Bd. 1, S. 308; Bd. 8, S. 130.

Am 8. Januar ſodann erſchien der Präſident des Militärkollegiums in der Kaſerne. Er ließ die Garniſon auflöſen und entwaffnen, und gegen vierzig beſonders Kompromittierte wurden über die Grenze geführt. Ungefähr 86 Mann wurden dann in den nächſten Tagen vorläufig wieder angeworben, und die Wachpoſten wurden unter dieſe, die ſtädtiſche Miliz und das Landjägerkorps verteilt. Über die definitive Erledigung der Frage ſollte das Militärkollegium Vorſchläge bringen.

Am 8. Februar ſchlug ſodann der Kleine Rat dem Großen ein Proviſorium von zwei Monaten vor, für welches Bürgermeiſter Frey nebſt den Ratsherrn Geigy, Peter Merian und Oswald eintrat. Andere wie Fiskal Burckhardt, Kommandant Hübſcher und Hauptmann Kündig wollten hingegen die Standestruppe unbedingt und unter allen Umſtänden beibehalten. Im Großen Rate ſtanden 41 gegen 41 Stimmen; durch den Stichentſcheid des Präſidenten Ronus gelangte aber der Antrag des Kleinen Rates mit einem Proviſorium von zwei Monaten zur Annahme. Gerade ein Jahr ſpäter aber, am 7. Februar 1849, beſchloß der nämliche Große Rat eine förmliche Reorganiſation der Truppe. Es waren die Ereigniſſe des Jahres 1848 mit ihren revolutionären Bewegungen, welche dieſen Beſchluß hervorgerufen hatten. Die Miliz war durch dieſe, nachdem ſchon der Sonderbundsfeldzug mancherlei Anforderungen an ſie geſtellt hatte, in ſo außergewöhnlicher Weiſe in Anſpruch genommen worden, daß eine ſtehende Garniſon zur teilweiſen Entlaſtung der Bürger wieder ſehr wünſchenswert erſchien. Am 7. März 1849 wurde Major Lukas von Mechel zum Kommandanten derſelben ernannt. Er verſah dieſes Amt übrigens nur kurze Zeit, indem er ſchon im Frühjahr 1850 in die Dienſte des Königs beider Sizilien trat. Sein Nachfolger als Chef der Standestruppe war Lukas Hindenlang. —

Im Übrigen treten nun während der beiden Jahre 1848 und 1849 hauptſächlich zwei Dinge in der Geſchichte unſerer Vaterſtadt in den Vordergrund, nämlich die Unruhen in den benachbarten Staaten und die Umgeſtaltung des ſchweizeriſchen Staatenbundes zum Bundesſtaat. An jenen war Baſel als Grenzſtadt beſonders ſtark beteiligt. Was zunächſt das benachbarte Frankreich betrifft, ſo war die Situation allerdings keine ſehr ernſte. Wohl kamen gleich nach dem Ausbruche der Pariſer Februarrevolution zahlreiche Juden aus den benachbarten elſäſſiſchen Dörfern, wo ſie ihres Lebens nicht mehr ſicher waren, als Flüchtlinge hierher. Es gelang jedoch der Garniſon von Hüningen ſehr bald, die Ruhe wieder herzuſtellen, und ſo konnte auch das zur Beſetzung der Grenze am 4. März aufgebotene Infanteriekontingent ſchon nach zehn Tagen wieder entlaſſen werden. Zum Kommandanten des geſamten baslerischen Militärs wurde indeſſen, da man doch auf alle Fälle gerüſtet ſein wollte, der geweſene eidgenöſſiſche Oberſt Johannes Burckhardt ernannt. Im Übrigen hatte ſich aber die franzöſiſche Republik raſch konſolidiert; ſie verzichtete im Gegenſatze zu der von 1792 klüglich auf jede Propaganda nach Außen und gab ſo zu keinen Verwicklungen mit den Nachbarſtaaten Anlaß.

Weniger einfach geſtalteten ſich hingegen die Verhältniſſe zu der rechtsrheiniſchen Nachbarſchaft. Hier handelte es ſich bei Vielen ebenfalls darum, gerade wie in Frankreich an Stelle der Monarchie die Republik zu ſetzen, und dieſes Beſtreben fand natürlich in der Schweiz vielfache Zuſtimmung. Da waren einerſeits zahlreiche deutſche Arbeiter, ermuntert und geleitet von feder- und redegewandten Flüchtlingen aus früherer Zeit, die mit der Bewegung einverſtanden waren und den Aufſtändiſchen jenſeits des Rheins gern in möglichſt großer Zahl zu Hilfe gezogen wären. Da waren ferner zahlreiche Schweizer, welche ähnliche Anſichten vertraten, teils bloße Privatleute, teils

aber auch Beamte und Staatsmänner, deren Sympathieen für die republikaniſche Bewegung jenſeits des Rheines für dieſe unter Umſtänden von Wert ſein konnte. Selbſt in der Tagſatzung war dieſe Geſinnung vertreten, namentlich unter den Vertretern der franzöſiſchen Schweiz und, was Italien betrifft, im Kanton Teſſin. Für die an der Grenze liegenden Ortſchaften war die Lage mithin eine ziemlich ernſte.

In der Tat zeigte ſich auch unter den in Baſel wohnenden Deutſchen gleich bei Beginn der Bewegung in Deutſchland eine gewiſſe Aufregung, welche überdies in manchen ſchweizeriſchen und baslerischen Kreiſen genährt oder wenigſtens geteilt wurde. Schon im März hatte eine Verſammlung des Deutſchen Vereins ſtattgefunden; ein im Schoße desſelben vorgeleſener Brief des damals in Paris befindlichen Dichters Georg Herwegh regte bewaffnete Organiſation an. Doch gelang es den beſonneneren Elementen unter den Anweſenden, zumal dem damaligen Profeſſor der Phyſiologie, Alexander Ecker, vor Unternehmungen zu warnen, welche die Neutralität der Schweiz gefährden konnten. Später verbreitete ſich das Gerücht, es rückten von Straßburg her deutſche Arbeiterſcharen gegen die Grenze heran; es wurden deshalb die Kontingente von Baſelſtadt und Baſelland am 11. und 14. April aufgeboten und einige Tage ſpäter in eidgenöſſiſchen Dienſt genommen. Am 20. April — es war gerade Charfreitag — kam es nur wenige Stunden von Baſel bei Kandern zum Gefecht, wobei der edle General Friedrich von Gayern als Führer des heſſiſchen Militärs fiel. Wohl infolge dieſes Gefechts und der damit verbundenen Niederlage der Freiſcharen brachte Hecker, der Anführer derſelben, die Nacht vom 21. auf den 22. April in Baſel zu; er wurde jedoch angewieſen, die Stadt wieder zu verlaſſen.

Dem am 19. April in der Safranzunft verſammelten Deutſchen Verein ließ der eidgenöſſiſche Oberſt Frei aus Brugg

erklären, er werde es nicht dulden, daß von der Schweiz aus Bewaffnete fremdes Gebiet beträten, und auch Waffentransporte werde er nicht gestatten. Aus dem Innern der Schweiz erwartete man nämlich bewaffnete Scharen; ungefähr hundert Mann gelangten in der Tat über den Rhein und fanden in Grenzach Waffen, welche wahrscheinlich aus Baselland waren hinübergeschafft worden. Am 24. April fuhr sogar ein Kahn mit Bewaffneten rheinabwärts mitten durch die Stadt, worauf das eidgenössische Militär den Befehl erhielt, solche Schiffe im Wiederholungsfalle anzuhalten und, wenn diesem Befehl nicht Folge geleistet werde, auf sie zu feuern.

In die letzten März- und in die ersten Apriltage des Jahres 1848 fällt auch die Gründung eines Kreditvereins, dessen Aufgabe es war, unter solidarischer Verbindlichkeit der Mitglieder ein Anleihen von 800,000—1,000,000 französischen Franken aufzunehmen, um kaufmännischen Verlegenheiten gegen Sicherheiten abzuhelfen, die Verfalltermine wechselrechtlicher Verpflichtungen hinauszurücken u. s. w., alles in diskretester Weise. Der Ausschuß des Vereins bestand aus den Herren Wilhelm Burckhardt-Forkart, Ratsherr Geigy, Samuel Köchlin-Burckhardt, Rudolf Iselin-De Bary und alt Ratsherr Wilhelm Vischer, die eigentliche Seele desselben aber war Bankdirektor Speiser. Am 4. April hatten sich bereits 45 Mitglieder zur Aufnahme gemeldet, und später stieg die Zahl bis auf 113. Als der Verein gegen Ende des Jahres seine Schlußrechnung ablegte, ergab es sich, daß er etwa 870,000 Franken aufgenommen und davon ungefähr 626,000 gegen Obligationen und Sicherheiten ausgegeben hatte, und daß diese schon wieder zurückbezahlt waren. Die Verbindlichkeiten sämtlicher Mitglieder waren ohne Verlust erfüllt worden, und die Mitglieder hatten blos die Unkosten und Zinsverluste zu tragen, im Ganzen 3776

Franken. Die ganze Kriſis war an Baſel ſpurlos vorübergegangen.[1])

Nachdem der Monat April des Jahres 1848 in Folge des Aufſtandes im benachbarten Großherzogtum Baden unſerer Vaterſtadt mancherlei Unannehmlichkeiten gebracht hatte, ſollte auch der Mai nicht ohne Widerwärtigkeiten vorübergehen. Die Ordnung war dort wiederhergeſtellt, und bei dieſer Wiederherſtellung hatte auch württembergiſches Militär mitgewirkt; von dieſem aber wurde die Stadt in den erſten Maitagen hin und wieder beſucht. Die Soldaten wurden nun auf ihren Gängen durch die Stadt gar nicht ſelten, namentlich von deutſchen Arbeitern, beläſtigt und beſchimpft. Beſonders ſchlimm ging es am Abend des 10. Mai vor dem Riehentor zu. Es ſcheint, daß die Württemberger viel zu lange in der Stadt geblieben waren, wohl auch zu viel getrunken hatten, ſodaß ſie ſich in Folge fortgeſetzter Neckereien zur Wehr ſetzten. Der Streit begann mit den Ellenbogen und endigte von Seite der Württemberger mit Säbelhieben. Zwei Basler Bürger wurden ziemlich übel zugerichtet, vier Württemberger Soldaten nebſt einem Offizier in Folge deſſen verhaftet. Sie wurden darauf vom korrektionellen Gericht wegen Überſchreitung der Notwehr beſtraft, jedoch nicht ſo ſtreng, wie Manche erwartet hatten.[2]) Der Präſident des Gerichts, L. A. Burckhardt, mußte deshalb mancherlei Angriffe der „National-Zeitung“ über ſich ergehen laſſen, gegen welche er ſich in einer Extrabeilage der „Basler Zeitung“ energiſch verteidigte. —

Am 21. September begannen die Unruhen im Großherzogtum Baden auf's neue. Guſtav Struve war am Abend dieſes Tages von der Schweiz aus in Lörrach erſchienen und hatte

[1]) Näheres bei F. Mangold. Bankdirektor Johann Jakob Speiſer, in „Basler Biographien“, Bd. 2, S. 155—161.

[2]) Kantons-Blatt Baſel-Stadt, 1848, 1. Abteilung, S. 177—180.

dort die deutſche Republik proklamiert, jedenfalls im Zuſammenhange mit dem Aufſtande, welcher ſchon einige Tage früher in Frankfurt am Main, am Sitze des deutſchen Parlaments, ausgebrochen war. Der kleine Rat bot ſchon am 23. September Militär auf. Die Aufſtändiſchen wurden übrigens am 24. des Monats bei Staufen von General Hoffmann geſchlagen; trotzdem wurde Tags darauf ein Teil der Standestruppe und des Infanteriekontingents in den Landbezirk verlegt. In der Nacht vom 26./27. wurde ſogar in der Stadt ein Waffendepot von der Polizei entdeckt und mit Beſchlag belegt.

Am 26. September faßten ſodann die Regierungen von Baſelſtadt und Baſelland übereinſtimmende Beſchlüſſe hinſichtlich der in Folge ihrer Niederlage zu erwartenden deutſchen Flüchtlinge. Führer des Aufſtandes und Leute, die ſich von der Schweiz aus der Bewegung angeſchloſſen hatten, ſollten vierundzwanzig Stunden nach ihrer Ankunft in's Innere der Schweiz oder nach Frankreich gewieſen, gewöhnliche Flüchtlinge entwaffnet und drei Stunden von der Grenze entfernt, ſchweizeriſche Zuzüger einfach zurückgewieſen werden.

Mitten in die Unruhen, welche die Bewegung im Badiſchen im Frühling und im Herbſt verurſachten, fielen nun auch die Verhandlungen der in Bern verſammelten Tagſatzung über die Umgeſtaltung der ſchweizeriſchen Bundesverfaſſung. Baſels Vertreter an derſelben waren anfänglich Bürgermeiſter Saraſin und Profeſſor Rudolf Merian, ſpäter Ratsherr Peter Merian und Stadtrat Johann Jakob Burckhardt. In der Bundesreviſionskommiſſion hingegen ſaß Ratsherr Johann Georg Fürſtenberger; dieſer trat allen über das abſolut Notwendige hinausgehenden Poſtulaten, der eidgenöſſiſchen Hochſchule, dem eidgenöſſiſchen Lehrerſeminar u. ſ. w. entſchieden entgegen; er ſtarb aber ſchon am 3. Mai.

Was nun aber die wesentlichen Punkte der Bundesrevision, also Verfassung, Zentralisation von Zoll-, Post- und Münzwesen, betrifft, so brachte der Kleine Rat folgende Vorschläge vor den Großen: In Betreff der Verfassung des neuen Bundes möglichste Annäherung an die der Mediationszeit, ferner zwei Kammern, ein Vorort in bisheriger Weise und ein Bundesrat als ausführende Behörde. Oberst Vischer empfahl einen Bundespräsidenten, welcher nach dem Vorbilde des nordamerikanischen seine Minister selber wählen sollte; er hoffte von dieser Einrichtung die Gewinnung tüchtiger, von den wechselnden politischen Konstellationen unabhängiger Fachmänner für die einzelnen Zweige der Verwaltung. Der Große Rat machte diesen Vorschlag mit 40 gegen 27 Stimmen zu dem seinigen. Weniger glücklich war ein Vorschlag des Ratsherrn Stumm, an die Stelle der Tagsatzung einen eidgenössischen Verfassungsrat zu setzen; er unterlag mit 42 gegen 46 Stimmen.

In § 22 des Entwurfs war eine eidgenössische Hochschule, ein Polytechnikum und ein Lehrerseminar vorgeschlagen, und Dr. Brenner sprach zu Gunsten dieses Paragraphen. Allein andere Mitglieder des Rates, Oberst Vischer, Peter Merian und Wilhelm Schmidlin, bekämpften denselben im Interesse der Freiheit des Unterrichts und der Manigfaltigkeit der Bildung; der Rat stimmte ihnen mit allen gegen 9 Stimmen zu.

Hinsichtlich des Zollwesens hatte der Kleine Rat bloß Vereinfachung, nicht aber vollständige Zentralisation vorgeschlagen, hinsichtlich des Postwesens statt der Zentralisation bloß konkordatsweise Reform; der Große Rat stimmte in beiden Fällen zu. Hingegen stimmte er auf den Antrag von Rudolf Liechtenhan-Hagenbach nicht bei, als der Kleine Rat zwar Zentralisierung und Tarifierung der verschiedenen Geldsorten für den Kurrentverkehr und die öffentlichen Kassen, nicht aber für Kapital- und Wechselzahlungen vorschlug. Liechtenhan erklärte sich für § 36 des

Entwurfs, also für vollständige Zentralisation, und drang damit durch.

Die größten Bedenken verursachte § 40 des Entwurfs, das Stimmrecht der Niedergelassenen, im Hinblick auf die große Zahl derselben in einem fast ausschließlich städtischen Gemeinwesen. Man fürchtete offenbar eine gänzliche Umgestaltung des Großen Rates durch dieselben in näherer oder fernerer Zeit. Der Kleine Rat empfahl daher Verwerfung dieses Paragraphen, daneben aber Genehmigung der freien Niederlassung. Der Große Rat trat den Vorschlägen des Kleinen bei.

Am 19. Juni empfahl sodann der Große Rat auf Antrag des Kleinen in seiner Tagsatzungsinstruktion teilweisen Nachlaß der Kriegskosten zu Gunsten der Kantone des aufgelösten Sonderbunds; er knüpfte daran die ausdrückliche Bedingung, daß im Fall der Annahme die betreffenden Kantone auf alle Regresse gegenüber ihren gestürzten Magistratspersonen zu verzichten hätten. Dieser Antrag wurde von den Bürgermeistern Frey und Sarasin, sowie von Ratsherr Geigy und Schmidlin empfohlen, von Dr. Brenner hingegen bekämpft. Der Rat nahm denselben mit großem Mehr an. Darauf sprach sich Stehlin ebenfalls zu Gunsten des Nachlasses, aber gegen die daran geknüpfte Bedingung aus; sein Antrag drang, wenn auch mit knappem Mehr, durch.

Als am folgenden Tage zur Wahl eines ersten Gesandten an die Tagsatzung geschritten wurde, hatten Stehlin und Peter Merian die gleiche Stimmenzahl. Das Los entschied zu Gunsten Stehlins; zum zweiten Gesandten wurde J. J. Burckhard gewählt. In der nämlichen Sitzung erteilte der große Rat dem kleinen Vollmacht, eine Kompagnie Kavallerie von ungefähr dreißig Mann zu errichten. Die Kompagnie scheint jedoch eine Reihe von Jahren hindurch nicht vollzählig gewesen zu sein[1]).

[1]) 20. Verwaltungsbericht des Kleinen Rats ... (1853), S. 51, 52.

Als die allgemeine Volksabſtimmung über Annahme oder Verwerfung der neuen Bundesverfaſſung bevorſtand, empfahl das Staatskollegium dem Kleinen Rate und dieſer dem Großen Annahme, obwohl manche Wünſche Baſels in derſelben keine Berückſichtigung gefunden hatten. Der Große Rat erklärte ſich dann in der Tat am 7. Auguſt mit 66 gegen 5 Stimmen ebenfalls für Annahme, wobei manche allerdings weniger aus Begeiſterung, als im Hinblick auf die allgemeine Lage und auf die unvermeidliche Verwirrung im Falle der Verwerfung ihre Zuſtimmung gaben. Die Volksabſtimmung, an welcher zum erſten mal neben den Bürgern auch die Niedergelaſſenen ſich beteiligten, fand am 17. Auguſt ſtatt; die Bundesverfaſſung wurde mit 1146 gegen 175 Stimmen angenommen. Bedenkt man, daß im Jahre 1847, alſo zu einer Zeit, wo die Niedergelaſſenen in kantonalen Fragen noch kein Stimmrecht beſaßen, die revidierte Verfaſſung von Baſelſtadt mit 1448 Stimmen angenommen worden war, ſo wird man ſich über die ſchwache Beteiligung an der Abſtimmung vom 17. Auguſt 1848 mit Recht wundern. Von den ungefähr 1200 Niedergelaſſenen wird wohl die Mehrzahl zur Urne gegangen ſein, und nur ſehr wenige werden eine Verfaſſung, die ihnen das Stimmrecht in kantonalen und eidgenöſſiſchen Angelegenheiten gab, verworfen haben. Wohl aber iſt es wahrſcheinlich, daß ſehr viele Bürger ſich weder zur Annahme noch zur Verwerfung entſchließen konnten und deshalb zu Hauſe blieben.

Die Annahme der Bundesverfaſſung durch die Mehrzahl der Kantone und des Schweizervolks wurde am 12. September durch Kanonenſchüſſe auf der St. Albanſchanze, durch Freudenfeuer auf St. Chriſchona und eine Feſtlichkeit auf der Schützenmatte gefeiert.

Am 16. Oktober fand die erſte Sitzung des großen Rates nach Einführung des neuen Bundes ſtatt. Von einer Reviſion

der kantonalen Verfassung wurde auf Antrag des Kleinen Rates und auf die Voten von Bürgermeister Frey und Peter Merian trotz der entgegenstehenden Voten von Oberst Stehlin und Dr. Karl Brenner abgesehen. Daneben empfahl aber die Regierung, im Hinblick auf die durch das Stimmrecht der Niedergelassenen bedeutend vergrößerte Zahl der Wähler, Neuwahl des ganzen Großen Rates. Dieser trat diesem Antrage mit großer Mehrheit bei. Am 17. Oktober sodann wählte er zum erstenmal ein Mitglied in den schweizerischen Ständerat; es war Oberst Stehlin, welcher mit 46 gegen 45 Stimmen durchdrang. In den Nationalrat wurde zwei Tage später Ratsherr Achilles Bischoff gewählt, und zwar mit 1564 gegen 1111 Stimmen, welche auf Dr. Brenner, den Kandidaten der Radikalen, fielen. Bischoff gehörte der Mittelpartei an; die Konservativen stimmten aber ebenfalls für ihn, da die Aufstellung eines Kandidaten aus ihren Kreisen nur dem der Radikalen Vorschub geleistet hätte. Bischoff hat während der verhältnismäßig kurzen Zeit seiner Stellung im Nationalrate der Eidgenossenschaft im Gebiete des Zollwesens schätzenswerte Dienste geleistet.[1])

Die Wahlen in den großen Rat fanden im Dezember statt. Sie brachten im Ganzen keine großen Veränderungen im Bestande desselben hervor. Unter den nicht gerade zahlreichen Vertretern der Niedergelassenen waren Dr. Wirz aus Maisprach und Daniel Senn aus Liestal die bedeutendsten. Senn war damals am eidgenössischen Zoll angestellt und hat später als kantonaler Kriegskommissär keine erfreuliche Rolle gespielt, Wirz bekleidete später bekanntlich das Amt eines Polizeidirektors.

Gegen Ende des Jahres 1848 stellten sich Schwierigkeiten im Verhältnis der Bandfabrikanten zu ihren Arbeitern ein. Auf den Beschluß des damals schon seit einiger Zeit bestehenden

[1]) Festschrift zum vierhundertsten Jahrestage des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen, 13. Juli 1901. S. 172—180.

„General-Posamenter-Vereins“ stellten die Arbeiter Bedingungen, auf welche ihre Arbeitgeber nicht glaubten eintreten zu können. Die Fabrikanten erklärten überhaupt, nur mit ihren Arbeitern direkt, nicht aber mit dem Posamenterverein als solchem unterhandeln zu können. Als darauf in drei Fabriken die Arbeit eingestellt wurde, traten die Fabrikanten insgesamt zusammen, entwarfen eine Fabrikordnung und schlossen ihre sämtlichen Fabriken, damit der einzelne Arbeitgeber seinen Arbeitern gegenüber nicht ratlos dastehe. Nun stand es diesen natürlich frei, sich durch ihre Unterschrift mit der allgemein giltigen Fabrikordnung einverstanden zu erklären. Mit dieser Angelegenheit hatten die Behörden, da ihre Vermittlung von keiner Seite begehrt wurde, nichts zu tun.[1])

3.

Am 4. April des Jahres 1849 stellte Dr. Friedrich Brenner, der Bruder des damaligen Führers der politischen Opposition, im Großen Rat einen Anzug, welcher eine ziemlich eingreifende Reorganisation des Schulwesens bezweckte. Er klagte über Überfüllung der Klassen in einzelnen Gemeindeschulen, ferner über ungenügende Vertretung der realistischen Fächer im Gymnasium und über Mangel an Zusammenhang im Unterrichtswesen überhaupt. Seine positiven Vorschläge waren: Verschmelzung von Gymnasium und Pädagogium, Weiterführung der Gemeindeschulen an Stelle der Realschule, Ermäßigung des Schulgelds, Aufhebung der katholischen Schule sowie der Armenschule im Klingental. Der Präsident des Erziehungskollegiums, Peter Merian, erklärte sich, obschon persönlich kein Freund ein-

[1]) Intelligenzblatt der Stadt Basel, 1848, Nr. 311, S. 2231, 2232. Die in der hier abgedruckten Fabrikordnung festgesetzte Arbeitszeit entspricht allerdings unseren heutigen Anschauungen nicht mehr. Und auch ohne Eingreifen oder Vermittlung von Seite der Vertreter des Staates wäre ein solcher Abschluß heutzutage kaum denkbar.

greifender Umgeſtaltungen, zum Eintreten auf Brenners Anzug bereit; er wollte aber die Beratung desſelben nicht einer Großratskommiſſion, ſondern dem Kleinen Rate überweiſen. Seine Anſicht erhielt im großen Rate die Mehrzahl der Stimmen. —

Im Mai brach im Großherzogtum Baden die Revolution aufs neue aus. Zahlreiche Flüchtlinge, diesmal aber nicht Aufſtändiſche, ſondern Beamte und ſonſtige Anhänger der großherzoglichen Regierung mit ihren Familien, ſtellten ſich ein, und auch an geflüchteten Effekten aller Art fehlte es nicht. Da das badiſche Militär ſich der Bewegung ebenfalls angeſchloſſen hatte, ſo dauerte die Herrſchaft der Aufſtändiſchen ziemlich lange, bedeutend länger als im Jahre 1848. Erſt im Juni wurden jene von der Reichsarmee unter General Peucker und den Preußen unter dem Prinzen Wilhelm, dem ſpätern deutſchen Kaiſer, allmählich nach Süden, alſo in der Richtung nach der Schweizergrenze, zurückgedrängt. Am 2. Juli trafen die erſten Flüchtlinge des Inſurgentenheeres, etwa 130 Perſonen, in Baſel ein, zogen aber bald wieder weiter. Am 4. Juli erſchienen wieder vereinzelte Flüchtlinge, und zwei Tage ſpäter lagerte ſich eine größere Zahl Rheinfelden gegenüber am rechten Ufer des Rheins. Es war ein buntes Gemiſch von Leuten in allen möglichen Uniformen und Trachten, Wallenſteins Lager nicht unähnlich, manche betrunken oder ſonſt in exaltierter Stimmung, außerdem Pferde und geraubte Gegenſtände aller Art. Sie ſollen anfänglich die Abſicht gehabt haben, den Schweizerboden bewaffnet zu betreten. Gleich nach der erſten Audienz, welche der eidgenöſſiſche Brigadier, Oberſt Kurz aus Bern, dem Freiſcharenführer Blenker am 7. Juli erteilte, wurde ein berittener Adjutant in größter Eile nach Baſel geſchickt. Die Standestruppe war ſchon in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli auf Wagen nach Rheinfelden geſchafft worden; eine Batterie unter

Rudolf Paravicini nebſt dem eben erſt errichteten Kavalleriekorps begab ſich jetzt in aller Eile ebenfalls dorthin.

Am 8. Juli, einem Sonntag, ergaben ſich die Freiſcharen dem eidgenöſſiſchen Kommando und legten ihre Waffen nieder, abends nach ſieben Uhr trafen ſie in Baſel ein. Den Zug eröffneten bayriſche Chevauxlegers zu Fuß, von der hieſigen Kavallerie begleitet, ihre Pferde an der Hand führend. Es folgte die Standeskompagnie, die den Freiſcharen ſchon in Rheinfelden durch ihre ſichere militäriſche Haltung imponiert hatte. Dann kamen bayriſche Kanonen nebſt ſonſtigem Gepäck, und den Schluß des Zuges bildete die Basler Artillerie. Ein Bataillon Solothurner rückte erſt am folgenden Tage in Baſel ein zum Verdruſſe Vieler, welche den eidgenöſſiſchen Zuzug ſchon früher erwartet hatten.

Die Mannſchaft wurde an verſchiedenen Orten interniert; auch die Stadt Baſel erhielt ihren Anteil. Die Verpflegung der im Klingental Internierten beſorgte Kaſernier Heinrich Seiler für 3 1/2 Batzen täglich per Kopf.[1]) Über einzelne derſelben wurden gelegentlich Klagen laut; ſie hätten die ihnen zum Frühſtück gebotene kräftige Suppe zum Fenſter hinausgeſchüttet und Kaffee verlangt, berichtet H(ans) W(ieland) entrüſtet im Intelligenzblatt.[2]) —

Am 17. September ſtattete Ratsherr Geigy im großen Rate Bericht über den mit dem eidgenöſſiſchen Handels- und Zolldepartement abgeſchloſſenen Vertrag wegen Aufhebung der Zoll- und Kaufhausgebühren ab. Baſels Vertreter in dieſer Sache, Geigy und Stadtratspräſident Biſchoff, hatten durch Vorweiſung der Rechnungen und Tabellen über die bisherigen Bezüge und durch Hinweis auf Baſels Opfer in Bezug auf Straßen und Brücken, Eiſenbahn und Lagerhäuſer eine jährliche

[1]) 16. Verwaltungs-Bericht des Kleinen Rats . . . 1849, S. 4.
[2]) Nr. 166, S. 1093, 1094.

Entſchädigungsſumme von Fr. 44,000 für den Staat und von Fr. 60,000 für die Stadtgemeinde erwirkt. Der Vertrag wurde vom Großen Rat ohne erhebliche Einwendungen genehmigt. —

Das unruhige Jahr ſollte aber noch mit einer erhebenden, ganz den Wiſſenſchaften und den ſchönen Künſten geweihten Feier ſchließen, nämlich mit der Einweihung des neuen Muſeums an der Auguſtinergaſſe am 26. November. Von den fortan hier befindlichen Sammlungen war die öffentliche Bibliothek nebſt den Kunſtſammlungen bisher im Haus zur Mücke untergebracht geweſen; die naturhiſtoriſchen Sammlungen hingegen ſowie das chemiſche Laboratorium hatten ſich im Falkenſteinerhofe befunden. Die Anfänge dieſer Sammlungen waren ſehr beſcheiden geweſen; ein übel zugerichtetes, manchem ältern Bewohner unſerer Stadt einſt wohlbekanntes ausgeſtopftes Zebra nebſt einigen zerzauſten Vögeln hatten vor ungefähr achtzig Jahren den Beſtand der zoologiſchen Sammlung gebildet. An die Koſten, welche der Umbau des ehemaligen Auguſtinerkloſters erforderte, im ganzen 302,000 alte Schweizerfranken, hatte der Staat Fr. 180,000 die Stadt Fr. 16,000, die Univerſität Fr. 15,000, Freunde und Gönner der Wiſſenſchaften Fr. 70,000 beigetragen. Dazu kamen noch Fr. 17,000 an Zinſen ſowie das von der Univerſität unentgeltlich gelieferte Areal.

Die Feier begann mit einer Feſtrede, welche Profeſſor Hagenbach im Münſter hielt. In der Aula des Muſeums ſtattete ſodann der Erbauer desſelben, Architekt Melchior Berri, Bericht über die ihm übertragene Aufgabe ab und überreichte dem Amtsbürgermeiſter Saraſin die Schlüſſel zu Handen des Staates; dieſer übergab hierauf dieſelben nach einer kurzen Rede dem Präſidenten der Muſeumskommiſſion, Ratsherr Peter Merian. Nun folgte eine zweite Feſtrede von Profeſſor Gerlach ſowie die Beſichtigung der verſchiedenen Räume und Sammlungen durch die Feſtteilnehmer. Hieran ſchloß ſich um zwei Uhr ein

Bankett im Stadtkasino mit 270 Gedecken, welches durch Reden und Toaste von Wilhelm Wackernagel, Balthasar Reber, Abraham Emanuel Fröhlich u. a. gewürzt wurde. Berri erhielt bei diesem Anlasse das Doktordiplom der philosophischen Fakultät.

Mit dem Bezuge der neuen geräumigen Säle des Museums stieg natürlich auch die Freude der Bevölkerung an den Sammlungen, und die Zahl der demselben zufließenden Geschenke der verschiedensten Art stieg von Jahr zu Jahr. Außerdem wurde im Jahr 1849 der freiwillige Museumsverein gegründet, dessen Hauptaufgabe darin besteht, die wissenschaftlichen Sammlungen da, wo die Beiträge des Staates nicht ausreichen, zu unterstützen. —

4.

Am 1. Mai des Jahres 1850 zog die Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen ein nur zu lange vernachlässigtes Gebiet, nämlich das des Schutzes der Tiere gegen Mißhandlung jeder Art, in den Bereich ihrer Beratungen; die erste Anregung dazu war von Fiskal Johann Rudolf Burckhardt ausgegangen. Es wurde von der Gesellschaft eine Preisfrage ausgeschrieben; den ersten Preis in der Sitzung vom 20. September erhielt Dr. Theodor Meyer, der bekannte Volksschriftsteller und spätere Direktor des Bürgerspitals.[1])

Im nämlichen Monat (2. Dez. 1850) beantragte Daniel Senn aus Liestal im Großen Rate, man möge die Universität aufheben und dafür eine Gewerbeschule gründen. Vierzehn Tage später reichte August Stähelin einen Anzug ein, in welchem er Prüfung des gesamten Unterrichtswesens durch eine besondere Kommission an Stelle der im Jahre 1849 beschlossenen Prüfung desselben durch den Kleinen Rat empfahl. Stähelin wollte auf diesem Wege, wie es scheint, dem von Senn gemachten An-

[1]) Zwei Schriften über menschliche Behandlung der Tiere. Basel 1851. Nr. 1.

zuge die Spitze abbrechen, daneben aber auch die vom Kleinen Rate nicht mit besonderer Eile betriebene Angelegenheit beschleunigen.

Die beiden Fragen, Bestand oder Nichtbestand der Universität und Reorganisation des Schulwesens überhaupt, hingen in der Tat näher zusammen, als man an und für sich glauben sollte. Das damalige Organ der radikalen Partei, die „Schweiz. Nationalzeitung", verlangte nämlich: 1. Abschaffung der Ständeschulen, 2. als Mittel zu diesem Zweck Aufhebung des Schulgeldes und 3. Aufhebung der Universität. Durch die dritte Forderung sollte offenbar der Staat für den Ausfall, welchen er durch die nicht mehr eingehenden Schulgelder erlitt, entschädigt werden. Der ganze Kampf um Sein oder Nichtsein der Hochschule wurde damals mit großer Leidenschaft geführt. Die Nationalzeitung bezeichnete sie als Schmarotzerpflanze, als „Universität daß Gott erbarm" u. s. w., so daß selbst Senn erklärte, mit den leidenschaftlichen Ausfällen jenes Blattes in keinerlei Verbindung zu stehn. An der Universität, rechnete dieses aus, kämen durchschnittlich zwei Schüler auf einen Lehrer, in den übrigen Schulen hingegen 30 (Gymnasium) bis 80 (Gemeindeschulen)[1]). Jeder Student koste den Staat jährlich fünfhundert Franken, während dieser auf jeden andern Schüler durchschnittlich nur zwanzig Franken verwende. Die siebenzig Studierenden der Universität kosteten den Staat jährlich halb soviel als die 3500 Kinder, welche die übrigen Schulen besuchten. Alles in allem gerechnet, verwende Basel auf einen Studierenden gerade soviel, wie auf fünfundzwanzig Schüler u. s. w.

Die Rechnung ist als solche völlig unanfechtbar und enthält trotzdem sehr namhafte Irrtümer. Die ganze Frage konnte erstlich durch bloßes Dividieren unmöglich gelöst werden. Ferner

[1]) Diese Ziffer bezeichnet allerdings einen Übelstand, welcher beseitigt werden mußte und in der Tat auch beseitigt worden ist.

führt das bloße Zusammenstellen des Zahlenverhältnisses zu keinen befriedigenden Schlüssen. In den mittlern und untern Schulen wird die Schülerzahl einer Klasse eine gewisse Höhe unter keinen Umständen überschreiten dürfen. Andrerseits wird auf der Universität eine Zahl von hundert und mehr Zuhörern dem Vortragenden aus bekannten Gründen eher erwünscht als widerwärtig sein, während daneben sogenannte Privatissima mit bloß zwei oder drei Teilnehmern die Wissenschaft ebenfalls fördern können.

Die Basler Hochschule war zu der Zeit, in welcher ihre Existenz in Frage gestellt wurde, beinahe vierhundert Jahre alt. Im Jahre 1818 zum ersten Mal reorganisiert, nach den politischen Kämpfen der Dreißigerjahre für die bei der Teilung des Staatsvermögens zwischen Stadt und Landschaft Basel verlorenen zwei Dritteile ihres Vermögens vom Staat entschädigt und 1835 neu organisiert, erfreute sie sich einer allerdings recht bescheidenen Zahl von Studenten[1]). Ihr Charakter war im Ganzen ein vorbereitender und kein abschließender, sie setzte demgemäß den Besuch einer größeren Hochschule voraus. Am deutlichsten zeigte sich dieser vorbereitende Charakter in der juristischen und medizinischen Fakultät; in der ersten hatte man zu sehr auf die mehr oder weniger unentgeltliche Mitwirkung einheimischer Kräfte[2]) gerechnet; allein der Tod hatte die betreffenden in der kurzen Zeit von drei Jahren dahingerafft! Auch in der theologischen und philosophischen Fakultät fehlte es keineswegs an empfindlichen Lücken. Andrerseits war es aber auch den Behörden gelungen, Männer von bedeutendem Rufe

[1]) Ihre Zahl betrug in den Jahren 1849—51 im Durchschnitt etwa sechzig. De Wettes Tod im Juni 1849 hatte natürlich ungünstig gewirkt.

[2]) Christoph Burckhard-Heß († 1835), Gustav Christ († 1838) und Adolf Burckhardt-Vischer († 1838).

aus dem Ausland zu gewinnen und manche derselben dauernd an Basel zu fesseln; ich erinnere an De Wette, Schönbein, Wilhelm Wackernagel, zu welchen später Rütimeyer und Steffensen kamen. Und auch an tüchtigen einheimischen Kräften, wie Karl Rudolf Hagenbach, Peter Merian, Andreas Heusler, Schnell, u. a., hat es bekanntlich nicht gefehlt[1]). Am auffallendsten war wohl der Wechsel in der juristischen Fakultät, wo die Lehrer des römischen Rechts, Georg Baseler, J. J. Bachofen, Rudolf Ihering, u. s. w., in sehr rascher Reihenfolge einander ablösten.

Nun machen es der schwache Besuch der Basler Hochschule und das seit dem Jahre 1848 drohende Gespenst einer eidgenössischen Universität andrerseits erklärlich, daß manche die Möglichkeit der Fortdauer der erstern bezweifelten. Auch ein gewisses Mißtrauen gegen die fremden Professoren oder die Mißstimmung einheimischer Kräfte, welche sich zurückgesetzt fühlten, mochte sich in gewissen Kreisen geltend machen. Nicht erklärlich aber war es, daß man der Anstalt, wegen der dem Staate durch sie verursachten Unkosten, den Krieg erklären konnte. Weitaus der größere Teil dieser Auslagen wurde ja durch die Zinsen des Vermögens der Anstalt bestritten, und die Professoren der philosophischen Fakultät waren überdies zu Stunden an den beiden Abteilungen des Pädagogiums verpflichtet; letztere aber konnte man doch nicht ebenfalls aufheben. Wohl aber mochte noch ein anderer Grund in manchen Kreisen Abneigung gegen die Universität geweckt und genährt haben, der Umstand nämlich, daß sie oder wenigstens manche der an ihr wirkenden Professoren als Stützen der konservativen Partei galten und kürzere oder längere Zeit Mitarbeiter der „Basler Zeitung" waren. Im Großen Rate ist dieser Grund freilich nicht geltend

[1]) Die Universität Basel. Handschriftliche Schilderung derselben von Dr. Gottlieb Bischoff aus dem Jahre 1842, welche — mutatis mutandis — auch für das folgende Jahrzent paßt.

gemacht worden; wer aber die radikale Zeitungsliteratur jener Jahre, zumal das „Baſellandſchaftliche Volksblatt“ aufmerkſam durchſtudiert, wird ſich von dem Einfluß der Politik auf die Beurteilung der Univerſität leicht überzeugen.

Senn ſelbſt hat ſeinen Anzug, als derſelbe zu Anfang des folgenden Jahres 1851 im Großen Rate zur Verhandlung kam, nicht zu begründen gewußt. Er lief noch vor der Beratung weg und überließ die Begründung ſeinen ihm geiſtig überlegenen Geſinnungsgenoſſen, Wilhelm Klein und Dr. Karl Brenner. Größer war freilich die Zahl der Verteidiger der Anſtalt; ſie beſtand aus einigen Profeſſoren, einer großen Zahl ehemaliger Schüler der Univerſität und einigen dem Kaufmannsſtand angehörigen Mitgliedern des Rates. Die gegen die Anſtalt erhobenen Vorwürfe wurden teils widerlegt, teils auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Denn darüber waren ja auch die Gönner und die Mitglieder derſelben einig, daß die Univerſität nicht nur manches leiſte, ſondern daß ihr auch noch manches fehle, und daß ihren Mängeln ſo viel als möglich müſſe abgeholfen werden[1]). Das Eintreten auf Senns Anzug wurde vom Großen Rate mit 81 Stimmen abgelehnt, und nur 11 ſtimmten für Überweiſung desſelben an eine Großratskommiſſion. Es ſollen übrigens mehrere Mitglieder des Rates, auf deren Stimmen die Gegner der Anſtalt gezählt hatten, ſich der Abſtimmung enthalten haben.

Die Gerechtigkeit erfordert übrigens, nicht zu verſchweigen, daß auch Brenner und Klein ſich ſpäter, zwar nicht mit allen an der Basler Hochſchule wirkenden Lehrern, wohl aber mit dem Beſtande derſelben als ſolchem ausgeſöhnt haben. Brenner war in den Sechzigerjahren ein eifriger und regelmäßiger Zuhörer Jakob Burckhards, zumal wenn dieſer über das Zeitalter

[1]) Schnell, J. und Schönbein, Chr. Fr. Die Univerſität Baſel, was ſie fordert und was ſie leiſtet. Baſel 1851. 8.

der französischen Revolution las; und auch Klein hat etwa zehn Jahre später einmal im „Schweizerischen Volksfreund“ erklärt, er habe seine Ansichten in dieser Angelegenheit wesentlich geändert.

Für den Eifer, mit welchem die Beibehaltung der Universität in vielen Kreisen Basels gewünscht wurde, spricht aber namentlich folgender Umstand. Im Jahre 1854 beschloß bekanntlich der schweizerische Nationalrat die Einrichtung einer eidgenössischen Hochschule, der Ständerat aber verwarf dieselbe. Es hätte für Basel damals nahe gelegen, diesen Beschluß als Ruhekissen zu benutzen; aber das gerade Gegenteil geschah. Es erschien wieder eine Schrift, welche die Bedürfnisse der Anstalt erörterte, unter dem Titel „Die Universität Basel, was ihr gebricht und was sie sein soll. In Verbindung mit den Professoren Miescher, Riggenbach und Wackernagel dargelegt von Professor J. Schnell.“ Und auch in den Kreisen der Bürgerschaft machte sich eine gewisse Begeisterung geltend. Am 26. April trat im Museum eine Versammlung von etwa sechzig meist jüngern Männern zusammen, um unter der Leitung von Rudolf Paravicini die Angelegenheiten der Hochschule zu besprechen. Am 1. Mai aber sprach im Großen Rate der für das Schöne und Edle so leicht erregbare August Burckhardt-Iselin für Hebung derselben, wobei er namentlich von Dr. Karl Felix Burckhardt und Ratsherr Emanuel Burckhardt unterstützt wurde. —

Kehren wir zum Jahre 1851 zurück! Am 4. Februar dieses Jahres war im Großen Rate der Anzug August Stähelins auf Untersuchung des gesamten Schulwesens durch eine Großratskommission mit großer Mehrheit angenommen worden. In diese Kommission wurden gewählt die HH. August Stähelin, Peter Merian, Dr. Friedrich Brenner, Professor Vischer, Wilhelm Schmidlin, Rektor Heußler und Bürgermeister Sarasin, der zuletzt genannte als Präsident.

Gegen Ende des Jahres kam die Frage, ob die Standestruppe beizubehalten oder aufzulöſen ſei, neuerdings zur Sprache. Der Kleine Rat, geſtützt auf ein Gutachten des Staatskollegiums, wünſchte in ſeinem Ratſchlag Auflöſung derſelben und zugleich Vermehrung des Landjägerkorps. Er motivierte ſein Begehren mit einer auf dieſem Wege erreichbaren Erſparnis von 53,000 bis 58,000 Franken jährlich. Er machte ferner geltend, es fehle am richtigen Zuſammenwirken von Garniſon und Polizei, das Bedürfnis einer ſtehenden Truppe ſei ſeit der Bundesverfaſſung von 1848 nicht mehr ſtark, die Disziplin habe abgenommen, und die Möglichkeit, gute Offiziere zu gewinnen, ſei ebenfalls geringer als früher. Für die Bedeutung, welche dem Ratſchlag beigemeſſen wurde, ſpricht der Umſtand, daß in der Sitzung des Großen Rates vom 3. November von den 134 Mitgliedern nur drei fehlten. Die Oppoſition beſtritt die im Ratſchlage angeführten Gründe; beſonders energiſch trat Rudolf Paravicini demſelben in anderthalbſtündiger Rede entgegen. Sein Antrag auf einfache Verwerfung desſelben unterlag allerdings mit 46 gegen 59 Stimmen. Dafür ging aber der von Kommandant Adolf Hübſcher für grundſätzliche Beibehaltung der Truppe und Auftrag an den Kleinen Rat wegen allenfallſiger Abänderungen der Organiſation mit 62 gegen 45 Stimmen durch.

Die Wahlen in den Großen Rat, welche im nämlichen Monat des Jahres ſtattfanden, brachten gleich denen von 1848 mehr Verſetzungen als wirkliche Veränderungen. Aus dem Kleinen Rate trat am 1. Dezember zum Bedauern ſeiner ſämtlichen Kollegen der bisherige Vorſteher des Finanzkollegiums, Bernhard Socin, aus; er erhielt die gewünſchte Entlaſſung unter ehrenvoller Anerkennung der dem Gemeinweſen während einer langen Reihe von Jahren geleiſteten Dienſte. Sein Nachfolger war bekanntlich Karl Geigy.

In den letzten Tagen des Jahres fand, nachdem der Stadtrat am 5. November die Beleuchtung der Straßen durch Gas beschlossen hatte, eine vierwöchentliche Probe zu St. Alban statt. Im folgenden Jahre wurde dann die Gasbeleuchtung in der ganzen Stadt eingeführt, ein Jahr später (1853) auch am obern Rheinquai, im Rathaus, unter den Stadttoren und im St. Albantal. Die Kirchen mußten sich noch längere Zeit mit Kerzen oder kleinen Oellampen begnügen, bis das Gas auch in ihnen nach und nach eingeführt wurde. Nur zu St. Martin wurde wegen der in dieser Kirche damals sehr häufigen Konzerte eine Ausnahme gemacht.

Der letzte Monat des Jahres 1851 und der erste des folgenden Jahres brachten endlich noch die Einlösung der bisher üblichen schweizerischen, von den einzelnen Kantonen geprägten Münzen gegen die neuen gemeinschaftlich eidgenössischen. Um die ganze Sache auch denjenigen klar zu machen, welche im Rechnen weniger geübt waren, hatte Wilhelm Schmidlin im Auftrage des Finanzkollegiums ein Schriftchen verfaßt mit dem Titel: Das neue Geld. Eine Anweisung zur Erleichterung der Übergangs-Schwierigkeiten für den Geldverkehr im Kleinen." Dieses Schriftchen nebst dem Bundesgesetz von 1850, der baslerischen Verordnung und der Publikation des Finanzkollegiums war dann unter das Publikum verteilt worden. Im ganzen wurden 2,120,777 Stücke alter Münzen gegen Fr. 472,271.37 neuer Währung eingelöst und nach Bern an die eidgenössische Münzkommission abgeliefert. Die Zahl der einlösenden Personen war 7781, im Durchschnitte täglich 130, die der verschiedenen eingelösten Münzsorten fünfundsechzig.[33]) Die oberste

[33]) 18. Verwaltungsbericht des Kleinen Rats . . . an den Großen Rat (1851). S. 17 ff.

Leitung der ganzen Sache war in die Hände des Bankiers Christoph Matthias Ehinger gelegt, während Komptabilität und Berechnung der Kurse für Basel wie für die übrige Schweiz das Werk des Bankdirektors Speiser waren. Daneben waren noch sechsundzwanzig Personen mit der Revision, der Sortierung und dem Verpacken in Rollen beschäftigt.

In der Praxis traten natürlich, namentlich in den kleinen Verkehrsverhältnissen, mancherlei kleine Veränderungen, meist Abrundungen nach oben ein. Was z. B. bisher einen Batzen gekostet hatte, kostete fortan nicht nach Schmidlins Berechnung vierzehn, sondern fünfzehn Rappen, zwei Batzen wurden zu dreißig Rappen berechnet u. s. w. Nur in einem bekannten Merceriegeschäfte auf dem Barfüßerplatz wurden die Preise genau nach Schmidlins Büchlein berechnet, was aber der Eigentümerin desselben nicht etwa den Dank des Publikums, sondern einen damals stadtbekannten Spitznamen eintrug. Den größten Vorteil von der neuen Währung hatten jedenfalls die Dienstboten. Bisher hatte man, wenn man zu einer Spazierfahrt eingeladen war, dem Kutscher einen Fünfbätzner als Trinkgeld gegeben; war man irgendwo zu Tische gebeten, so hatte man ebenfalls einen solchen unter den Teller gelegt. In neuer Währung hätte man also 70 oder 75 Cts. preisgeben müssen; statt dessen wurde es aber jetzt Sitte, einen Franken zu opfern. Es scheint aber Leute gegeben zu haben, welchen diese Erhöhung des Trinkgeldes nicht sofort einleuchten wollte. In Nr. 262 des Intelligenzblattes vom Jahr 1852 fragte wenigstens ein Einsender, wie man sich in solchen Fällen eigentlich zu verhalten habe; er verlangte dafür das Ausschreiben einer Preisaufgabe. Die Antwort in Nr. 263 lautete aber: man solle wirklich einen Franken geben, er tue dem armen Dienstboten so wohl, als dem Gaste das Essen. Wer ein

handwerksmäßiger Schmarotzer ſei, der könne ſich aus dem Schaden freſſen und ſo den Verluſt der zwei Batzen wieder einbringen!

Franz Overbeck.

Von Carl Albr. Bernoulli.

Ein alter Ruhm Baſels, vielleicht ſein ſchönſter, iſt es, daß von jeher ſeltſame, anderswo unmögliche, viel umtriebene Fremdlinge in ihm eine Stätte fanden, wo ſie ihr Haupt hinlegten. Schon vor Jahrhunderten haben urſprünglich heiße Köpfe und Himmelſtürmer dutzendweiſe bei uns ausgegohren und ſich friedlich in ihr Schickſal gefunden. Den verewigten Doktor und Profeſſor der Theologie Franz Overbeck dieſem uralten Zuſammenhang einigermaßen einzuverleiben, in ihm ehrerbietig einen vornehmen, ausländiſchen „Humaniſten“ zu grüßen, dazu berechtigt mehr als eine Beziehung ſeines denkwürdigen Lebens, deſſen äußere Ruhe und kaum bewegte Friedfertigkeit durch eine ausgeſpannte und niemals ſtockende Fülle innerer Geſchehniſſe unverhältnismäßig reichlich aufgewogen worden iſt. Iſt es ſchon ſchwierig, eine ſolche vorwiegend geiſtige, ſinnenfälliger Handlungen entbehrende Geſchichte eines Menſchen hinterher überhaupt noch in einen Rahmen zu faſſen, ſo vollends in einen ſo engen Rahmen, wie ihn die freundlich gewährte Gaſt-

lichkeit unſeres ſtädtiſchen Jahrbuches notgedrungen anbot. Vielleicht vermag aber auch ſchon dieſe kurze biographiſche Skizze Overbecks Bedeutung annähernd zu beleuchten.

I.

Overbeck war durch das kosmopolitiſche Gefüge ſeines äußeren Daſeins zu derjenigen Art Menſch ungewöhnlich vorgebildet, die ſein Freund Nietzſche den „guten Europäer“ nannte, die zukünftige Ablöſung des nationalen Kulturträgers durch den internationalen. Der Großvater war mit ſeinem altbürgerlichen niederdeutſchen Geſchlechtsnamen aus dem Frankfurt Goethes ausgewandert und in England als Kaufmann an der napoleoniſchen Continentalſperre geſcheitert. Sein Sohn ſiedelte unter Aufrechterhaltung der britiſchen Naturaliſation nach Rußland über. Der Enkel iſt noch in ſeinen erwachſenen Jahren mit einem engliſchen Paß gereiſt. Die Mutter, die ihm am 16. November 1837 zu Petersburg das Leben gab, war eine Franzöſin und katholiſch. Ihren Verwandten in Paris zur Erziehung überlaſſen, beſuchte er ein Internat, als deſſen Zögling er einen blauen Frack und gelbe Hoſen trug und bei der Februarrevolution im Chore der Schuljugend die Marſeillaiſe mitſang. Erſt in ſeinem zwölften Jahre ſiedelte die Familie nach Dresden über, und jetzt lernte der Knabe, der fertig engliſch, ruſſiſch und franzöſiſch ſprach, auch deutſch.

Overbecks Eltern waren bei aller einfachen Bildung Leute von geiſtigen Intereſſen Am Vater hat es der Sohn ſpäter ausdrücklich beklagt, daß ihm die Verhältniſſe verwehrt hatten, einen freien, wiſſenſchaftlichen Beruf zu ergreifen. Denn was ſeine Stärke war, die Leidenſchaft des Erkennens und die ſprudelnde Aeußerung ſeiner Eindrücke, erkannte er als väterliches Erbſtück; als der Sohn erwachſen war, brachte jedes Zuſammenſein ſtundenlange Tauſchgeſpräche, die beiderſeits mit

größtem Eifer geführt wurden, ſo daß das kleine nachgeborene Schweſterchen eines Tages ſagte: „Der Franz weiß aber viel!“ An die Mutter erinnerte ſein Zartgefühl, die Diſtinktion im Benehmen und ihr eigener Vater hatte gewünſcht, der Enkel ſolle eine deutſche Erziehung erhalten, und ſo wurde, während Herr Overbeck noch einige Jahre in Petersburg ſeinen Geſchäften oblag, der Haushalt unter der Obhut der Mutter auf deutſchem Boden begründet.

Die Lehranſtalt, die in dem Knaben den Grundſtein zu einem Leben im Geiſte legte, war eine der berühmteſten Bürgerſchulen Deutſchlands, das aus dem vierzehnten Jahrhundert ſtammende ſtädtiſche Gymnaſium in Dresden, die ſogenannte Kreuzſchule. Nicht leicht an einem Beiſpiele kann die befruchtende, ſeelenfüllende, richtunggebende Macht einer idealen Pädagogik deutlicher vor Augen treten. Man bedenke, welcher Gefährdung auch eine ſtarke Begabung ausgeſetzt ſein mußte, ſobald ſchon im frühen Kindesalter die widerſprechendſten Eindrücke und Strebungen zur Geltung kommen wollten. Da tat denn wieder einmal die humaniſtiſche Einrichtung eines hauptſächlich auf Geſchichte und die alten Sprachen abzweckenden Gymnaſiums ſeine volle Schuldigkeit, indem ſie in die Triebe der zarten Pflanze ein kräftiges Herzſtück einſetzte, aus dem einmal ein rechtſchaffener Stamm aufſteigen konnte und nicht nur ein buſchartiges Bündel vereinzelter, unmittelbar über dem Boden bereits eigenmächtig auseinanderſtrebender Zweige. Während ſeiner Schulzeit war Overbeck als Mentor für die Erlernung der deutſchen Sprache ein älterer Mitſchüler Guſtav Geißler beigegeben, dem er erſt in ſeinem Alter als ſächſiſchen Beamten und nebenbei auch in Blankverstragödien dilettierenden Idealiſten dank einem Zufall noch einmal näher treten ſollte, nachdem ſie ſich das ganze Leben lang aus den Augen verloren hatten.

Zur Theologie trieb den Sohn einer gemiſchten, gewiß nicht unreligiöſen, aber auch durch keinerlei Eifer verworrenen Ehe, der angeborene milde, rechtſchaffene, dem menſchlich Guten und ſeiner Förderung redlich zugewendete Sinn ſeiner Familie. Gegen die Religion als einen gutmütigen, den höheren Denkprozeß nicht durchkreuzenden Gemütszuſtand hat er ſich ſtets harmlos verhalten und ihrer realen Ausprägung z. B. in Baſels altgläubiger Gottbefliſſenheit ohne jede Ironie eine verſtändige Teilnahme entgegengebracht. Erſt im Laufe langer Jahre erwuchs er zum unerbittlichen hiſtoriſchen Kritiker des Chriſtentums dank ſeiner ſonnenklaren, keinerlei Wallungen der Phantaſie ausgeſetzten, ſpiegelhell receptiven Intelligenz. Keiner innern Anfechtung und Gewiſſensnot hatte er ſich durch ſein Studium zu erwehren; im praktiſchen Amte wäre er einfach ein Nachzügler des ganz alten Rationalismus geworden. Eine handgreifliche Vernünftigkeit blieb der geſunde und zuverläſſige Grundzug ſeines Weſens, und auf dieſer ſchmalen Spur, die ſonſt den Weg des Philiſters kennzeichnet, hat er in einer unaufhörlichen Ernte, Fuhre um Fuhre, einen ſchließlich beiſpielloſen Reichtum an Kenntnis und Erkenntnis in ſich aufgeſpeichert.

Er ſelbſt konnte gelegentlich von ſeiner Gelehrſamkeit wie von einem Armutszeugnis reden: er ſei Gelehrter geworden, weil es zu nichts anderm gelangt habe, womöglich nicht einmal zum Landpfarrer. Mochte dem ſo ſein, dann war aber dieſe einſeitige Begabung in einer ſolchen Fülle, ſo armsdick ſtrömend in ihm vorhanden, daß ſie die Eigenſchaft einer Funktion überwuchs und urſprüngliches Element wurde. Er mag eben von allem Anfang an ein Begnadeter des Intellekts geweſen ſein, ein Student, der nicht zuerſt immatrikuliert zu werden brauchte, ein Strebender, dem der Bienenfleiß mit dem Herzblut unweigerlich im Pulſe klopfte. Das Staatsexamen, den philoſophiſchen Doktor und den Licentiaten hat er ohne

besondere Vorbereitung nebenher mitgehen lassen und stak längst bis über die Ohren in den alten Scharteken und Fachbänden drin, als er sich dazu verstehen mußte, Kollegheste zu bauen und sich in das Pensum akademischer Kurse zu schicken.

Die beiden ersten Semester (1856/57) seines Studiums hatte er in Leipzig verbracht, die vier folgenden (1857—1859) in Göttingen, und das siebente und achte wieder in Leipzig. In der Übungspredigt, die er noch in Göttingen vor Köstlin und Abt Ehrenfeuchter im Seminar gehalten hat, blieb er nicht eigentlich stecken, nur mußte er einmal das Heft konsultieren, weil lautes Kindergeschrei vor der Kirche ihn zerstreut hatte. Die Censur monierte den Mangel jeglicher pastoralen Salbung. Nach dem Kandidatenexamen verlebte er ein Jahr in Berlin, 1860/61. Er wohnte in der Nähe der Dreifaltigkeitskirche und war auch in seinen Erwägungen noch vorwiegend im Banne Schleiermachers, einst dem Prediger an jener Kirche. Während dieser Zeit vollzog sich seine Naturalisation in Dresden. Im Sommer 1861 begann er seine näheren Vorbereitungen zur Habilitation und machte sich den Beruf des Historikers klar, zunächst „keine Ideen aufzusuchen, sondern sie ganz kaltblütig aus der Geschichte hervorwachsen zu sehen." Im Jahre 1863 siedelte er nach Jena über, und hielt ein Jahr darauf (23. Oktober 1864) seine Probevorlesung. Er las sein Kolleg vor durchschnittlich vier Zuhörern; später sind es einmal zur Ausnahme achtundzwanzig. Er docierte erst ausschließlich Neues Testament, Synopse, Apostelgeschichte, Pastoralbriefe. Sommer 1867 fand die für seine Gewissenhaftigkeit sprichwörtlich gewordene, sechsstündige Vorlesung über den Römerbrief statt, für einen Studenten, der ihn darum gebeten hatte: der spätere Dekan Schönholzer in Zürich, den er dann auch gleich von Basel aus einmal in Glarus besuchte. Daneben las er patristische Übungen und hielt Februar 1866 einen öffentlichen Vortrag in der „Rose" über das Mönchtum.

Doch machte dieſe Emſigkeit, im Berufe tüchtig zu werden, nur die eine Seite ſeines Weſens aus. Er verkümmerte bei allem Fleiß keineswegs in ſeiner Vitalität: ſein drittes Lebensjahrzehnt, ja noch drei Jahre weiter bis zum Basler Ruf, war wohl menſchlich die ungetrübteſte, fröhlichſte und heiterſte Zeit ſeines Lebens. Wenn auch Ausgelaſſenheit und Uebermaß außerhalb ſeiner Natur lagen, ſo hat er doch ſeine Semeſter genoſſen wie nur Einer. Er muß am Kneiptiſch einer von den Stillvergnügten geweſen ſein, die es aber dick hinter den Ohren haben: er war bekannt für die Hartnäckigkeit, mit der er in dem Refrain der „alten Burſchenherrlichkeit“ mit „Schrumm“ dazwiſchen fuhr, oder in „Noch ſind die Tage der Roſen“ mit „Roſen“ nachklappte, unbeirrt durch jedes Propoena, — wie er auch, ebenſo unverbeſſerlich, zu einer Bierrede verdonnert, unter allgemeinem Proteſt einen Solokantus expektorierte, weil er lieber ſinge als ſpreche! Die Mütze des grünen Hannoveraners brachte ſozuſagen die Bekanntſchaft mit einem um drei Jahre älteren Kartellbruder von der Frankonia-Bonn unter einen Hut, aus der eine erſte beſtimmende Beziehung zu einem nachmals großen Zeitgenoſſen hervorgehen ſollte, die Freundſchaft mit Heinrich Gotthard von Treitſchke. Dieſer durch die Burſchenſchafterkneipe in Göttingen vermittelte, übrigens ſchon durch die Kompennälerſchaft der Kreuzſchule vorgeſchuhte Lebensbund erhielt alsbald ein feſtes Rückgrat durch die Gemeinſamkeit ernſter Intereſſen in Overbecks Leipziger Semeſtern. Treitſchke hatte ſich habilitiert und Overbeck ſaß unter ſeinen erſten Zuhörern. Ihr geſelliger Verkehr ſchloß damals auch den bekannten Publiciſten Moritz Buſch, den damaligen Redaktor der „Grenzboten“ ein und an dieſem Prototyp eines Tagesſchriftſtellers, nach der bewundernswerten, aber auch nach der bedenklichen Seite hin, hat Overbeck ſich ſpäter ſein ſehr ausgeprägtes, aber nicht ungerechtes Urteil über

das Volk der Journaliſten gebildet. In Leipzig war es auch, daß Overbeck, im Winterſemeſter 1862/63, bei Profeſſor Brockhaus zum erſtenmal deſſen Schwager Richard Wagner ſah. Er machte auf ihn nicht den Eindruck eines Großen; er habe, ſchrieb er den Eltern „quelque chose de phraseur et de pathétique“, wenn er ſeine Ideen ausſpreche. Seine große Lebhaftigkeit ſei das Auffallendſte an ihm. Einen außerordentlichen Eindruck erhielt er von Wagners Weſen erſt, als dieſer im genannten Hauſe ſein Textbuch zu den Meiſterſingern vorlas.

Auch in Jena, ſeinem Sitze als Privatdozent, trugen die reichen menſchlichen Beziehungen das Ihre dazu bei, daß Overbeck in ſeinen alten Tagen wie an ein Eldorado dahin zurückdachte. Der alte Haſe, ſchon damals ein Patriarch unter den Kirchenhiſtorikern und wiſſenſchaftlich reſpektabel genug, um die ihm als Menſchen dargebrachte Verehrung auch als Fachmann zu verdienen, bewog ihn mit „ermunternder Gütigkeit“ zur Habilitation an ſeiner Fakultät. Unter den Kollegen von Namen wirkte damals an der thüringiſchen Univerſität Kuno Fiſcher, in ſeinem Auftreten bereits mit allen Keimſtoffen für die künftige Exzellenz ausgeſtattet: Overbeck ſchilderte das köſtlich. Unter den gleichzeitigen Privatdozenten trat ihm damals Georg Ebers näher und erwählte ihn zum Paten eines ſeiner Kinder. Overbeck ſah in ihm arglos einen Aegyptologen und nahm es ihm ernſtlich übel, als ſich darunter allmählig der Romanſchriftſteller entpuppte. Das ſei einem akademiſchen Lehrer ſchlechterdings nicht zu verzeihen, ſtellte er ihm vor, und es kam auch zu keiner tieferen Freundſchaft, obwohl Ebers ihn ſpäter noch in Baſel zu einer Schweizerreiſe abholte und ihm immer noch ſeine Werke zuſandte. Im ganzen bot ihm Jena, lokal und geſellſchaftlich, das, was ihm als die ideale Umgebung für eine Gelehrtenexiſtenz erſchien: die Reize des Idylls und eine mit Andern gemeinſam eingeatmete Atmoſphäre von

Geiſt. Dort haben ſich geruhſam, unaufdringlich und in der Entfernung des Ideals, für das man ſich Zeit laſſen darf, die großen Konceptionen für ein Lebenswerk vor ihm verdichtet: noch am Ende ſeiner Tage konnte er bekennen — wenn es nach ſeinem Herzenswunſche gegangen wäre, er wäre in Jena geblieben. Damit meinte er, es wäre nie etwas anderes aus ihm geworden als ein privater Akademiker, der ſich ſein Penſum ſelber vorſchreibt und nur dem Dienſte eines aufzurichtenden Monumentes lebt.

So bedeutet der „Ruf", der in ſeinem dreiunddreißigſten Jahre an ihn erging, ſo willkommen und erfreulich er ihm aus äußeren Gründen auch erſcheinen mußte, im Hinblick auf ſeine intimen Zielſetzungen einen Abſchied und zwar, wie ſich nun hinten nach herausſtellt, einen Abſchied auf Nimmerwiederſehen. Indeſſen blieb ſeiner Ahnung, nun ſei es mit einem Traume vorbei, der melancholiſche Beigeſchmack erſpart: er kam in einen Pflichtenkreis, der mit allen ſeinen menſchlichen Nebenäſten ihm ſympathiſch war und ihn lockte. Schon ſeine Berufung hatte, wie es gerade zu ihm gut paßte, etwas ausgeſprochen liebenswürdiges: ohne den Tierquälereien monatelangen Antichambrierens ausgeſetzt geweſen zu ſein, erwachte er eben eines morgens als Außerordentlicher für Baſel. Ratsherr Viſcher hatte auf dem deutſchen Philologentag Lipſius getroffen und ſich bei ihm erkundigt; Lipſius nannte Overbeck, empfahl ihn dann noch ſchriftlich und die Sache war gemacht. Overbeck bewahrte dem damaligen Leiter der Univerſitätsangelegenheiten einen hohen Reſpekt; wie manchen jungen deutſchen Initianten hatte der ohne viel Aufhebens ſicher aufgegriffen! „Ja, der alte Viſcher, das war noch ein Kurator," pflegte er zu ſagen, wenn ſpäter die eine oder andere Ueberraſchung zum Vergleich veranlaßte.

Immerhin, Overbeck war Theologe und damit lag die Komplikation gegeben vor. Ihrer Abzweckung auf die kirchlichen

Bedürfniſſe nach hatte ſeine Berufung Aehnlichkeit mit der Aufklärerrolle, zu der der religiöſe Freiſinn in der übrigen Schweiz ſich immerzu ſchon wiſſenſchaftliche Theologen aus Deutſchland verſchrieben hatte. Und ſo ein ungefährliches, aber genügend geräuſchvolles Nachſpiel zum Zürcher Straßenputſch und zum Berner Zellerhandel hätte ſich vielleicht auch anno 1870 noch in Baſel veranſtalten laſſen; am Zündſtoff hätte es kaum gefehlt. Aber ſchon Overbecks ſtille Jenenſer Dozententätigkeit entbehrte ſo ſehr jeglicher Veranlaſſung, ſich von der altkirchlichen Seite auf einen freigeiſtigen Demagogen gefaßt zu machen, und gar einmal in Baſel angelangt, machte der Berufene ſo in keiner Hinſicht die Figur, als wäre er als Brandredner auf die Kanzel zu ſtellen, daß die ſchleunige Verflüchtigung ſolcher Erwartungen das einzig Mögliche blieb. Nicht ohne Humor kam Overbeck gelegentlich auf die Komik der Situation zu reden, als die zu ſeiner Begrüßung aufgebotene Abordnung der Reformpartei mit ſeiner Perſon ihren Erwartungen ſo wenig entſprochen ſah, aber auch zugleich ſtets mit der ausdrücklichen Anerkennung der verbindlichen Art und Weiſe, mit der die betreffenden Herren, darunter der bekannte Laienenthuſiaſt Theodor Hoffmann-Merian, ſich von ihrem Irrtum überzeugen ließen.

Ein Vortrag von Jakob Burckhardt war einer der erſten beſtimmenden Eindrücke, die er in Baſel empfing; er ſchilderte ihn, um damit zugleich ein Beiſpiel ſeiner franzöſiſchen, allerdings ſchon etwas durch ſein Deutſch angefärbten Ausdrucksweiſe zu geben, wie folgt:

Mardi soir j'entendis un discours extrêmement intéressant de notre historien d'ici, Jakob Burckhardt, le coriphée de notre université. C'était certainement ce que j'ai entendu de meilleur en fait de discours de ce genre, tant par la forme, qui était élégante, mais d'une noble simplicité et sans l'enflument et la prétension qui défi-

gurait si malheureusement les exhibitions de notre célèbre orateur de Jena, Kuno Fischer, que par la richesse d'idées. Sehr entzückt war Overbeck von Baſels Umgegend, insbeſondere vom Baſelbiet; er lernte es unter Führung ſeines Kollegen Herrn Profeſſor Wilhelm Viſcher zum erſten Mal kennen. Durch einen zweitägigen Ausflug, der mit einem Beſuch des Paßwang und dem Abſtieg nach dem gaſtlichen Sant Romay abſchloß. Die Bekanntſchaft mit dem Schweizer und Basler Volkscharakter erfolgte unter dem Hochdruck des ausbrechenden Krieges. Die franzöſiſchen Sympathien der Basler, die Störungen des geſellſchaftlichen Lebens, die Spaltung nicht nur zwiſchen Deutſchen und Schweizern, ſondern auch zwiſchen den Deutſchen ſelbſt legten ſich ihm aufs Gemüt und machten ihn bis auf den Umgang mit Nietzſche ganz ungeſellig, zumal auch Baſel von dem Kriege mitberührt war durch die Wachtpoſten längs der neutralen Grenze, die den luſtwandelnden Spaziergänger mit dem Anruf „Wer da“ anhielt und ſpäter durch die Einquartierung ſelbſt für die Junggeſellen der „Baumannshöhle“. So hatte denn dieſer „gute Europäer“ in unſerer Bürgerſtadt Dienſte genommen und iſt uns von ſeinen deutſchen zeitgenöſſiſchen Kollegen mit ſeinem Aufenthalt von genau fünfunddreißig Jahren wohl am längſten erhalten geblieben. Sein Verhältnis zu Baſel war ſehr aufrichtig gemeint; denn dieſe außerdeutſche und doch an Anſehen und Rang den mittleren deutſchen Univerſitäten damals gleichſtehende Hochſchule gewährte ihm, wie er dankend hervorhob, ein Schirmdach, mit dem er mit ſeinem querſtändigen Standpunkt überhaupt unterkam. Noch in Jena hatte Overbeck von Baſel eigentlich weiter nichts gewußt, als daß „dort ein Miſſionshaus ſei“. Nun verfehlte der Basler Pietismus keineswegs ſeinen Eindruck auf ihn und zwar nicht nur als ein ſich ihm aufdrängendes perſönliches Intereſſe, ſondern als Ergänzung zu der Kenntnis ſeines Forſchungs-

objekts: er konnte hier am lebendigen Beiſpiele Blicke tun in den Ernſt und Eifer des religiöſen Erlebens, die er nach ſeinen eigenen Erfahrungen vom noch vorhandenen Chriſtentum ſo nicht gekannt hatte: „Beim Uebergang einer allem Pietismus ſo entrückten Sphäre wie der Mitteldeutſchlands, in der ich erzogen worden war und in Jena vollends geatmet hatte, bin ich keineswegs unempfänglich geweſen für das neue religiöſe Klima, in das ich hier verſetzt wurde, und ich kann mich der Anerkennung nicht entziehen, daß auch insbeſondere die Gedanken, die mich in der „Chriſtlichkeit“ zu meiner Auseinanderſetzung mit dem mir zugefallenen Amte getrieben haben, teilweiſe unter dem Banne jenes Eindrucks in mir hervorgetrieben worden ſind und ſchwerlich ohne ihn ganz zum Ausdruck gelangt wären, den ſie ſchließlich gefunden haben“.

Overbecks Liebe für Baſel erſchöpfte ſich aber nicht in ſeinem Berufe und im Verkehr mit den akademiſchen Geſellſchaftskreiſen. Er nahm an der Stadt ſelbſt und ihrem politiſchen Leben ſeinen aufrichtigen Anteil. Das legt den Vergleich nahe mit ſeinem „ſchrägen“ Nachbar an der Sevogelſtraße, Alfred Volkland — zwei Männer, die bei einer ſonſt äußerſten Gegenſätzlichkeit ihres Weſens und Wirkens unter der nämlichen Grundvorausſetzung in Baſel gelebt und ihres hochſtehenden Amtes gewaltet haben: beide haben ſie ſich im Dienſte unſeres Gemeinweſens aufgezehrt und ſind dabei die Ausländer geblieben, als die ſie zu uns kamen. In der Tat war Overbeck der andere Deutſche, der, ohne Basler zu werden, gleich in der Zeit ſeiner aufblühenden Kraft von Baſel her das erſte Vertrauen erhielt und dafür auch Baſel ſein Leben lang treu blieb, ſelbſt im Ruheſtand noch, und auf Basler Boden beerdigt ſein wollte. In der Anhänglichkeit und dem taktvollen feinfühligen Verhalten gegen die Adoptivſtadt, in der Würdigung ihrer Eigenheiten und in der bewußten Zurückhaltung vor einem

aufdringlichen Nivellement — darin waren die zwei als die vornehmen Naturen, die ſie beide waren, völlig eins. Sonſt aber, wie ſie auch im Leben nebeneinander hergingen, beſtand zwiſchen ihnen ein ſo kategoriſcher Kontraſt, daß man kann ſagen hier einmal in zwei lebendigen Perſönlichkeiten die begreiffliche Differenz von Kunſt und Wiſſenſchaft handgreiflich zum Ausdruck gelangte. So iſt denn Overbeck's Wirkſamkeit an unſerer Univerſität als die ausgeprägteſte Faſſung eines Wiſſenſchäftlers und Nur-Gelehrten geradezu typiſch geweſen für die uns nun ſchon faſt ganz entrückte berühmte Dozentengeneration der Siebziger Jahre.

Die Beſtallungsurkunde, mit der ihn „Bürgermeiſter und Rat des Kantons Baſelſtadt" zu einer außerordentlichen Profeſſur der Theologie beriefen, verpflichtete ihn „zehn bis zwölf Stunden unter beſonderer Berückſichtigung der neuteſtamentlichen Exegeſe und der älteren Kirchengeſchichte zu leſen". Dieſem Lehr-Auftrage hat er ſiebenundzwanzig Jahre lang ununterbrochen obgelegen und nur zweimal (S.S. 1875 u. W.S. 91/92), durch Krankheit genötigt, Urlaub genommen. Nach kürzerm Extraordinariat wurde er bereits im folgenden Jahre Regentiale (Neujahr 72) und verſah nun auch bald den einen oder andern Ehrendienſt in unſerem Gemeinweſen, zu dem ſein Pflichtenkreis ihn berechtigte. Schon 1876 bekleidete er das Rektorat, und war öfter, im ganzen fünf Male, Dekan. Er ſchrieb vier wiſſenſchaftliche Programme und betätigte ſich als theologiſches Mitglied der Bibliothekskommiſſion.

Welche Anhänglichkeit er an dieſes älteſte Ergänzungsinſtitut unſerer Hochſchule beſaß, wurde an ſeinem Vermächtnis offenbar; er ließ es ſich ein eigentliches Studium von mehreren Wochen koſten, bis er feſtgeſtellt hatte, welche Bücher ſeiner Bibliothek der öffentlichen Sammlung fehlten. Dieſe, einige Hundert an der Zahl, hinterließ er ihr mit dem Wertvollſten was er nach

ſeinem Empfinden überhaupt zu verſchenken hatte, den wohlgeordneten und ängſtlich gehüteten Schatz der an ihn gerichteten Briefe Nietzſches. Am meiſten lag ihm wohl der Vorſitz der Kommiſſion für die akademiſchen Wintervorträge am Herzen. Noch als alten Herrn konnte man ihn gar an einem der Hundstage in der glutigſten Bärenhitze ſo zwiſchen zwei und drei durch die Au- oder Schützenmattſtraße eilen ſehen, wenn die Mittagspoſt wieder mit einer unliebſamen Abſage ihm eine der gefürchteten Breſchen in die ſorgfältig zuſammengetragene Liſte geriſſen hatte, auf nichts anderes als auf einen möglichſt ſchnellen und guten Erſatz bedacht. Bei der Mühe, die er ſich dabei machte, war es geradezu ein Anlaß ihn zu beglückwünſchen, wenn er, ſo gegen den Herbſt hin, eines Tages in Erleichterung aufatmete: „Gottſeidank, nun habe ich meine Dekade beiſammen“. Andere als akademiſche Ämter hat er nie bekleidet. Seine Zurückhaltung vom kirchlichen Leben brachte auch, abgeſehen davon, daß er nicht predigte den ſchweigenden Verzicht auf jeden Anteil am geiſtigen Leben der Bürgerſchaft mit ſich. Er hat kaum je einen populären Vortrag gehalten, weder in der Hiſtoriſchen Geſellſchaft noch im Bernoullianum, eine Betätigung, auf die unſere eingebornen Celebritäten, an der Spitze Jakob Burckhardt, ausgeſprochenen Wert legten. Aber dieſer profeſſorale Puritanismus war bei ihm alles andere als Hochmut; es war Beſcheidenheit: es ſtand ihm, für ſein Gefühl nicht an, ſeine öffentliche Bedeutung voller als bis zum akademiſchen Aichſtrich einzumeſſen.

Während des Menſchenalters, da er unſer war, iſt ſich Overbeck, als äußere Erſcheinung, auffallend gleich geblieben. Nur eilte er früher mit beflügeltem Schritt, mit fliegendem Rocke und ſuchend erhobenem Antlitz ſeiner Wege; im Alter wandelte er mehr in ſich gekehrt; aber etwas Bewegtes, Getriebenes haftete ſeinem Gange auch da noch an. In ſeinem

breitkrämpigen Professorenschlapphut, das Foulard um den Hals, den Ueberzieher nicht ganz zugeknöpft und in der Haltung eines halben Fragezeichens drückte er schon dem Auge etwas von seinem Wesen aus. Sein Anblick ließ die Vermutung nicht fehlgehen, mit wem man es zu tun habe. Für alle, die ihn kannten, selbst für sein Dienstmädchen und für seinen Briefträger, stellte er die Verkörperung einer Standeswürde dar, den deutschen Professor im idealen und klassischen Sinne des Wortes. Sein typischer Kopf, etwas von Erasmus, etwas von Mommsen — und dazu dann freilich ein nur ihm eigenes, unvergleichliches Auge, das zauberhaft aufleuchtete, besonders je nachdem er lachte!

So hatte es für diejenigen, für die er zunächst da war, für seine Studenten, etwas geradezu Selbstverständliches, jemanden wie ihn vor sich auf dem Katheder zu haben. Desgleichen war sein Vortrag so geartet, daß er anderswoher als vom Lehrpulte aus kaum denkbar war. Overbeck hielt noch buchstäblich Vorlesung, das heißt: er las wirklich vor. Doch erschöpfte sich darin, daß er sich ans Manuskript band, seine Mitteilung keineswegs. Er verriet eine innere Anteilnahme, indem er sprach, und blieb, von Glockenschlag zu Glockenschlag, ohne aufzublicken, tief auf das Heft gebeugt. Seine Hände schlugen unbehülflich winkend in periodischen Abständen, als schwänge ein Perpendikel, auf den Pultrand auf. Seine Stimme, auf ein dünnes, litaneihaftes Sprechen eingestellt, schmiegte sich der langen Satzlinie an, übertat sich hustend und räuspernd und ließ nie einen einzigen Augenblick das Gefühl lebendigen Fließens vermissen. Es war die Monotonie der äußersten Sachlichkeit, der Zucht und der Selbsteinschränkung; da lief keine Spule ab, da klapperte kein Mechanismus — nicht ein Satz ohne Trieb und Wille und Inhalt. Nur mangelte jede Unterstrichenheit, kein Bann durch das Auge, kein Bann durch das Ohr! Er

zwang Niemanden, mitzukommen; man konnte recht wohl anderes treiben als ihm zuhören. Sobald man aber das Seine tat und folgte und hörte und mitſchrieb, vollendete ſich die Freude und Befriedigung in dem Empfänger. Der Schüler ſpürte das Originale dieſer Mitteilungen; was er hier bekam, fand er ſo nirgends wieder.

Sein Nachbar und zweiter Amtsnachfolger Eberhard Viſcher hat Overbecks innere Wirkung auf ſeine Zuhörerſchaft ſchlicht und treffend zuſammengefaßt: „Er war ängſtlich darauf bedacht, die Studenten, die auf ſeine Vorleſungen angewieſen waren, nicht für ihren künftigen Beruf untauglich zu machen. So kam er auf den Ausweg, ſeinen Zuhörern als ihr Lehrer im Chriſtentum nicht das vorzutragen, was er davon annahm, ſondern was er „unter Vorausſetzung ihres Glaubens daran zur Schonung desſelben für zweckmäßig hielt“. Dabei mußte ſich ganz von ſelber eine Luftſchicht zwiſchen Lehrer und Schüler legen, die in der Regel einen engern Kontakt verhinderte. War ſo von vornherein ausgeſchloſſen, daß von den Vorleſungen Overbecks die begeiſternde Wirkung ausging, welche die Stunden anderer Lehrer, vor allem J. Burckhardts, unvergeßlich machte, ſo waren ſie doch ganz beſonders geeignet, auch in dem Oberflächlichſten eine Ahnung von dem Ernſte und der Größe wiſſenſchaftlicher Arbeit zu erwecken. Und Mancher hat ſpäter bedauert, daß er durch Studienplan und Examensordnung genötigt war, die Hauptvorleſung Overbecks, der beiwohnen zu können Meiſter im Fache ſich glücklich geſchätzt hätten, in einem Alter zu hören, wo die Organe zur Würdigung des Gebotenen noch gar zu unentwickelt waren.“ Und einer ſeiner anhänglichſten Zuhörer, jetzt ein junger Pfarrer im Amte, findet die ſchönen Worte: „So oft ich an meine Semeſter in Baſel denke, ſteht er mitten drin als der, in deſſen Wahrhaftigkeit wir ein unbedingtes Vertrauen geſetzt haben. Und das muß es geweſen

ſein, was uns innerlich mit dem Mann viel enger verband, als wir ihm haben ſagen können. Es war nicht „Mode“, bei Herrn Profeſſor Overbeck zu hören, es war auch kaum das, daß wir zwei, drei mehr als andere die hohe wiſſenſchaftliche Bedeutung von Anfang an erkannt hätten. Ich habe mich manchmal beſonnen, was es war, und bin ſtets zum gleichen Ende gekommen: Dieſe unbedingte Wahrhaftigkeit, der die Sache alles geweſen iſt. Es muß ihm ja manchmal faſt eine Qual geweſen ſein, ſich mit einigen Studenten abzugeben, bei denen er nur ein Minimum vorausſetzen konnte. Aber er hat uns nie empfinden laſſen, daß wir ihm, dem berühmten Manne, zu wenig geweſen wären. Die Sache war ihm heilig, auch die Statuierung der kleinſten wiſſenſchaftlichen Tatſache.“

Dabei war es ſeinerſeits wirkliche Entſagung und nicht etwa Unvermögen. Er hätte Anteil und Verſtändnis ſpenden, er hätte den jungen Leuten ein Freund ſein können. Er beſaß an manche, ohne daß ſie es ahnen mochten, zeitlebens eine Erinnerung; ſein untrügliches Geſichtergedächtnis ließ ihn einen flüchtigen Teſtirbeſuch nach Jahren wieder erkennen. Er erzählte mit Vergnügen von dem Kandidaten-Curriculum Carl Spittelers, das dieſer mit eigenen Illuſtrationen verſehen eingereicht hatte. Es fehlte auch durchaus nicht an tieferer Witterung: da war im Stillen der eine und andere, der keineswegs nur ſo glatt an Overbecks Unausgeſprochenem vorbeikam; es war mehr als einmal nahe daran, daß er von einer Beichte überfallen wurde. Im ganzen aber war es wohl ſo: er blieb den Studenten fremd, wie umgekehrt er ſie ſich gefliſſentlich fern hielt.

Hatte er ſich auf dieſe eine Weiſe die menſchliche Zufuhr aus ſeinem Berufe abgebunden, ſo leiſtete er ihr nach der andern Seite, wo kein Skrupel ſie ihm verſchloß, deſto reichlicher Genüge. Overbeck war zu allen Zeiten ein muſterhafter Kollege,

für jeden zu haben, auch für den Jüngſten, ja für den erſt recht. Im Rate ſeiner Mit-Regentialen wurde ſein Wort wohl vor allem als reifes, wohlabgewogenes Mannesurteil gewertet. Sein ehemaliger Zuhörer noch aus den Zeiten der „Baumannshöhle“ und ſpäterer Kollege Profeſſor Hans Heußler faßte ſeinen Eindruck in die folgenden Worte: „War Overbeck doch in ſo vielen Dingen unſer faſt ideales und eben darum kaum zu erreichendes Vorbild! Vor allem aber in ſeiner abſoluten Objektivität, die doch umſo weniger ſelbſtverſtändlich war, als ſie mit einem etwas kauſtiſchen Temperamente auskommen mußte. Auch da, wo ihm ausgeſprochenſte, eigene Vorliebe keineswegs fremd war, hat er wie wenige begriffen, daß man auch andere Götter haben könne. Das vermag nur aufrichtige Beſcheidenheit, im Gegenſatz zur falſchen und zum Hochmut, und vielleicht überhaupt nur die eines ſo großen Hiſtorikers. Auch die von warmer Pietät unterſtützte vornehme Fähigkeit, ſich in Gläubigere, als er einer war, hineinzudenken und ſie darum zu ſchauen, die gerade Burckhardt ebenfalls in ſo hohem Maße beſeſſen hat, gehört hieher, und daß er ſich, dank oder trotz ſehr bewußten Anſichten nie einer Partei verſchrieben hat. Seine mehr intranſitive Natur hätte ihm übrigens ſchon an ſich jede Art von Propaganda unmöglich gemacht, wie in erſter Linie ſie es auch geweſen iſt, die ihn zu dem ſo kleinen Häuflein derer geſchart hat, welche zu *wenig* geſchrieben haben: etwas Erſtaunliches bei einem ſo großen Gelehrten, und in unſerem tintenkleckſenden Säculum.“

„Hohe Weltkultur“, ſagt ein anderer Kollege, Karl Joël, in der Neuen Rundſchau (Sept. 1905), „vor der alles Kleine, Enge, Rohe verſagte, ſprach aus dieſem Hofmann des Geiſtes, auf dem der Abglanz der Großen lag, die ſeine Freunde geweſen, — und mit ihm reden, das hieß, von großen Menſchen reden, oder von ſolchen, die in großen Dingen ſeine Feinde

waren. Er war ein Gelehrter, wie es vielleicht nie einen ſtrengeren gab, ein unendlich wiſſenstiefer Forſcher, der nie fertig wurde, weil er ſich nie genug tun konnte, ein ſich kaſteiender Mönch der Wiſſenſchaft."

Seinen eigentlichen Widerhall fand er denn auch bei einigen modern und philoſophiſch gerichteten Jungen. In ihrem Namen bezeugte Adam Mez: „Er war uns der Vertreter einer ganzen gelehrten Kultur mit ihrer Zucht, ihrer Ehrfurcht vor dem, was Gröberen unbedeutend erſcheint, ihrer Freude an großen Männern und Dingen. So gehörte er für uns zum heimlichen Gewiſſen, zum verborgenen Publikum: was würde Overbeck dazu ſagen, fragten wir uns bei vielem, was wir dachten oder laſen. Zu uns Jüngeren hat er gehört, er hat ſich zu uns bekannt und hatte eine Freude, wenn er uns begegnete. Und für uns war eine Geſellſchaft, in der wir ihn trafen, gerettet."

Für alle diejenigen, die nicht ebenfalls an kritiſchen Frageſtellungen ſchwer trugen, mußte er etwas nicht ganz Geheueres haben; auch den Kollegen, die ihn in ſeiner wiſſenſchaftlichen Bedeutung voll ſchätzten, ſchien das Gewicht ſeiner Gelehrſamkeit durch ein Übermaß an Kritik durchlöchert und halbwegs aufgehoben. Man ſah in ſeinen Schaffenszielen keine „ſittlichen Zwecke", und anläßlich einer kleinen Reparatur, die er einmal an ſeinem Hauſe anbringen ließ, pointierte der erlauchte Senior ſeiner Kollegen, von denen mancher insgeheim ein Bonmot ſitzen hatte, dies dahin, es ſei das erſte Grundlegende, was Overbeck geleiſtet habe. Dieſer gelegentliche, an ſich belangloſe Witz Jakob Burckhardts beleuchtet anſchaulich die Fuge, die eine Natur wie die Overbecks hinderte, gänzlich in die Schulintereſſen der Univerſitätswelt hineinzuwachſen. Er war zum zweckloſen, unanwendbaren Erkenntnismenſchen organiſiert und vermochte daher ſeine Mitarbeiterſchaft an den Aufgaben einer Hochſchule nur in Form einer Gaſtrolle durchzuführen. Das ließ er natür-

lich nicht fühlen, war ſich deſſen wahrſcheinlich ſelber kaum bewußt, aber inſtinktiv genierte es ihn und genierte es die Andern an ihm.

Wenn er trotzdem nicht nur den Jüngeren und Eigengeſinnten, ſondern wohl ohne Ausnahme jedem ſeiner akademiſchen Berufsgenoſſen von einer unantaſtbar guten und gerechten Geſinnung erfüllt ſchien, ſo ſehr, daß in irgend einem Streitfalle wahrſcheinlich ſofort jeder der beiden Gegner ihn als Schiedsrichter aufgerufen hätte — wenn ferner unter ſeinen theologiſchen Amtsbrüdern gerade einige durch ſtrenge Gläubigkeit von ihm Unterſchiedene mit ihm durch eine aufrichtige Verehrung und Freundſchaft verbunden waren, ſo konnte natürlich der bloße Reſpekt vor der Gelehrſamkeit des Kollegen und ebenſowenig deſſen Lebensart und liebenswürdiges Betragen ſolche grundtiefe Abſtände allein überbrücken. Es war eben mehr in ihm als die Tüchtigkeit und Gerechtigkeit des Schriftgelehrten; er beſaß eine Fülle und Rundung des Menſchlichen, die Niemanden leer ausgehen ließ, der ihm im Bedürfnis nach einem ehrlichen Austauſch nahte. In ſeiner beſcheidenen und anſprechenden Natur war dieſer Vorzug nicht ſo ſehr beſchloſſen als nur eben erſt gegründet und vorbereitet. Weniger ein Angeborenes als ein ſelber arbeitſam Erworbenes begriff den Kern ſeines Charakters ein; denn darauf beruhte ſein letzter und eigentlicher Vorzug, daß man es bei ihm mit einem hochgebildeten Menſchen von vollkommener Kultur zu tun hatte. Da allgemeine Erwägungen zu einer rechten Anſchauung doch nicht führen können, ſo ſollen die Seiten abgeleuchtet werden, die zu einer Geſamtanſicht der vollen Perſönlichkeit ſich leicht zuſammenſchließen: ſeine Art mit andern umzugehen, ſein Verhältnis zur Literatur, ſein Anteil an der Muſik, ſeine Art ſich in der Rede auszudrücken, und ſchließlich, ſeine Art zu ſchreiben.

Seinen Angehörigen iſt er als der unverwüſtlich Heitere und Fröhliche in Erinnerung geblieben; er galt für den Sonnen-

ſchein der Familie, beſonders auch wegen der Zufuhr an Lebensanteil und Weltaufgeſchloſſenheit, den ſein Verkehr für Eltern und Geſchwiſter bedeutete; er brauchte bloß aus dem Hauſe heraus bis an die nächſte Straßenecke zu gehen, ſo hatte er etwas erlebt und bereicherte heimkehrend ſeine Umgebung. Aus dieſer ausgebildeten Aufnahmefähigkeit erwuchs ihm ſeine ſpätere Überlegenheit im Verkehr mit Menſchen. Dadurch, daß er fähig war, von jedem beliebigen Punkte aus, in dem die zufällige Berührung ſich ereignete, ſofort ohne Umſchaltung auf ſein Gegenüber einzugehen, bewies er eine doch recht ſeltene menſchliche Fähigkeit, inſofern man auch unter Gebildeten von einer angenehmen Konverſation weit eher die Beſtätigung der eigenen Intereſſen als ihre Erweiterung verlangt. Weil Overbeck im Geſpräche auf eine geiſtreiche Weiſe ſelbſtlos war, genügte auch eine kurze Stunde der Bekanntſchaft mit ihm, um von ſeiner glänzenden geſellſchaftlichen Begabung überzeugt und betroffen zu ſein. Dazu kam ſeine lückenloſe Beleſenheit. Von jung auf waren ſeine Weihnachtsgeſchenke an Andere Bücher, für deren individuelle und erziehliche Auswahl er unter den Seinen als ein kleiner Meiſter galt. Von ſeiner großen Fachbibliothek ganz zu ſchweigen, fehlte in den Zimmerſchränken, die ſeinen Bedarf für die Abend- und Ferienlektüre enthielten, kaum ein gutes Buch von anerkannter Bedeutung. Er war Abonnent der lachsroten Rodenbergiſchen Rundſchau ſeit ihrem Beſtehen, alſo ein Menſchenleben lang, und daneben noch der einen oder andern deutſchen, franzöſiſchen oder engliſchen Monatsſchrift, die ihm gerade zur Ergänzung nach dem Modernen hin geeignet ſchien. Es bildete ſich bei ihm eine förmliche Hygiene des Sich-Belehrens aus in der Art, wie er die Einflüſſe gegen einander abwog und wechſeln ließ, Goethe und Keller als Stützpunkte zwiſchen Tagesgrößen ſchob und ſich auch älterer und verſchollener Erzähler wieder entſann. Die letzten neuen Bücher, die er nicht

mehr ganz zu Ende lesen konnte, weil der Tod sie ihm aus der Hand nahm, waren Taines Correspondance und „Der Graf von Charolais", seine letzte Lektüre überhaupt „Das verlorene Lachen." Er war eben der Ansicht, die aktuelle schriftstellerische Produktion sei dazu da, daß man sie selber lese, nicht über sie in Vorlesungen und Kursen sich belehren lasse. Von desto größerem Gewichte ist im Munde eines solchen Teilnehmers das pessimistische Schlußurteil über die literarische Produktion von heute; er sagte einmal: „Die Literatur, die fast ein allgemeines Übel geworden ist, indem jedermann den Zug hat, sich dazu berufen zu fühlen, hat jetzt keine kultivierende, sondern eine barbarisierende Wirkung. Man muß lernen von ihr absehen."

Noch intensiver als der belletristischen Lektüre galt indessen seine Muße der Pflege der Musik. Schon in der Jugend war sie es, die ihn am meisten in Eifer versetzte, sodaß schon der Knabe sich die jüngeren Schwestern zum Vierhändigspiel zu sich ans Klavier holte. In seinen Werdejahren ging er noch ganz in den Klassikern auf; Wagners Faustouverture, die er als Student hört, ist ihm ein ohrenzerreißendes Baßgeheul, und schon Schumann gilt ihm als ein Viertelszukunftsmusiker, er wunderte sich, daß er in der D-moll-Sinfonie doch Melodie habe, Bülows Spiel vermag ihn erst nicht zu packen, ein zweites Mal wirkt es schon stärker auf ihn, aber doch kann er sich mit den Freiheiten im Rhythmus nicht befreunden. Dann aber öffnet ihm die Freundschaft mit dem Wagnerenthusiasten Nietzsche den Blick. Noch 1871, als Nietzsche ihn aufforderte, dem durchreisenden Ehepaar Wagner Besuch zu machen, wich Overbeck mit der Begründung aus, er sei für die Wagnersche Musik nicht passioniert genug. Doch erfolgte dann 1874 in den Neujahrsferien ein erster Besuch in Bayreuth, er bekam aber Wagner wenig allein zu sehen und besuchte das im Bau begriffene Theater. Auch im August desselben Jahres

waren Wagners ſehr belagert; doch wohnte er einer ſehr intereſſanten Szene bei, da nämlich Wagner auf Engagement für den Ring die Sängerin Marianne Brandt am Klavier probierte. Im Sommer darauf, 1875, kam es zu einem dritten Beſuch mit den reichſten Eindrücken. Er hörte ſich Proben an und ſah Wagner, der während des Spiels auf der Bühne ſaß, in ſeinem Elemente als Regiſſeur und Inſzenierungskünſtler. Auch Liszt konnte er ſich ganz aus der Nähe anſehen und anhören, einmal als außer ihm und Wagner niemand zugegen war; die hohe und elegante Geſellſchaft im Hauſe, die Empfänge und geſellſchaftlichen Veranſtaltungen fanden überdies in ihm keinen Unempfänglichen vor. Von da an gehörte Overbeck auch in ſeiner Eigenſchaft als Mitglied des Patronatsvereines zu den aufrichtigen Mitkämpfern für Bayreuth, der, unbeeinflußt vom Bruch Nietzſches mit Wagner, 1882 noch den Parſifal ſah, freilich bei ſeiner Art mit der unausbleiblichen Folge einer Entfremdung von dieſer letzten Wendung in Wagners Kunſt. Aber die „Meiſterſinger“ und „Triſtan“ blieben ihm für ſein ganzes Leben Eindrücke von ſtärkſter Gewalt; er begrüßte und benützte auch ſpäter jeden Anlaß, der ſich ihm bot, die moderne Muſik in ihrer nachwagneriſchen Entwicklung zu verfolgen, die Strauß'ſchen Orcheſterwerke vor allem; indeſſen neigte ſein geräuſchloſes Temperament zuſehends wieder mehr der Kammermuſik zu, verfing ſich in den tiefen Heimlichkeiten Brahms'ſcher Kunſt und trachtete insbeſondere dem Genuß der modernen Liedkompoſition nach, ſodaß das in dieſer Hinſicht eigenartigſte Talent, nach Robert Franz, den er ſchon mit Vorliebe gepflegt hatte, das ſpeziellſte Liedtalent, von ihm als ſein letztes muſikaliſches Geſamterlebnis bezeichnet wurde: Hugo Wolf, in deſſen Eichendorff-, Mörike- und Goethezyklen er wohl buchſtäblich jede Note kannte. Es braucht kaum noch geſagt zu werden, daß bei einer ſo vielſeitigen und gründlichen Durchbildung und bei einem ſo

empfänglichen, dankbaren Sinn Overbeck für einen idealen Hörer zu gelten hatte. Kam noch persönliche Sympathie mit dem Komponisten hinzu, so war es geradezu rührend, zu beobachten, wie sein Wohlwollen das Maß seiner Anerkennung so weit wie möglich ausspannte: ich sehe ihn noch immer in der Première von Hans Hubers „Kudrun", wie er mit Feldstecher und Klavierauszug ausgerüstet voll angelegentlichsten Eifers durchaus nichts auf die Musik kommen ließ und nur immer beteuerte: „Er ist das Opfer seines Textes geworden." Bei Peter Gast blieb er hinter den Hoffnungen, die Nietzsche auf den „Löwen von Venedig" gesetzt hatte, kaum zurück, sprach von Lichtalbenmusik und ließ sich durch keinen Einwand davon abbringen, dieser Oper die von Nietzsche präkonisierte Zukunft doch noch zu wünschen. Zu Gasts op. 3, dem prächtigen Baritonstück „Lethe" (von C. F. Meyer) fand er so schöne Dankesworte, daß Gast sie über alles andere ihm sonst gespendete Lob stellte.

Kann es nach alledem noch Verwunderung erregen, wenn Overbeck sich als einen vom Geschick bevorzugten, unter einem guten Stern geborenen, wahrhaft glücklichen Menschen gehalten hat? Immer und immer klingt es bei ihm durch, alles irgendwie wertvolle an seinem Leben sei nicht auf ein Verdienst, sondern auf ein Glück zurückzuführen. „Der glückliche Overbeck!" ist ein Ausdruck Nietzsches, und gerade im Hinblick auf Nietzsche hat Overbeck über die Beschaffenheit des menschlichen Glückes etwas vom Tiefsinnigsten gesagt, was darüber überhaupt gedacht und ausgesprochen werden kann. Glück sei in unserem Leben, so wie es sich aus den dazu mitgegebenen Anlagen (im weitesten Sinne) und den in seinem Laufe sich einstellenden Erlebnissen gestalte, das, was uns *andere* als wir selbst weder gleichzuschätzen noch überhaupt nachzuschätzen vermögen. Glück sei also der unserer Person vorbehaltene Winkel des Daseins zur Selbstbehauptung, selbst gegen Menschen, die wir

ſonſt hoch über uns ſtellen. So hatte er es in ſeinem Verhältnis zu Nietzſche erfahren; es ergab ſich ihm ungeſucht das Stück ſeines Selbſt, wobei er ſich vor Nietzſche bevorzugt vorkomme. Und daß Overbeck für ſolches Glücksgefühl in ſich eine Ecke beſaß, iſt für Nietzſche ſelbſt das geweſen, was er an Overbeck eigentlich mochte, und was ſie zu ſo aufrichtigen und treuen Freunden machte.

II.

So verſchwiegen Overbeck über eigene Herzensdinge war, hat er gelegentlich doch angedeutet, ſein perſönliches Glück beruhe auf den natürlichen Grundlagen eines harmoniſchen Verhältniſſes zu ſeiner Familie für die erſte und in einer harmoniſchen Ehe für die zweite Hälfte ſeines Lebens. Am 8. Auguſt 1876 vermählte er ſich mit Fräulein Ida Rothpletz, einer geborenen, aber in der Pfalz aufgewachſenen Schweizerin. Um die Zeit ſeiner Heirat lichtete ſich der Kreis ſeiner eigenen Nächſten durch den Tod zweier Schweſtern und, nach einem Jahre, auch der Mutter. Der Vater ſtarb hochbetagt erſt 1888. Die Gattin, zwei Geſchwiſter und einige ihm verſchwägerte Angehörige haben ihn überlebt; er iſt nie im Leben allein geweſen und hat ſich vor dem Anbruch des Alters und der Krankheit auch nie allein gefühlt und die Einſamkeit der letzten Jahre wohl auch nur deshalb ſo ſtark empfunden, weil er vorher in Hinſicht auf Umgang und Verkehr ſo ungewöhnlich bevorzugt geweſen war. Denn eine weitere, weſentliche Urſache für ſein Lebensglück ſind ſeine erleſenen Freundſchaften geweſen.

Eine Jugendſchar, in deren Mitte Treitſchke, und eine Schar der Mannesreife, in deren Mitte Nietzſche ſtand — ſo gruppieren ſich die vielen Beziehungen, durch die Overbeck mit meiſt außergewöhnlichen und hervorragenden Männern verbunden war. Als den eigentlichen Freund ſeines Lebens, nämlich als den

jenigen, deſſen Freundſchaft er am ungetrübteſten genoß und mit keinen allzuſchweren Anfechtungen aufwiegen mußte, nannte er ſchließlich Erwin Rohde, in dem ihm ein Ebenmaß von Güte und Geiſt entgegengetreten war. Die perſönliche Bekanntſchaft erfolgte 1873 in Baſel und erhielt gleich eine höhere Weihe durch das Gefühl der Waffenbrüderſchaft im Dienſte des „Unzeitgemäßen". Auch mit allen andern Freunden Nietzſches ſtand er auf beſtem Fuße. Von dem Freiherrn von Gersdorff ſchreibt er am 24. Mai 1873: „C'est un beau type de gentilhomme reservé et digne quoique fort simple dans ses manières, au fond le meilleur garçon que l'on puisse s'imaginer et dont le premier abord vous laisse l'impression d'un homme, sur lequel on peut se fier absolument." Nach Jahr und Tag ließ ihn auf die erſchütternde Nachricht von Gersdorffs gewaltſamem Ende die Erinnerung an den ihm längſt Entſchwundenen das ſchöne Wort finden, wer ihn gekannt habe, für den ſpreche die von jenem gewählte Todesart „nicht gegen ihn, ſondern er für ſie." Mit Romundt, der Ende 1872 in ſeinem Geſichtskreis auftauchte, blieb er bis zu ſeinem Tode in Fühlung. Deuſſen konnte er einen Dienſt leiſten, indem er deſſen Anſtellung als Erzieher in der reichen ruſſiſchen Familie Kanchine herbeiführte, wohl durch Vermittlung der Troubetzkois, die er 1871 in den „Drei Königen" aufſuchte. Die Prinzeſſin Troubetzkoi empfahl ihm damals ein religiöſes engliſches Buch: „Ecce homo" — a survey of the life and the work of Jesus Christ, London 1868. Ob wohl Nietzſche damals das Buch mit dieſem Titel auf Overbecks Schreibtiſch liegen ſah?

Aber mehr als alle ſolche Gelegentlichkeiten tritt Overbecks großer Altruismus zu Tage an jenem biographiſchen Unikum, jener in die Augen ſpringenden Paradoxie, deren Möglichkeit überhaupt nur ausgerechnet bei einer ſolchen Friedensſeele denkbar war, an ſeinem Doppelverhältnis zu Treitſchke und Nietzſche.

Seinem Freundſchaftsanteil an dieſen beiden Lebensläufen iſt von allen Biographen, des einen wie des andern, der gebührende Tribut nicht entrichtet worden. Bei Th. Schiemann, Heinrichs v. Treitſchkes Lehr- und Wanderjahre (1896) wird — „ſpaßhafter Weiſe, für jeden, der Treitſchkes perſönliches Verhältnis zu dem Leipziger Archäologen meines Namens gekannt hat“ — (S. 195) J. J. Overbeck als Reiſegenoſſen ſubſtituiert, und ſonſt Franz Overbecks ebenſowenig gedacht, wie von Ad. Hausrath (1901) in ſeinem Büchlein „Zur Erinnerung an Heinrich von Treitſchke.“ Nur in „G. Freytag und Heinrich von Treitſchke im Briefwechſel“, Leipzig 1900 — iſt Overbeck erwähnt. Um ſo unerläßlicher iſt, hier das Verſäumte mit einer gewiſſen Ausführlichkeit nachzuholen. Overbeck ſelbſt hat über das Weſentliche dieſer Jugendfreundſchaft folgende Aufzeichnung hinterlaſſen:

„Meine älteſte Erinnerung an Treitſchke geht auf den Frühjahrsabgangsaktus der Kreuzſchule in Dresden von 1851 zurück, bei welchem ich ihn als primus omnium, ſelbſt als angehender Untertertianer, von der Schülercorona aus ein deutſches Gedicht deklamieren hörte. Wir blieben damals im übrigen einander noch ſo vollkommen fern, als es der Klaſſenabſtand mit ſich brachte. Zuerſt trafen wir uns im Herbſt 1857 in Dresden wieder, wo ich damals in den Ferien von Göttingen her weilte und Wolfgang Helbig (ſpäter als Sekretär des deutſchen archäologiſchen Inſtituts in Rom bekannt geworden) die gegenſeitige Vorſtellung beſorgte. Er, mein intimſter Schulkamerad auf der Kreuzſchule, hatte das vorhergehende Semeſter mit Treitſchke in Göttingen ſtudiert und dort mit ihm bei den „grünen Hannoveranern“ verkehrt, bei denen ich ſelbſt im darauffolgenden Sommer „eingeſprungen“ war. Dergleichen kurze Begegnungen in den akademiſchen Ferien folgten in den nächſten Semeſtern noch mehrere, bis ich im Frühjahr 1859 mein letztes Studien-

jahr in Leipzig antrat und ein Jahr darauf die Studentenzeit mit einem Kandidatenexamen abſchloß. In dieſer Zeit begann Treitſchkes und mein freundſchaftlicher Verkehr. Aus ihr habe ich kaum viel anderes noch im Gedächtnis behalten, als meine nach der Göttinger Bummelei ſehr notwendigen Vorbereitungen auf jenes Examen und meine ſehr häufigen, Sonntag zumal, regelmäßigen Spaziergänge mit Treitſchke. Wie lebhaft wir uns aber damals unterhielten, um ſo weniger kamen wir vorwärts infolge der gerade damals ſo jammervoll zunehmenden Taubheit Treitſchkes, welche zu beſtändigem Stehenbleiben nötigte, anfangs um noch in ſeine Ohrmuſchel, dann in immer bedenklicher in ihrer Schallkraft ſich ſteigernde Metallrohre den ſchon ſehr bald mehr oder weniger ſtaatsgefährlich werdenden Inhalt unſerer Geſpräche hineinzurufen. Was ſicherer war auf unſeren mannigfachen fröhlichen Wanderungen in verſchiedenen deutſchen Mittelgebirgen in den nächſten Jahren, ſoweit ſie uns dem ſächſiſchen Boden entrückten, als insbeſondere in Leipzig, wo wir von 1861—1863 die Mittagsmahlzeiten ſamt dem darauffolgenden Kaffee miteinander einzunehmen pflegten und an jenen Geſprächen mehr Lauſcher hatten als einem ſächſiſchen Generalsſohn, aber auch einem angehenden verbi divini Magiſter in Sachſen bequem war. Wie herrlich war es aber noch mit der „Unbequemlichkeit“ dieſer Zeiten beſtellt!

„Vom Frühjahr 1860—1861 waren wir inzwiſchen getrennt, weil Treitſchke, deſſen erſtes Kolleg ich noch zu hören Zeit gefunden hatte, ſich in ſein Münchner Exil zurückzuziehen veranlaßt worden war und ich in Berlin noch nachſtudierte, bis wir uns vom Sommer 1861 bis 1863, alſo in Leipzig wieder trafen — die Zeit, da Treitſchke ſich Gehör erzwang und ich daneben in aller Stille das Gift der Kritik in mich ſog, das damals noch üppig aus ſeiner in unſerer Umgebung gemeinhin nur unwillig angehörten Patriotenweisheit floß. Das war

die Zeit unſeres erinnerungsreichen gemütlichen Verkehrs im gaſtfreien Hauſe des Prof. Hermann Brockhaus, aber auch in der merklich ungemütlicheren „Verſchwörung“, unter deren „Sitzungen“ Th. Schiemann (H. v. Treitſchkes Lehr- und Wanderjahre, München 1896, S. 203 f.) die Abſchiedsſitzung ſchildert, zu der ich ſelbſt noch Zutritt gefunden habe. Das Leipziger Turnfeſt vom Sommer 1863, bei welchem ich von Treitſchke angeführt mitten unter den ihm zujubelnden Scharen des Feſtzuges fröhlich mitmarſchierte, war eine Art Gipfel dieſer Zeit, aber auch etwas wie ihr Schluß. Jenes nicht nur in Hinſicht auf die Begeiſterung, die uns doch einmal für das „Deutſche Reich“ verbunden gehalten hat, dieſes inſofern es nun endgültig auseinanderzugehen galt, als Treitſchke nach Freiburg und ich zur Habilitation nach Jena abzog. Eine räumliche Trennung, die zunächſt und noch jahrelang in unſerem Verhältnis nur ſehr wenig oder gar nichts zu ändern vermocht und es auch wohl fernerhin in dem Maße, in dem es geſchehen ſollte, an ſich nie vermocht hätte, wenn uns nicht das Jahr 1870 noch in die Sphäre ſeiner Wirkungen gezogen und zu dieſem hinzu auch noch meine bald darauf in Baſel folgende Freundſchaft mit Nietzſche. Nun mußte zu Tage treten, was bis dahin wohl uns ſelbſt ſich nur ſehr undeutlich ſich hatte zeigen mögen, daß ich ſchließlich zu wenigen Dingen weniger geſchaffen war, als zu einem Treitſchkes politiſchem und ſoldatiſchem Temperamente entſprechenden Patrioten des deutſchen Reiches. Treitſchke hat mich, ich muß es wohl ſagen, ins Leben eingeführt — das habe ich ihm nie vergeſſen; mein Führer im Leben iſt er im gewiſſen Sinne nie geweſen, bleiben konnte er es auf jeden Fall nicht. Wenn ich aber zu beklagen nie habe aufhören können, daß wir ſchließlich ſo auseinander kamen, wie es geſchah, und es namentlich auch ſeine Briefe an mich bezeugen, nie habe ich deſſen mich zu freuen aufgehört, daß es zu einem gewaltſamen Bruch zwiſchen uns doch auch

nie gekommen iſt. Bis zu ſeinem Tode hörte Treitſchke nicht auf, mir die einander folgenden Auflagen der einzelnen Bände der „Deutſchen Geſchichte“ zuzuſenden, war auch unter uns das Verhandeln darüber in der Zeit der Aufzeichnung des Werkes nie ſehr lebhaft und zuletzt gar nicht mehr möglich geweſen. Viel ſchwerer empfunden als dieſe Folge des Verſiegens unſeres Briefwechſels habe ich die Entfremdung von ſeinen letzten Lebensjahren, die es herbeiführte, und dadurch meine tatſächliche Teilnahme an dem namenloſen Familienunglück dieſer Lebensjahre ſo tief unter das Maß herabſetzte, auf das Treitſchke nach unſeren Anfängen Anſpruch hatte. Auch unter ſeinen Patrioten werden ihn jedenfalls ſehr wenig gleich mir lieb gehabt haben.“

* * *

Dieſem Rückblick Overbecks darf (mit ausdrücklicher gütiger Erlaubnis der Familie von Treitſchke) eine kurze Auswahl von Briefſtellen (Treitſchkes an ihn) folgen. Erſt herrſcht noch gänzlich die burſchikoſe Derbheit ſtudentiſcher Sitten vor. Dann aber klingt das große Leben hinein, geſteigert durch die nationale Ahnung. Was den germaniſchen Mann erfüllt, die Liebe zu ſeinem Lande, die Liebe zum Weibe, die getäuſchte und die befriedigte, die Liebe zur eigenen Volksart und die Luſt auf den Kampf um ſie, das ſpricht Treitſchke dem Freund aus.

Er ſchreibt aus Leipzig (23. Februar 1861): „Ich leſe jetzt vor 200 Leuten, weiß jedoch ſicher, daß mir hier kein Glück blühen wird ... ich kann einmal nicht anders, ich bin noch immer ſo dumm, ein Deutſcher zu ſein.“ Aus München, (11. Dezember 1861): „Du biſt eine menſchlich freiere Natur als Lipſius; an Dir haftet nichts von jenem theologiſchen Geſchmäckchen, das er nicht ganz verleugnen konnte.“ Von der Feſtung Königſtein, deren Kommandant ſein Vater war (20. September 1862): „Deine unmenſchliche Güte, die ich ſchon ſo oft bewundert, macht auch das Unmögliche möglich und

bewegt mich zu einem Dankbriefe ... In Dresden feiert man heute durch Konzert und Erleuchtung der Terraſſe den tauſendjährigen Beſtand des ruſſiſchen Reiches, wozu ein ruſſiſch und deutſch geſchriebenes Programm im Anzeiger einladet! In Folge dieſer Nachricht werden Dir wahrſcheinlich auf einige Minuten die Sinne vergehen." Aus Freiburg (29. November 1863): „Ich kehre ſoeben heim von einer großen Volksverſammlung, habe dort auch meine Lunge preisgegeben, aber Du weißt, was ich von dem ſouveränen Unverſtand halte. Ich ſehe das Schlimmſte voraus. Den Glauben an mein Volk, dies ſittlichſte der Erde, werde ich auch nach dieſer Schande nicht verlieren. Es wird dereinſt noch die ſchlummerſüchtige Trägheit von ſich werfen, die uns dasſelbe iſt, was den Italienern die geheimen Verſchwörungen waren; aber ein Menſchenalter mag noch darüber hinweggehen." Aus Berlin (16. Juli 1866): „Lieber Kleiner, Buſch ſchreibt mir von Deiner rührenden Sorge um mich. Ich will Dich beruhigen, aber dieſe Zeit iſt raſch und reich, ich muß im Lapidarſtile ſchreiben. Deinen Brief erhielt ich noch in F(reiburg); wenige Tage nachher reiſte ich ab — ich konnte doch nicht Staatsdiener eines Rheinbundſtaates bleiben. Auf weitem Umweg über Frankreich hier angelangt, übernahm ich ſofort die Redaktion der Jahrbücher .... Da bot mir die Regierung (durch Droyſens Vermittlung) eine ordentliche Profeſſur in Königsberg an. Seit geſtern iſt das abgemacht ..... wenn nicht das Parlament mich hier zurückbehalten oder die Annexion des Rautenlandes (und damit wahrſcheinlich meine Verſetzung nach Leipzig) erfolgen ſollte. Wie wild und aufgeregt dieſe Zeit war, kannſt Du Dir denken. Und doch danke ich meinem Schickſal, das mich dieſe Tage ſchauen ließ! Es iſt doch ein glorreicher Staat, dem ich nun, und gewiß für immer, angehöre!"

Aus Kiel (30. Juni 1867) meldet der junge Ehemann, er führe manchmal ſeiner Gattin den kleinen Jenenſer Pfaffen als

das leuchtende Vorbild des beſten Menſchen zu Gemüte. „Du haſt uns beiden eine rechte Herzensfreude gemacht durch das ſchöne Geſchenk, das übrigens für einen Privatdozenten eine wahrhaft ſündliche Verſchwendung iſt, und durch die herzlichen Worte, die es begleiteten .... verſchaffe mir bald die Gelegenheit, Dir eine ähnliche Freude zu bereiten. Was die Ehe iſt, das muß man ſelbſt erleben: ein ſtilles, ſicheres Glück und zugleich eine fortwährende Schule der Selbſterkenntnis. Nur Eines finde ich recht ſchwer und ich habe es noch nicht gelernt: man muß ſehr klug mit ſeiner Zeit haushalten wiſſen, wenn man zugleich tüchtig arbeiten und einer geliebten Frau etwas ſein will.“

Seit er im Sommer 1859 in Leipzig Treitſchkes Kolleg über die Geſchichte der politiſchen Theorieen begeiſtert mit angehört hatte, war Overbeck für die öffentlichen Vorgänge in Deutſchland keineswegs gleichgültig. Anfang 1866 iſt er ſo weit, ſeine bisherige Voreingenommenheit gegen Bismarck, den Junker und Konſervativen, an eine aufrichtige Verehrung des allmählig geahnten Gründers der deutſchen Einheit umzutauſchen. Er ſpricht von der intelligenten Energie, die ſich in ſeinen Verträgen mit Baden und Bayern kundgebe und tadelt die franzöſiſche Partei, die es der klugen Politik Napoleons unmöglich machen werde, den Krieg mit Deutſchland zu vermeiden. Vor allem geht durch den Briefwechſel zwiſchen den beiden, die Blätter, ſo loſe ſie ſind, zuſammenheftend, der deutſche Wandertrieb; denn bis zum Ende der ſiebziger Jahre bildet den Hauptzweck des Briefwechſels die Vereinbarung irgend einer mehrtägigen Ferientour; die meiſten deutſchen Mittelgebirge, das noch franzöſiſche Elſaß, die Schweizer Voralpen, haben die beiden Freunde gemeinſam durchſtreift, und auf der Höhe ſeiner Tage vermißt der dem einigen Deutſchland als Mentor erſtandene Geſchichtsſchreiber den treuen Jugendgefährten mit ſchmerzlicher Befremdung in den Scharen ſeiner Anhänger. Das Jahr 1870 bezeichnete

in der Tat den Umſchlag. Overbeck meldet ſeine Wahl nach Baſel und Treitſchke gratuliert: „Einen frohen Neujahrsgruß und dazu herzlichſten Glückwunſch zu Deiner Berufung. Natürlich mußt Du gehen, lieber Junge!“ In ihrer Laufbahn komme alles darauf an, daß die Kugel nur erſt rolle und Overbecks liebenswürdiger Perſönlichkeit gelinge es vielleicht, ſelbſt mit den Basler Pfaffen auszukommen. Ein Stier von Uri brauche er nicht zu werden, er kriege ja nicht einmal das ſchäbige republikaniſche Bürgerrecht, er müſſe die Sache anſehen, wie eine mehrjährige Reiſe und am Ende laſſe ſich auch von der Schweizer Art, die bei aller Engherzigkeit grundtüchtig ſei, Manches lernen. „Du findeſt in Baſel ein herrliches Land, an Jakob Burckhardt u. A. treffliche Kollegen, und wenn es Dir gelingt, Dich mit Gelzer gut zu ſtellen, der bei unſerm Sereniſſimo allmächtig iſt, ſo kann ich Dich vielleicht noch einmal hier als Kollegen begrüßen.“

Auf einem Pfingſtausflug ſpazierten die beiden auf den bald darauf blutgetränkten Schlachtfeldern von Weißenburg herum, Treitſchke geladen mit Deklamationen, das Elſaß zurückzugewinnen, aber noch ohne jede Ahnung von dem nahen Ausbruch des Krieges. Wenige Wochen ſpäter ſchreibt er dann: „Ich bedauere Dich von Herzen, daß Du dieſe wundervollen Tage nicht in Deutſchland verleben konnteſt. Wir ſind auf dem beſten Wege, in der Tat und in der Wahrheit ein Volk zu werden. Du wirſt doch lernen müſſen, etwas idealiſtiſcher über den Krieg zu denken. Vielleicht erleben wirs noch, daß jene ſchönen Landſchaften, die wir im Frühjahr durchreiſten, wieder für Deutſchland gewonnen werden.“

Die Entfremdung erfolgte dann langſam aber ſtetig wegen ihrer Meinungsverſchiedenheit über Nietzſche. Durch Overbeck ſind ſich dieſe Antipoden ſogar einander zugeführt worden, aber wie ſich denken läßt, ohne ſich irgendwie anzunehmen; Nietzſche

zeigte ſich zu Entgegenkommen geneigt, Treitſchke dagegen machte aus ſeinem Mißfallen keinen Hehl, und in der Folge iſt dann auch die Jugendfreundſchaft dem männlicheren Treubunde zum Opfer gefallen. Overbeck konnte nicht zweifeln, wie er zu handeln hatte. Treitſchkes Antipathie gegen Nietzſche ſtreifte an Idioſynkraſie, ſo heftig war ſein Zorn. Nietzſche hatte ihm die zweite „Unzeitgemäße“ zugeſandt, Treitſchke erwiderte gar nicht darauf, es ſei denn in einem fulminanten Briefe an Overbeck, indem er die bedrohte Freundſchaft noch zu retten ſucht: „. . . wenn zwei Menſchen ſo zuſammenſtehen wie wir beide, ſo darf der eine aus zufälligen Umſtänden nicht ſogleich auf eine Entfremdung des Freundes ſchließen“ ..... Und daran anſchließend nun eine unbarmherzige Kritik des Schopenhauerjüngers Nietzſche. Aber zu Overbecks Verlobung ſchreibt Treitſchke in einer Reichstagsſitzung: — „eben ſpricht Windhorſt, Alles lacht und lärmt über den Bajazzo“ — noch die herzlichſten Freundesworte und erſt um Jahre ſpäter klingen die Briefe wirklich bitter auch gegen Overbeck ſelbſt: „Gerecht war es nicht, wenn Du meine Deutſche Geſchichte mit ein paar wegwerfenden Worten abfertigteſt. Dein Unglück iſt dieſer verſchrobene Nietzſche, der ſich ſo viel mit ſeiner unzeitgemäßen Geſinnung weiß und doch bis ins Mark angefreſſen iſt von dem zeitgemäßeſten aller Laſter, dem Größenwahn. Deiner liebevollen und beſcheidenen Natur, die ich, nebenbei bemerkt, für zehnmal produktiver halte als Nietzſche iſt, ſteht es gar nicht zu Geſicht, wenn Du über alles in Deinem Volke geringſchätzig abſprichſt.“ —

* * *

Dieſes Zeugnis der für Nietzſche geopferten Freundſchaft mit Treitſchke reicht allein hin, die Bezichtigungen zu entkräften, wonach Overbeck nie den Mut beſeſſen hätte, für Nietzſche mit ſeiner Überzeugung einzutreten. Für Overbecks Verhältnis zu Nietzſche iſt zunächſt in Erwägung zu ziehen: Overbeck

war der geborene Hiſtoriker. Nun weiß man aus dem Verhältnis Jakob Burckhardts zu ſeinem Jugendfreunde Arnold Böcklin, wie in einer ſo denkwürdig gefügten Freundſchaft, da der eine Teil ſich von Berufswegen mit einer relativen Schätzung derjenigen Dinge zu behelfen hat, die der andere in ſich ballend und verſchlingend der Welt titanenhaft darleben will, unwillkürlich die einflüſternde Zwietracht im Hintergrunde lauert. Wollte man alſo wenigſtens dieſen mildernden Umſtand ins Feld führen, wenn man über Overbecks Befangenheit ſich zu beklagen Urſache zu haben glaubt! Aber in Overbecks Urteil über Nietzſche ſprachen gar nicht ſo ſehr die Grenzen ſeines Weſens mit, als vielmehr die Vorzüge, vor allem Overbecks *eine*, beherrſchende Eigenſchaft, die ihn allein ſchon des Herzensbundes mit Nietzſche würdig zeigt: ſein prononciertes „intellektuales Gewiſſen“. Durch dieſes verſchärfende Augenglas betrachtet, verkleinert ſich das Bild des Freundes um eine Handbreit, gegen den Denkmal-Nietzſche des Archivs gehalten. Aber man meine doch ja nicht, daß es ſich um Abſtriche handelt, an denen Mißgunſt und getäuſchte Eitelkeit auch nur den leiſeſten Teil gehabt hätten. Hingebender, bewundernder kann kein Bruder den andern lieben als Overbeck Nietzſche liebte — nur daß Overbeck gerade als Liebender niemals Enthuſiaſt war und ſtatt ihn auszuſchalten doppelt genau am Freund Maß nahm. Die Ausfälle, die das für eine abſolute, vergötternde Wertſchätzung mit ſich brachte, hat Overbeck mit dem vollen Preis bezahlt, er ganz allein: oder glaubt man denn, er habe zu ſeinem Vergnügen ſich als alter Mann dem mitleidig-ſpöttiſchen Achſelzucken der Leute ausgeſetzt und ſich ſelbſt noch im Grabe die Ruhe geſchmälert?

Vor allen Dingen ſoll man nicht meinen, es ſei für Overbeck leicht und ſelbſtverſtändlich geweſen, nachdem er Nietzſches Freund geworden war, dies auch zu bleiben. Schon

in den ersten Basler Jahren wurde Overbecks Liebe zu dem Freunde durch Nietzsches wechselndes Verhalten gegen Welt und Menschen hart auf die Probe gestellt, so daß Overbeck oft nicht wußte, woran er mit ihm war. Nietzsche hat sich sehr „theatralisch“ entwickelt. Mit sich selbst spielend, hat er sozusagen eine Coulisse nach der andern aus seinem Dekorationsmagazin hervorgezogen, bis das ganze Schaustück dastand. Das kann aus seinem Nachlaß jetzt jedermann erfahren. Wer ihm so nahe stand, wie Overbeck, konnte es „erleben“; das ist aber eben nicht leicht gewesen, und der Freund ist als Zuschauer beim Schauspiel gar manches Mal deroutiert worden und gestolpert und hat nicht wenig Gelassenheit und Mühsal daran gewendet, um sich im Freundesglauben an Nietzsche zu behaupten. Es ist ihm immer wieder im Einzelnen gelungen; den widrigen „Erlebnissen“ folgten entgegengesetzte immer wieder dicht auf dem Fuße, so daß er nun doch auch im Großen nichts als Freude davon hatte, wie er ihn wirklich „erlebte“.

Ueber Nietzsches Begabung war Overbeck ungefähr der folgenden Ansicht: Ein dämonischer Zwang, intensiv zu erleben, gepaart mit dem Unvermögen, in denselben Dimensionen sich von dem Überschwung zu befreien, eine ungeheure Subjektivität, ohne die entsprechende Erlösung durch die objektivierende Gestaltungsgabe, ein Lyrismus ohnegleichen, unerhört zum al Fresco vergrößert — das war das Schicksalsgeschenk der Götter an Friedrich Nietzsche. Bei einer solchen überströmenden Fülle des menschlichen Teiles in der künstlerischen Hälfte um das ebenbürtige Quantum der Befähigung verkürzt, ermangelte Nietzsches geistiger Gesamtorganismus der balancierenden Proportion, kein Aufwand von Willenskraft vermochte den Einklang herzustellen; die ihn erst vorherrschend auszeichnende Mäßigkeit seines Wesens wurde zunehmend von Stößen und Schwällen erschüttert, so daß es um das Ebenmaß geschehen war und

Nietzſche ſchließlich buchſtäblich an Maßloſigkeit zu Grunde ging. Seine Fähigkeiten verbreiteten ſich wohl über die Oberfläche der geſamten intelligibeln Welt, aber vorwiegend analytiſch, ätzend, zerſetzend; man kann wohl auch poſitiv ſagen, er habe überall hin ſeinen Samen ausgeſtreut, aber Kelterung und Einfüllung, alſo alles was ihn erſt zu einem Herrn der Ernte gemacht hätte, war ihm in weit ſpärlicherem Maße verliehen. Dieſe unterſchiedliche Wertung, die Overbeck zwiſchen Nietzſches Intellekt und Nietzſches Künſtlerſchaft vornahm, beruhte keineswegs auf nachträglichen abſtrahierenden und deſtillierenden Erwägungen; vielmehr iſt er ſchon ſehr frühe aus der kompetenteſten Quelle über dieſe Unausgeglichenheit in Nietzſches Veranlagung unterrichtet worden, nämlich durch Nietzſche ſelbſt. Dagegen war Overbeck ein Anhänger und Bewunderer von Nietzſches Philoſophie, ſoweit ſie Kritik und Kampf und Luftreinigung bedeutete; ſie ſei beſonders zu ſchätzen als Skeptizismus, wenn auch nicht ſo zu bezeichnen. Jede Charakteriſtik von Nietzſche als Denker, die ſich auf Nietzſches angeblich „krankes Hirn“ berief und daraus entſpringenden Darſtellungen, wonach Nietzſche, der weibliche, beſtimmbare, ſchwankende, willensſchwache und darum deſto inbrünſtigere Verherrlicher der Starken zum Propheten aller neuraſtheniſchen Männer und hyſteriſchen Weiber prädeſtiniert geweſen ſei, nannte Overbeck ein wohlfeiles Gaſſenurteil, nur verbrämt mit dem Anſtand, dem man dem Profeſſorentalar ſchuldig zu ſein meine. Andererſeits wunderte ſich Overbeck, wie auch Nietzſche gründlich abgeneigte Akademiker ihn als Meiſter der Form ohne weiteres gelten ließen und nicht gerade an ſeinen Aphorismen mehr auszuſetzen fänden; denn ein ſo ſubtiler Geiſt Nietzſche geweſen ſei, habe doch ſelbſt er der Maſſe der Aphorismen nicht genügen können, die er in die Welt habe gehen laſſen; ihrer ſeien zu viele und nicht nur, daß ſie nicht alle gleichen Wertes ſeien, es fehle ſelbſt das Matte und faſt

Geringe darunter nicht ganz. Doch in dergleichen etwas anderes und mehr als Randbemerkungen zu ſehen, die der Empfänglichkeit und Dankbarkeit Overbecks als Lehrer Nietzſches nicht den mindeſten Abbruch tun, ginge nicht an, fehlten nur tiefere Spuren nicht, daß Overbeck in der Tat dem Philoſophen Nietzſche die Gefolgſchaft verweigert hat in dem Punkt, der am hervorſtechendſten darüber entſcheidet, ob einer ein Adept Nietzſches iſt oder nicht. Gegen Overbeck hat Nietzſche die erſten Enthüllungen über ſeine Lehre von der Wiederkunft des Gleichen bei einem Aufenthalt in Baſel im Sommer 1884 laut werden laſſen, d. h. damals hat er zuerſt, krank in einem Bette des Hotels zum Weißen Kreuz liegend, ganz in der myſteriöſen Weiſe, wie er es auch früher bei Frau Andreas nach ihrem Zeugnis getan hatte, mit unheimlich flüſternder Stimme, als ob er ein ungeheures Geheimnis verkündete, an ihn Mitteilungen über dieſe ſeine Geheimlehre gerichtet. Früher ſoll er wohl ſchon mehr als einmal mit ihm von der Lehre ſelbſt geſprochen haben. Doch dann nie anders als ganz beiläufig, wie von einer bekannten Lehre der antiken Philoſophie und ohne im geringſten beſondere Aufmerkſamkeit dafür in Anſpruch zu nehmen, als gehe ihn die Sache beſonders an: „Wenigſtens habe ich eine dunkle Erinnerung davon behalten, daß in ſolcher Weiſe ſchon vor 1884 zwiſchen uns von der Lehre geſprochen worden iſt. Daher ich auch, ſo völlig unverſtändlich mir auch die Mitteilungen von 1884 blieben, doch darüber keinen Zweifel hegte, daß es ſich hier um eine Anknüpfung an ein antikes Philoſophem handelte. „In dieſem Sinne ſprach er auch einmal mit Rohde von der Sache, ein Paar Jahre nach Nietzſches Erkrankung, der ſeinerſeits natürlich mit ihm in dem bezeichneten Punkte der Herkunft der Lehre ganz einer Meinung war, und im Übrigen ſeiner damals ſchon beſtehenden Entfremdung im Verhältnis zu Nietzſche gemäß von der Verwendung der Lehre bei Nietzſche in keiner andern

Weiſe etwas wiſſen wollte, als von einem Symptom der Erkrankung Nietzſches.

Doch beſteht ja der Zweck dieſer Erörtung darin, Overbeck nicht als Kritiker, ſondern als Freund Nietzſches ins rechte Licht zu rücken, und zur Schätzung von Nietzſches rein menſchlicher Art und Weiſe dürfte nicht leicht jemand feinere Taſtorgane beſeſſen haben als Overbeck. Nun fragt es ſich: wie dachte Overbeck über ſeine Berechtigung und Befähigung zu einer Freundſchaft mit Nietzſche. Die Antwort lautet: keineswegs gering. Behaupten zu wollen, es ſei keine Wahlfreundſchaft geweſen, der Zufall ſei der Stifter dieſes Lebensbundes, wäre töricht; als ob jemals zwei Menſchen anders als durch die eine oder andere Schickung aneinander geraten und als ob nicht eine Freundſchaft deſto höher zu ſtellen ſei, wenn ſie aus einer Banalität hervorgehend, dieſen Urſprung ſo gänzlich vergeſſen läßt wie dies zwiſchen Overbeck und Nietzſche der Fall war. Overbeck trat ſofort von ſich aus ins zweite Glied, ſo bald es ſich um die menſchliche Rangſtufe des Freundes handelte; was aber den Wert ſeiner Treue betrifft, ſo ließ er nicht mit ſich feilſchen. Als Freund war er Nietzſche nichts ſchuldig geblieben.

Overbeck war, als er Nietzſche kennen lernte, 33 Jahre alt, ſieben Jahre älter als dieſer. Das ließ kaum noch das Zuſtandekommen einer Freundſchaft zwiſchen ihnen erwarten, wie denn auch, ſchon der Altersverhältniſſe wegen, Nietzſche mit Gersdorff und Rohde auf ganz andere Art verbunden war. Overbeck war, ſeinem Alter nach, der „fertigere“; aber es mangelte ihm „bis zum Defekt der Ehrgeiz, der in Nietzſche brannte“. Und ſo war es Nietzſche auch am leichteſten gemacht, unverzüglich zu Overbeck Zutrauen zu faſſen. Hier iſt der pſychologiſche Angelpunkt für die Möglichkeit dieſes merkwürdigen Einvernehmens zu ſuchen.

Dem Weimarer Nietzſche-Archiv iſt Overbeck ferngeblieben. Er ſagte ſich: unter den Gefahren, die Nietzſche bedrohten, war die ſenſationell zu werden, eine geweſen, der Nietzſche mit beſonderer Beſorgnis entgegenſah, und ſo konnte er ſich nicht dazu verſtehen, den Betrieb des öffentlichen Geſchäftes mit Nietzſche, wie er das nannte, ſelber mitorganiſieren zu helfen. Es hat ihm dies ſeitens des Archivs Feindſchaft und vollkommene Entſtellung ſeines Verhältniſſes zum Freunde zugezogen. Er war allerdings ſo frei, ſich mit Nietzſche für hinreichend wahlverwandt zu halten, um der Blutverwandtſchaft den geforderten Tribut, wie auch ſonſt der Brauch in dieſen Dingen lauten mag, aus eigenem Recht zu verweigern. Gegen alle Mahnungen an ſeine „Freundespflicht“ ſtellte er ſich ſehr ſchwerhörig; um Beſcheid zu wiſſen, wie er es gerade mit der „Freundespflicht“ zu halten habe, brauchte es für ihn keiner Vorſchriften, und um etwa Nietzſches Ruhm nachzuhelfen, dazu fühlte er ſich erſt recht nicht berufen, es ſei denn höchſtens dadurch, daß er ſich mäuschenſtill verhielt. Er beließ es zu ſeinen Lebzeiten bei den Selbſtgeſprächen, die an ſeinem Schreibtiſch über den Freund zu führen ein Herzensbedürfnis ſeiner Altersmuße war. So und nicht anders beſchaffen iſt alſo Overbecks Eigenſinn gegen Nietzſches Nachlaß. Man urteile nun, ob ſein unbeugſames Verhalten nicht einer antiken Tugend ähnlicher ſieht als einer kleinlichen Rancüne, wie man es geſcholten hat. Dum tacet, clamat. In einem Streithandel von kleineren Verhältniſſen wäre es vielleicht ſtatthaft, von der präziöſen Affektierung, einer Beſcheidenheit zu reden, die dadurch ins Gegenteil umſchlage. Aber man vergeſſe nicht, was hier auf dem Spiele ſtand. Wenigſtens Overbeck unterlag der Angſt, wenn man es mit Nietzſche friſchweg immer ſo forttreibe wie bisher, ſo ſei man in zwanzig Jahren ſo weit, daß für die von ihnen beiden doch wahrhaftig nicht verhätſchelte öffentliche Meinung keinerlei

Verpflichtung mehr beſtehe, ſich um Nietzſche überhaupt noch zu kümmern. Und ſo wollte denn auch er, ſo unzeitgemäß er ſich verhalten hatte, vor der Ewigkeit nichts verſäumt haben, und an dem Schatze ſeiner Nietzſche-Briefe, dem er für ſein Empfinden einen andern Zweck nicht beizumeſſen brauchte, als den längſt in Erfüllung gegangenen, daß er ſein Empfänger und Leſer geweſen ſei, denn doch nicht über ſein Leben hinaus als Großſiegelbewahrer handeln. Die Briefe könnten veröffentlicht werden. Aber allein, nicht als Briefwechſel mit den Antworten zuſammen, es käme ja doch nicht zum Zwiegeſpräche. Nietzſches Briefe an Overbeck ſpotten jeder Adreſſe. Sie ſind der Monolog einer Heimſuchung, wie ſie erſchütternder Wenigen auferlegt worden iſt, aber auch einer Seelenkraft, mit der nur ſelten Unglück getragen wird. In ihnen wird kein Himmel geſtürmt und kein Gott erſchlagen; aber über alles Maß übermächtig vollzieht ſich die Prüfung eines bis zur Selbſtvernichtung Wahrhaftigen, ſo daß der Freund, an deſſen Ohr dieſe Klage ſchlug, noch nach Jahr und Tag in die Worte ausbrach: „Was hat da ein armer Menſch leiden müſſen!“

III.

Wunderſame Gerechtigkeit! Nietzſche war in den Augen des Freundes der von dem Fauſtſchlag des Fatums Getroffene erhabene Unglücksmenſch; im Vergleiche zu ihm kam ſich Overbeck als der Reiche und Glückliche vor und war es auch. Aber da hat dann eben Nietzſche das Unglück ſich zur Schule werden laſſen und lernte das Glück verachten, es ablegen, wie einen Mantel, deſſen er nicht bedarf; er beſaß den Hochmut, den hohen Mut, auszurufen: ihm liege nichts an ſeinem Glück, ihm liege alles an ſeinem Werke. Wie ſtand es nun bei Overbeck mit ſeinem Werke? War er etwa deshalb glücklich, weil ihm am Glück gelegen hätte ſtatt am Werke? Aber wie wäre es

dann wieder zu vereinbaren, daß er an Fleiß und geleisteter Arbeit alle hinter sich zurückließ? Niemand wußte aus dem Gegenspiel der eigenen Entsagung die tausendfache Wonne, die Nietzsche die Schöpfung etwa gar des Zarathustra bereitet haben mochte, so einzuschätzen wie Overbeck, und im Hinblick auf sich selbst konnte er einmal sagen: „Ja Nietzsche, der hat darauf gehalten — jedes Jahr seinen Band!“ So erübrigt nun noch, um Overbeck ganz zu sehen, die bereits eingestreuten Andeutungen zusammenzufassen und mit der Bloßlegung einiger Einzelheiten durchzuführen, inwiefern Overbecks Werk gescheitert ist. Denn gewollt hat auch er, empor und über sich selbst hinausgewollt, wörtlich genau mit dieser Wesensgleichheit begründet er überhaupt seine Freundschaft mit Nietzsche: „Wir sind zwei Gelehrtennaturen, die über sich hinauswollen, nur so vermag ich mir unsere Freundschaft zu erklären, bei so enormer Ungleichmäßigkeit unserer Begabung, wobei ich mir über mein Zurücktreten gar keine Illusion mache — und ebenso großem Unterschiede unseres Temperaments“. Also woran lag es denn, daß bei Nietzsche der „Darüber-Hinaus-Wille“ Flügel hatte und ihn zum Ruhme trug, bei Overbeck nicht?

Nietzsche soll förmlich erschrocken sein, wie völlig verstaubt der neue Kollege aus Jena anrückte, und wenn auch er, der Freund, sein bestes Teil dazu beigetragen haben wird zu Overbecks Reinigung für eine höhere, philosophische Lebensauffassung, so ist das nur immer aufs neue einem desto tiefern Aufgehen in der Wissenschaft zu gute gekommen. Was Overbeck bis in die Sechzig hinein zusammengearbeitet hat, methodisch, sitzfleischlich und zäh, davon gaben seine offiziellen Semestervorlesungen, so profund sie uns vorkamen, kaum einen Begriff, seine paar wissenschaftlichen Veröffentlichungen nur einen annähernden, den leidlichsten etwa noch eine mit drei oder vier Mann besetzte Seminarübung über Euseb oder Märtyrerakten. Eine regelrechte

Ahnung von den unterirdiſchen Abgründen und dem vielſchachtigen, planvollen Ausbau dieſes Wiſſens erhielt erſt, wer gelegentlich das eine oder andere Blatt aus ſeinem dreifach angelegten, ſtreng alphabetiſch durchgeführten, in jedem einzelnen Punkte ſofort regiſtrierbaren, handſchriftlichen Sammelwerk zu Geſicht bekam, das viele Schäfte ſeiner Bibliothek füllt. Von ſeiner Hand geſchrieben waren auch die vielen Manuſkriptbände, die ſeit einem Menſchenalter unberührt irgendwo ein unterſtes Regal beſchwerten; ſeine einſt zum Privatgebrauch angefertigten Überſetzungen des ganzen Clemens, des ganzen Tertullian, eines guten Stückes Origenes und ſo manches Anderen. Außerdem ſtand, wohl ſein früheſtes Sammelunternehmen dieſer Art, in einem Winkel ſeines Studienzimmers ein Schränkchen mit vierundzwanzig Fächern, das auf ſchon gänzlich vergilbten Blättchen einen kleinen, ſelbſtangelegten Theſaurus der neuteſtamentlichen und patriſtiſchen Gräcität enthielt. In dergleichen beſtand des Pudels Kern an dem landläufigen Gerede, ja der Overbeck, das ſei ſo der richtige Bücherwurm; für ihn kam nie ein Schlußpunkt, wo er das Papier Papier ſein ließ und ſich in genialen Anflügen gefiel; er hätte es ſich ſchwerlich zum Lob angerechnet, nachgeſagt zu bekommen, er brauche gar nicht mehr aufzuſchlagen, er citiere auswendig. Er ſchlug vielmehr jedes einzelne Mal nach, das mußte alles ſeine feſte Ordnung haben, einen Schritt um den andern in peinlicher Genauigkeit. Über dieſe ſeine beiſpielloſe Gründlichkeit hat man die Naſe gerümpft, auf die Weiſe komme er natürlich nirgends hin — und gar: einen ſo umſtändlichen Herrn könnten ſie in Deutſchland nicht brauchen. Dennoch mußte man ihn gelten laſſen. Trotzdem er nur ſehr ſpärlich druckte und ſchließlich kein einziges wirkliches Buch zurückläßt, iſt ſein Wort in der Fachdiskuſſion als erſtes gehört worden; was ihm ſeiner Zeit der im Aufſtieg begriffene, von ihm mit ehrlichen Hoffnungen

begrüßte Harnack an Anregung dankte, das deutet die eine oder andere Fußnote der Dogmengeſchichte eben noch von ungefähr an, und ſo ſind denn einige ſeiner fundamentalen Trouvaillen in den wiſſenſchaftlichen Schulſack des heutigen Theologen übergegangen, nicht zum wenigſten die energiſche Kontraſtſetzung zwiſchen der erſt niedergeworfenen und dann auf den Thron erhobenen Verweltlichung in Gnoſtizismus und Kirche.

Den auffallenden Zwieſpalt zwiſchen einem ſo imponierend ausgeſtatteten Lager an Rohſtoff und einen derartigen Mangel an innerem Zwang, es zu verarbeiten, erklärt kein individuelles Unvermögen ausreichend. Ein akademiſches Jubiläum lang hielt ſeine innere Abfindung vor; er erlegte ſich Schweigen auf und hat für ſeine amtliche Wirkſamkeit ſeine hinterſte Überzeugung ſtandhaft ausgeſchaltet, das letzte Ende ſeiner Wahrheitsliebe abgebunden. Es zeugte für die Reinheit und Durchſichtigkeit ſeiner Natur, daß er das überhaupt durchführen konnte; ſeine Seele hat keinen Schaden gelitten; er iſt auch menſchlich weder gebrochen noch auch nur verkrümmt geweſen und fordert keineswegs das ihm voreilig zugewendete Mitleid heraus, das vielmehr dann einen Sinn hätte, wenn er zu guter Letzt doch noch irgend einem Kompromiß anheimgefallen wäre. Dennoch hat das Opfer ſchwer auf ihm gelaſtet. Als er nach der redlich erfüllten Amtspflicht ſich die geſchmälerte Treue halten und die Sprache ſeines Herzens reden wollte, ſah er ein, es war zu ſpät. Stolze Quadern lagen wohlbehauen rings um ihn herum, er beſaß aber die Kraft nicht mehr, aus ihnen das unvergänglich Monumentale aufzurichten, deſſen Plan ihm vorſchwebte. „Profane Kirchengeſchichte“ — ein von jeder religiöſen Bedürftigkeit befreites, ein von jeder praktiſchen Anwendbarkeit entlaſtetes Geſchichtswerk über die zweitauſend Jahre Chriſtentum, auf Kritik geſtellt, von Philoſophie belebt, eine „Unzeitgemäße Betrachtung“ größten Stils — das war die Aufgabe, von der

ihm die Hand entſank, gerade als er Hand anlegen wollte. Kein Lebender hat, unter dieſem Geſichtspunkt, gewußt was er wußte, und geſehen, was er ſah, und nun mußte er entſagen und durfte nicht den Weg der Großen gehen.

Auf eine Freierſtellung ſeines akademiſchen Berufes hatte er nicht zu rechnen. Wohl kam es bei deutſchen Lehrſtühlen vor, daß auf altteſtamentlichem oder auch auf ſyſtematiſchem Gebiete ein Umzug von der theologiſchen in die philoſophiſche Fakultät erfolgte; ſein Fach, die Kirchengeſchichte, erſchien nicht ſo exponiert, um die Schaffung eines ſolchen Notausgangs zu rechtfertigen, und als Neuteſtamentler war er durch die Abſtempelung zum ſchulgerechten Tübinger hinreichend gedeckt; auch teilte der Lehrplan die neuere Kirchen- und die Dogmengeſchichte ſeinem Kollegen Rudolf Stähelin zu, ſo daß ihm eine äußerſte Bedrängnis erſpart blieb und er ſich in der für ihn abgezirkten Berufsaufgabe noch leidlich einrichten konnte. Wie ſehr ſein Penſum aber trotzdem einen Mann wie ihn in die Enge treiben mußte, erhellt allein ſchon aus ſeiner Definition der Kirche „als der Einbalſamierung des Altertums". Eine andere Stellung zum Chriſtentum einzunehmen als die Stellung des Erkennenden zu ſeinem Objekt, war ihm, dem religiös gänzlich Bedürfnisloſen, ein Ding der Unmöglichkeit; und da nun dieſe Erkenntnis ſo nackt hiſtoriſch, ſo unbarmherzig profan ausfiel, mußte der akademiſche Lehrer, der vor allem andern zu ſein ihm ſein ausgeprägtes Pflichtgefühl vorſchrieb, ſein Hauptaugenmerk darauf richten, wie er ſich vor ſeinen Zuhörern mit Glimpf aus der Sache zog. Er hätte niemals einen Ruf nach Deutſchland angenommen: das verſicherte er voll ehrlichen Erſtaunens darüber, daß er das überhaupt noch gefragt werde. Kein perſönlicher Takt vermochte die Naht zuzunähen, und faſt wie eine natürliche Reaktion auf eine unerträgliche Ausnahme ſtellt ſich die Tatſache dar, daß ſein unmittelbarer Nachfolger auf dem kirchenhiſtoriſchen

Lehrſtuhl ein praktiſcher Theologe war, der vom Pfarramt herkam und ins Pfarramt wieder zurückkehrte.

Es dauerte aber ſehr lange, bis Overbeck überhaupt die Augen aufgingen für die angeblich ſich vollziehende „Verjüngung“ des Chriſtentums in der modernen Theologie, im Grunde ja nichts anderes als die Umbiegung kritiſcher Einſichten, an deren Erwerbung er ſelber mithalf, zur dreiſten Gründerſchaft erbaulicher Poſitionen. Dieſer für ihn unglaubliche Handſtreich überrumpelte ihn, als er ihn erſt einmal begriffen hatte, ſo ſehr, daß er außer eines gelegentlich hervorgeſtoßenen Proteſtrufes für den Reſt ſeines Lebens buchſtäblich „ſprachlos“ blieb und aus den Publikationen nun eben doch nichts wurde, zu deren Ausarbeitung er ſich den frühzeitigen Rücktritt vom Lehramt ausgebeten hatte. Ruhige alte Tage hat er nicht gehabt; er hat es ſich ſauer werden laſſen bis zuletzt und hat auch, was hiemit nun wohl bekannt gegeben werden darf, in den ſieben Jahren ſeiner Emeritation ſein Lebenswerk wirklich an manchen Punkten noch erheblich gefördert, ſo daß gelegentliche poſthume Veröffentlichungen nicht ausgeſchloſſen ſind. Einiges war ſo gut wie fertig, aber er hatte ſein Leben hindurch zu ſelten drucken laſſen, als daß er auf ſein Alter hin den damit verbundenen Umſtändlichkeiten und Emotionen noch gewachſen geweſen wäre, zumal ſeine beiden letzten Publikationen in Fachkreiſen und darüber hinaus noch im beſten Fall ein verwundertes Kopfſchütteln zu wecken vermocht hatten. „Wie wenn ich ein Pudendum begangen hätte!“ ſcherzte er. Und doch hatte er nichts weiter getan, als Harnack den Titel eines „Meiſters“ abgeſprochen. „Denn“, ſagte er, „ein Meiſter reduziert die Probleme, und Harnack kompliziert ſie.“ Dennoch iſt nicht zu überſehen, daß ihm ſeine Gebundenheit an die Theologie zwar zur Feſſel gereichte, er ſie aber doch nicht von ſich abgeſtreift hat, ſelbſt dann nicht, als er es hätte tun können.

Um die Mitte der achtziger Jahre hätten ihm die persönlichen Verhältnisse gestattet, etwa sich als Privatdozent außerhalb der theologischen Fakultät noch im rüstigen Alter die ersehnte wissenschaftliche Freiheit zu verschaffen. Er tat es nur aus dem inneren Grunde nicht, weil er einen geheimen — irrationalen und instinktiven — Zusammenhang zu zerstören fürchtete, also eben doch so etwas wie die Entwurzelung aus einer Heimat. Wer sich auf das Christentum aus dem Fundament verstand, sei es auch nur als den Gegenstand kühler Forscherarbeit, der soll sich, so sagte ihm sein Gefühl, nach wie vor zu den Theologen halten. So sehr er rechtzeitig das Seine tat, kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, so vermied er ebenso geflissentlich jeden Anschein hochmütigen Renegatentums und bewies damit, wie auch sonst, jedenfalls einen guten Geschmack.

Bei alledem von Tragik zu reden, hieße eine persönliche Schuld voraussetzen, nach der man in seinem Leben vergeblich suchen wird. Der ungeheure Verzicht hat ihn um das Behagen der Allzuvielen und Halb und Halben, um die Sorglosigkeit einer schmalstirnigen Philistrosität gebracht, sonst aber um nichts, nicht einmal um seine Heiterkeit. Als er kurz vor seinem Tode über den Spruch Gottfried Kellers geriet:

„Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
Doch was erreichbar, sei uns goldene Pflicht" —

empfand er diese Weisheit als Rechtfertigung und Freisprechung seines zu Ende gehenden Tagewerks. Auch der Rückblick auf das vollendete zeigt uns, in der nur leise verdüsternden Umränderung des Unerreichten, desto strahlender die Harmonie des Erreichten.

Den ersten Schritt zur Eintracht in sich selbst tat er im Jahre 1873 mit seiner „Streit- und Friedensschrift" — „Die Christlichkeit unserer heutigen Theologie". Sie mußte

ihm den Dienſt eines perſönlichen Bekenntniſſes leiſten. Mit ihr hat er ſeine Not dadurch überwunden, daß er ſie klar erkannte und unumwunden ausſprach. Denn nun lag nicht mehr ein Riß und Zwieſpalt vor, ſondern eine erhabene Notwendigkeit, eine Antinomie im Sinne Kants. Darum wurde dem Buch, ungeachtet aller Unausführbarkeit ſeiner allgemeinen Forderungen, ein großer Erfolg zu teil: es offenbart die Macht der Wahrhaftigkeit. Den Beſten ſeiner Zeit hat es genügt, das iſt keine Uebertreibung. Richard Wagner war ſein eifriger Leſer; er ſchreibt an Nietzſche auf Weihnachten 1874: „Uebrigens hat mir Dr. Fuchs Freude gemacht: er zitierte eine Stelle von Overbeck, welche ich ſo vortrefflich fand, daß ich von neuem ſeinen Schriften mich wieder zugewendet habe.“ An der „Chriſtlichkeit“ wetzte ſich auch Nietzſche zu Ende der ſiebziger Jahre durch erneute nachdenkliche Lektüre ſein Meſſer; vor allem aber nötigte ſie der Gläubigkeit einen Reſpekt vor der Kritik ab, der in den Tagen, da David Friedrich Strauß und Ludwig Feuerbach ihre Wirkung taten, keineswegs ſelbſtverſtändlich war. Bezeichnend iſt hiefür das freundſchaftliche Urteil Treitſchkes: „Ich habe mich an dem unerſchrockenen Wahrheitsmute Deiner Schrift von Herzen gefreut, viele Gedanken darin geradezu bewundert; aber der große, prächtige Torweg führt zu einem kleinen Gebäude. Das letzte, poſitive Ergebnis löſt mir das eigentliche Rätſel nicht — vielleicht, weil es unlösbar iſt. Dein Heilmittel könnte ich perſönlich nicht ertragen. Der Drang nach harmoniſcher Bildung, nach Übereinſtimmung mit ſich ſelber liegt einmal unausrottbar in der menſchlichen Natur. Ich kann den Theologen nicht ſchelten, der das Vernunftwidrige ſich vernünftigerweiſe zurecht zu legen ſucht, obgleich ich über die Unklarheit ſeines Kopfes lächeln muß. Du faſſeſt mir den Begriff des Chriſtentums zu eng. Dieſe in ihrem Urſprung ſtaatsfeindliche, nicht blos unpolitiſche Religion hat es doch verſtanden

zum Staate in ein Verhältnis zu treten; sie hat Kulturelemente, die ihr feindlich waren, in sich aufgenommen. Du hast die Schrift schreiben müssen, das fühle ich aus jeder Zeile heraus. Das Stillschweigen der Theologen kommt mir nicht unerwartet. Dich wird es nicht beirren; Du wirst die Leute noch durch andere positive Leistungen zwingen, mit Dir zu reden, und ich glaube auch, die Bessern sind dazu bereit. Daß sie Dir jetzt grollen, finde ich menschlich".

Zur Ergänzung sei noch die Wirkung festgehalten, den die Schrift auf allerdings vereinzelte und die Durchschnittsbegabung überragende Geistliche im praktischen Amt ausübte; Pfarrer B. Hartmann in Thusis legte hievon ein sprechendes Zeugnis ab: „Es hat mich eigentlich ergriffen, als Herr Prof. Overbeck in dem Beiwort zur Christlichkeit der heutigen Theologie, 2. Auflage, von seiner akademischen Lehrtätigkeit sprach. Glaubte er denn wirklich, durch seine Objektivität keine Fühlung mit seinen Schülern gewonnen zu haben! Gerade sie hat diejenigen mächtig angezogen, die von Mißtrauen gegen das theologische Denken erfüllt, allem stark subjektiven Reden aus dem Wege gingen. Wir wußten ja, daß am Ende der Methode des Herrn Prof. Overbeck eine Paradoxie stand, die, daß Wissenschaft und Religion sich gegenseitig aufheben. Aber ich danke ihm immer von neuem für dieses theologische Paradoxon. Als ich im zweiten Semester die „Christlichkeit" las, ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Von da an datiere ich meine Freude am Studium. Die Paradoxie ist seither nicht verschwunden, aber — so sehr sie mir zeitweilig Not und Angst gemacht hat — ich wünsche gar nicht, daß sie verschwinden möchte. Sie hat mich erlöst von den Ängsten der Apologetik. Ich bin Pfarrer seit zehn Jahren nächstens und bin es mit voller Freude an meinem Beruf und mit nie schwächer werdendem innigen Dank gegenüber unserem lieben Lehrer Herrn Professor Overbeck."

Endlich noch ein reizendes Lebewohl, das ein Overbeck unbekannter Leſer und Verehrer ihm nachrief. „Correctement“, ſo ſchrieb dieſer bald achtzigjährige und noch im Amte wirkende Pfarrherr aus der norddeutſchen Haide, „correctement müßte ja dieſer liebe gute Overbeck ſchmoren; aber er würde auch damit ſich abzufinden wiſſen, und jedenfalls giebt's ſogar Paſtoren, die in einem Paſtoren- und Conſiſtorialrats-Himmel ſich höchſt beklommen fühlen und an Overbecks Flammen ſcheu würden.“

Nun gilt es noch über die Beſchaffenheit des Torſo uns zu orientieren, den Overbeck in ſeinen gedruckten und auch ſeinen handſchriftlichen Arbeiten hinterlaſſen hat. Mit Titeln und Daten kommt man hier nicht weit, gelingt es nicht, an einigen Beiſpielen das Weſentliche aufzuzeigen. Die Begabung zum Hiſtoriker verrät ſich am ſtärkſten an der Kunſt, zwiſchen uns, die Beſchauer und den betrachtenden Gegenſtand die diſtanzierende Atmoſphäre zu legen, aber dieſer Zwiſchenſchicht auch diejenige Durchſichtigkeit zu verleihen, daß wir mit einem untrüglichen Abſtandsgefühl doch eine deutliche Anſchauung verbinden. In der Vorrede zu ſeinem erſten eigenen Band ſagt er: „Ich bin zwar weit davon entfernt, zu behaupten, daß die Studierſtube die höchſte Warte ſei, von welcher man, ich ſage nicht die Welt — denn die überſieht mit Ausnahme der Theologen Niemand —, ſondern die menſchlichen Dinge überſehen kann. Aber ich ſehe auch nicht ein, warum man von da aus nichts davon ſehen ſoll und der Anſicht der heute (— 1875! —) zahlreichen Gelehrten bin ich jedenfalls nicht, welche meinen, daß ſie mehr davon zu ſehen bekommen, wenn ſie ſich halbwegs auf die Gaſſe ſtellen. Auch muß ich geſtehen, daß ich von einer wahrhaft pharaoniſchen Verhärtung des Gemütes gegen den Schimmer der Redensart bin, von welcher heute ſo vieles von ſich erklärt, es ſei „für das Volk“ beſtimmt. Als ob irgend eine ernſte, auch wiſſenſchaftliche Arbeit für jemand anders beſtimmt ſein

könnte, und als ob mehreren Arbeiten als nur sehr wenigen beschieden sein könnte, es in direkter Weise zu sein, ohne sich grober Demagogie schuldig zu machen .... Dagegen denkt manch einer unter den Gelehrten, reiche es bei ihm auch nicht zum Künstler aus, so doch jedenfalls zum Literaten, und ziert sein historisches Werk aus mit den pittoreskesten Schildereien von Städten und Landschaften, welche sein Auge nie erblickt hat, und intimen Charaktergemälden vom Apostel Paulus, von Nero und Seneca, wie wenn er je solche Menschen aus der Nähe gesehen hätte." Der angesehene Fachmann, der mit diesem Hiebe gemeint war, meldete sich bei seinem Kritiker; der Brief, der Overbecks Duplik enthielt, gefiel Nietzsche so ausgezeichnet, daß er zu seinem Vergnügen eine eigenhändige Abschrift davon nahm.

Overbecks kleiner Aufsatz „Über die Anfänge der patristischen Literatur" (1882) wurde alsbald nach seinem Erscheinen und seither bis heute ex cathedra für „berühmt" erklärt. Wie wenig derartige summarische Posaunenstöße bei Overbeck auf Gehör zu rechnen hatten, geht aus seiner Bestürzung hervor, die Fragestellung seines Themas jählings zu „Prolegomena einer christlichen Literaturgeschichte" aufgebauscht zu sehen. Leise, säuberlich und relativ — anders wollte er Geschichte nicht anfassen; erfuhr er nun gar, daß sein Freund Rohde an der Möglichkeit, die Geschichte der griechischen Profanprosa zu schreiben, gezweifelt hatte, so empfand er besonders deutlich die Dickflüssigkeit in den Anforderungen seiner patristischen Mitarbeiter, die zu der sparsam abtröpfelnden Destillierkunst einer echten Philologie paßte wie die Faust aufs Auge. Daß überhaupt Overbeck nur sich der Form der Studien bediente, stellt sich als die unwillkürliche Reaktion seines Gelehrtengewissens gegen theologische Halbwissenheit dar. Auf dem Standpunkt der Theologen stand er noch in seiner sonst grundgelehrten Abhandlung, mit der er

ſich 1870 in ſein Lehramt einführte: „Über Entſtehung und Recht einer rein hiſtoriſchen Betrachtung der neuteſtamentlichen Schriften in der Theologie“, und ſich als einen Schüler Baurs erklärte. Aber von da an war jedes neue Produkt ein Schritt weiter geweſen zur Selbſtändigkeit in der Problemſtellung und die Wahl der Themen lag eigenſinnig außerhalb jeder Schablone. Die in ſeinen „Studien zur Geſchichte der alten Kirche“ (1875) geſammelten drei Aufſätze zeigen das deutlich, beſonders der letzte „Über das Verhältnis der alten Kirche zur Sklaverei im römiſchen Reiche“, der aus einem Aulavortrag von 1871/72 hervorgegangen iſt. Durch ihn iſt Rhode zu Betrachtungen über die fundamentale Bedeutung der Sklaverei für die antike Kultur angeregt worden: „ſeit ihrer Abſchaffung ſei es mit dem oberſten Ziel der griechiſchen Kultur, dem *δύνασθαι σχολάζειν καλῶς* vorbei und mit den vielen Härten, die dieſes in ſeiner Ausführung mannigfach entſtellte Prinzip zur Vorbedingung hat, ſind doch jedenfalls auch ſeine edelſten Früchte abgefallen und nie wieder zu erzeugen“ (ſ. O. Cruſius, Erwin Rhode 1902, S. 75). Als dann Overbeck über zwanzig Jahre lang in immer neuen Umarbeitungen Kirchengeſchichte vorgetragen hatte, durfte er der Anſicht ſein: „Die Kirchengeſchichtsſchreibung iſt ein Stück Weltgeſchichtsſchreibung und iſt auch urſprünglich nichts anderes geweſen. Erſt die pſeudokritiſche Kirchengeſchichtsſchreibung der Reformation, welche die Geſchichtsſchreibung in Rückſicht auf die Kirche zum Weltgericht machte, hat dies zu verkennen begonnen, aber damit nun auch die Kirchengeſchichtsſchreibung in eine Reihe von Abenteuern geſtürzt, aus denen ſie ſich noch heute herauszuwickeln hat.“ Um zum Verſtändniſſe dieſes Prozeſſes beizutragen, widmete er ſeine zwei letzten Publikationen den „Anfängen der Kirchengeſchichtsſchreibung.“ In ſeinem Nachlaß befindet ſich beinahe vollendet eine große Arbeit über die „Kirchengeſchichte des Euſebios von Cäſarea“. — „Aber dann mußt Du

Dich ans Schreiben machen, wir wollen noch was Rechtes aus Dir herausſchlagen. Nur ums Himmelswillen keine Kleinigkeiten, keine Kritiken!“ ſo hatte Treitſchke 1864 dem akademiſchen Anfänger geſchrieben. Wie gerne hätte nun Overbeck, da daraus nichts geworden war, ſeine Euſebiospapiere, — in der Beige ſeiner Quartblättchen eine Säule von reſpektabler Höhe! — zu einem wirklichen Buche zuſammengeſchloſſen!

Seine erſte kritiſche Liebe, Arbeiten am neuen Teſtament, hat er neben ſeinem kirchengeſchichtlichen Hauptberuf nie liegen laſſen; ſekundierten ja doch drei- und zweiſtündige Kollegien meiſtens exegetiſcher oder einleitender Art den hiſtoriſchen Hauptkurs. Seine beträchtlichſte ſchriftſtelleriſche Leiſtung auf dieſem Gebiet war ſeine Bearbeitung des De Wette'ſchen Handbuchs zur Apoſtelgeſchichte, das Werk ſeiner letzten Jenaer Jahre und 1870 erſchienen unter der Titelſignatur Lic. th. a. o. Profeſſor in Baſel. Bereits hier erweiſt ſich das angewieſene Bett für den Strom des Wiſſens, den es weiter leiten ſoll, als viel zu eng. Einen „kurzgefaßten“ Kommentar hat Overbeck ſo „ſtark erweitert“, daß die in dem Unternehmen prinzipiell einbegriffene Handlichkeit des Buches zum Opfer fiel; Overbeck pflegte ſpäter an der Ungetümlichkeit des Bandes die Engelsgeduld des Verlegers Hirzel zu exemplifizieren, der ihn weit über die vereinbarte Zahl der Arbeitsjahre und Druckbogen hinaus ruhig habe gewähren laſſen! Hieher gehört noch eine zweite Erfahrung allgemeiner Art. Im Vorwort hatte Overbeck die Methode der „Quellenſcheidung“ als „vollkommen veraltet“ bezeichnet: „Aber ich hatte mich gewaltig getäuſcht“ — denn zu Anfang der neunziger Jahre kam die Quellenſcheidung wieder ſo ſehr in die Mode, daß Overbeck nun — das einzige Mal! — in ſeinem Kolleg ſeiner Subjektivität die Zügel ſchießen ließ und, weniger an ſeine Studenten dachte als daran, wiſſenſchaftlich reinen Tiſch zu machen. „Ihr müßt mich damals für verrückt gehalten

haben!“ ſagte er hinterher in Erinnerung an jene vierſtündige Vorleſung über die Apoſtelgeſchichte vom Sommer 1893. Er war nämlich nur bis ins zweite Kapitel gediehen, ſo ſehr ging er in die Breite und Tiefe, aber wenigſtens mit dem Erfolge, daß von den Anhängern der bekämpften Methode, von denen einige unter ſeinen Zuhörern ſaßen, auch der hartnäckigſte bekehrt war. So verſtand ſich denn ſein Wunſch deſto beſſer, auch auf neuteſtamentlichem Gebiete wenigſtens noch etwas fertig zu machen. Mit der Synopſe hatte er begonnen, mit dem vierten Evangeliſten wollte er ſchließen. Er dachte, das Problem, das ſo viele dicke Bände hervorgerufen habe, in einem ſchlanken Bändchen zu erſchöpfen, ſchon äußerlich ein Proteſt gegen den „Papierturm“, den die Theologen und ihre Verleger über dem Urchriſtentum, doch eben nur einem Fleckchen der Weltgeſchichte, errichtet hätten. Aber auch zur Drucklegung ſeines „Johannes“ kam er nicht mehr.

Overbecks wiſſenſchaftliches Trachten ſollte dann gegen Ende ſeines Lebens eine eigentümliche Quittung erfahren, inſofern ſein Traum von einer idealen, gelehrten Betätigung zwar für ihn ſelbſt nicht mehr zur Wirklichkeit werden ſollte, er aber doch deſſen Möglichkeit für künftige Geſchlechter abſah und ſelber einen kleinen Grundſtein legen durfte. Im Sommer 1900 erhielt er den heimlichen Beſuch eines alten, reichen Basler Herrn, der ſich ihm als Freigeiſt und peſſimiſtiſchen Laienphiloſophen zu erkennen gab und ihn bat, ein Vermächtnis in die Wege zu leiten, da er die Univerſität mit zwei Lehrſtühlen für unangewandte, kritiſche Forſchung zu bedenken wünſche. Als dann mit dem Tode des Gönners die proviſoriſche Organiſation der „Freien akademiſchen Stiftung“ (1901) ins Leben gerufen werden mußte, übernahm Overbeck das Präſidium für die notwendigen Vorarbeiten; der Genuß einer ſolchen Stiftung hätte ihn vor dem großen Dilemma bewahrt und ihn in Stand geſetzt,

ſein Werk wirklich aufzurichten; ſo freute er ſich denn, das Steuer für eine eigene, ſchwer empfundene Lebensnot wenigſtens denjenigen zur Wohltat zurechtzuzimmern, die einmal ähnlichen Hemmungen ausgeſetzt ſein ſollten. Noch wichtiger aber wurde eine andere unerwartete Bekanntſchaft für ſeinen Lebensabend. Als er in den Ruheſtand trat, erfreute er ſich noch einige Jahre leidlicher Geſundheit und einer nun völlig abgeklärten, rein und ruhig überſchauenden Seelenreife.

Allen menſchlichen Dingen, beſonders wo ſie ihm perſönlich vermittelt nahe traten, brachte er ein hohes Maß von Güte entgegen, und erſt die ſchmerzliche Einſicht in den Schaden, den Überhebung und mangelnde Tüchtigkeit anzurichten pflegen, machte aus ihm den unerbittlichen Kritiker und Kämpfer, als der er gefürchtet war. Unbeſtechlich und kurz angebunden, ſobald die Wahrheit auf dem Spiele ſtand, überzeugte er ſich zuſehends von der Unzulänglichkeit der Welt, während ſein warmes lauteres Gemüt bis zuletzt den Schönheiten der Erde offen ſtand. Dieſer Art der Lebensanſicht ſollte nun bei dem mit Freundſchaften ſchon ſo Verwöhnten noch ein wohltuendes und empfängliches Verſtändnis zu teil werden im Umgang mit einem gleichgeſinnten, aber in der Lebensbetätigung gänzlich anders gearteten Altersgenoſſen, Herrn Geheimrat J. von Eckardt, der 1897—1900 kaiſerlich deutſcher Generalkonſul in Baſel war. Dieſer welterfahrene Diplomat, deſſen perſönliche Erholung immer ſchon die Teilnahme an hiſtoriſchen und theologiſchen Forſchungen gebildet hatte, erwies ſich dem alternden Gelehrten für den willkommenſten Zuhörer, um ſich ſo manches nach vom Herzen zu reden. Overbeck konnte hier in der edelſten Verkörperung noch einmal die Bedürfniſſe eines Hochgebildeten, der ſich in den letzten Fragen an einen Theologen um Rat wendet, anſchauen und dabei ſpüren, hier werde mehr als ſein reicher Geiſt, der Adel und die Güte ſeines Herzens hochgeſchätzt. —

„auf der einſamen Höhe, auf die er ſich“ — nach dem Ausdruck dieſes ſeines Freundes — „zurückgezogen hatte.“

War es ihm im Leben nicht leicht gemacht geweſen, ſo noch weniger im Tode. Er, der unerbittliche Skeptiker und doch ſo weiche und gemütvolle Menſch, ſah dem langſamen Zerfall ſeiner Kräfte, der fortſchreitenden Auflöſung ſeiner Perſönlichkeit mit allem Bewußtſein zu. Man hat die Wehmut und Verdüſterung ſeiner letzten Lebenszeit gröblich mißverſtanden, wenn man ihm ſteigende Verbitterung andichtete; als ob der Neid und die Mißgunſt, die ja dann hätten im Spiele ſein müſſen, ſich irgendwohin hätten richten können! Nein — er wollte mit Niemandem tauſchen, und wenn er ſich rückblickend höchſtens etwas mehr von dem durchſchlagenden Ehrgeiz ſeiner beſten Freunde wünſchte, ſo hätte er es doch nicht anders haben mögen. So ſehr ihm modern theologiſche Manier den Geſchmack an Goethecitaten verdorben hatte, ſchrieb er ſich doch noch im letzten Jahre die Verſe auf:

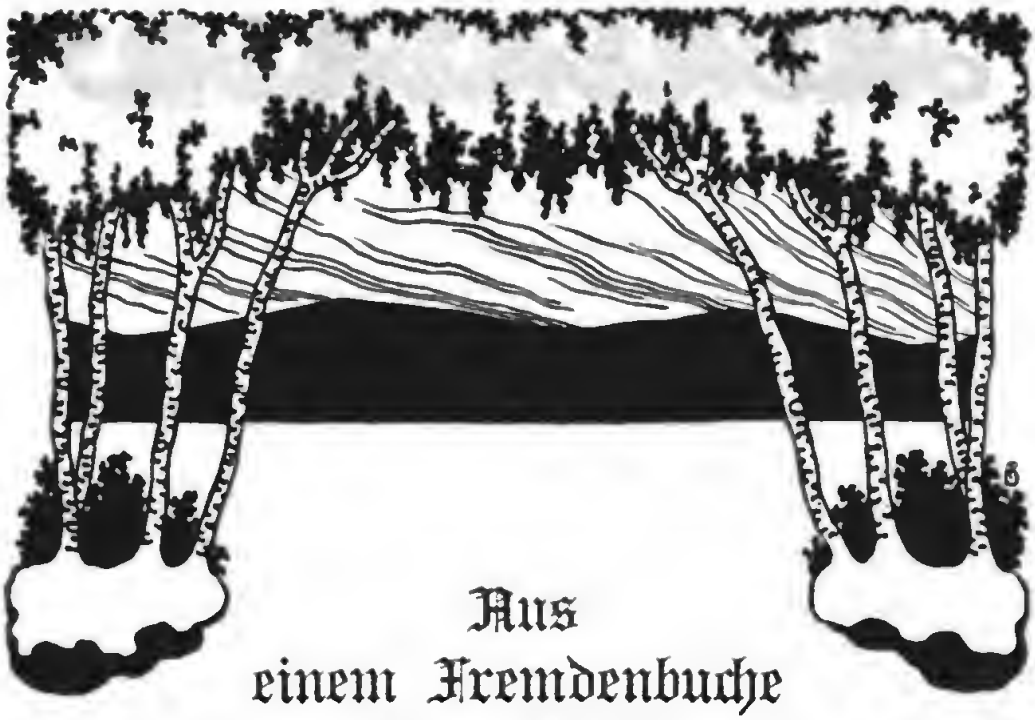
„Da iſt's dann wieder wie die Sterne wollten,
Bedingung und Geſetz; und aller Wille
Iſt nur ein Wollen, weil wir eben ſollten,
Und vor dem Willen ſchweigt die Willkür ſtille.“

Ein ſchweres Altersleiden ſetzte unter ſteigenden Ängſten und Beklemmungen einen Körperteil um den andern außer Funktion, ehe dieſes weiche Herz Gnade fand und dieſer feine Geiſt endlich entlaſſen wurde. Die immer knappere Freiheit zwiſchen den Anfällen blieb unentwegt den gewohnten Beſchäftigungen ſeiner Solitude gewidmet: etwas Lektüre, ein Bißchen am Schreibtiſch oder ein Viertelſtündchen mit einem Beſuch. Ein ſolches ſchloß er kurz vor dem Ende, unnachahmlich in Geſte und Geſichtsausdruck, ſo echt als hebe er eine Audienz auf und ſage es leibhaftig der Alte Fritz ſelber (deſſen Augen er in dieſem Augenblick hatte!): „Nun hätten wir eine Bavette tailliert.“ Faſt möchte man glauben, ſeine Geduld ſei deshalb

ſo ſehr auf die Probe geſtellt worden, damit es zu der ſinnbildlichen Abrundung komme. In die Hände des Sterbenden gelangte die Urkunde über ſeine anfangs des Jahres erfolgte Promotion zum Doctor of Divinity durch die ſchottiſche Univerſität Saint Andrews. Damit hat ſeine bloß gegenſtändliche, perſönlich unbeteiligte Beſchäftigung mit dem Chriſtentum — ſein deutſcher Doktorhut reicht für eine derartige Beziehung allzu weit zurück — die ausdrückliche Anerkennung durch eine geſchloſſene gelehrte Körperſchaft gefunden; zugleich war, dank der großbritanniſchen Herkunft der Kundgebung, in zwölfter Stunde die Knüpfung erfolgt zwiſchen dem Urſprung und der Beſtimmung ſeines Lebens.

Er entſchlief den 26. Juni 1905, und ſeinem Wunſche entſprechend vereinigte ſich um ſein Grab die erleſene und andächtige Trauerverſammlung zum „Gebet um die ewige Ruhe ſeiner abgeſchiedenen Seele.“ Das Andenken, das er hinterläßt, fordert zunächſt zu keinerlei Nachfolge auf; er ließ ſich bei Lebzeiten die Mahnung beſonders angelegen ſein, man möge ſich doch ja an ihm kein Beiſpiel nehmen. Dennoch ſind die Zeiten im Anzuge, wo man ſich ſeiner mit Dank und Stolz wird erinnern müſſen. Er glaubte, der Größe des Chriſtentums dadurch gerecht zu werden, daß er ihm Grenzen zog und ſich ſelbſt außerhalb dieſer Grenzen hielt: „Das Chriſtentum iſt eine viel zu erhabene Sache, als daß in einer im Ganzen ihm entfremdeten Welt dem Einzelnen ſo leicht geſtattet ſein ſollte, ſich ohne weiteres damit zu identifizieren.“ Und wäre es nur um dieſes einen tiefen Wortes aus ſeiner Jugend willen, daß er einmal Liebe verdienen wird von den Bürgern jenes ſogenannt dritten Reiches, das uns kommen ſoll, dem Kind und Erben und Willensvollſtrecker von Griechentum und Chriſtentum, ſo widerſprechender Eltern! Einer ſeiner Kollegen äußerte einmal, Overbeck ſtehe ſo weit links, daß er im Kreislauf der Dinge ſchon längſt wieder auf eine neue Weiſe rechts ſtehe. In der

Tat hatte ſein unerbittlich ſcharfes Meſſer zugleich die Eigenſchaften eines Meißels in einer Künſtlerhand: es ließ hinter allem Weggeſchnittenen die Konzeption eines ſchöpferiſchen Gebildes ahnen. Und ſo iſt denn dieſer ſcheinbar unheimliche Ausbund von Verneinung in Wahrheit ein durch und durch poſitiver Menſch geweſen, wenigſtens für den Maßſtab aller derjenigen, deren Geſetze auf neuen Tafeln eingezeichnet ſtehen. Einer dieſer zukünftig Geſinnten ſagte am Sarge: „Franz Overbeck hat ſchwer darunter gelitten, ſein ſtolzes Münſter nicht mehr vor uns auftürmen zu können. Aber vielleicht iſt dieſes vergebliche Ringen mit dem Spröden, der rührende Anblick dieſes feinen alten Mannes, der mühſelig und beſtaubt die Steine herbeiſchleppt und auf ihre Tragkraft abklopft und dabei ſich zum großen Baumeiſter berufen fühlt — vielleicht iſt das fruchtbarer in der Geſchichte der Wiſſenſchaft als ein noch ſo gutes Buch. Mir jedenfalls wird dieſer Theologos, zum Himmelreich und zur Welt gelehrt, der am Schluß wie ein unnützer Knecht zuſammenpackt, mein ganzes Leben lang zum Segen ſein.“



Aus einem Fremdenbuche der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel.

Von Th. Baeschlin.

Das Fremdenbuch, aus dessen Inhalt diese Zeilen einige Mitteilungen zu geben versuchen, ist ein starker, in Leder gebundener Foliant. Die ersten Einträge stammen aus dem Jahre 1664; in jene Zeit fällt auch die Übersiedelung der Bibliothek in die „Mücke". Bis zum Jahre 1822 war der Band im Gebrauch; die Einträge des 17. Jahrhunderts zeigen keine streng chronologische Reihenfolge, vielfach finden sich solche späterer Zeit auf früheren nicht völlig ausgenützten Blättern eingeschrieben.

Den regen Besuch von Fremden verdankte die Anstalt wohl zum kleineren Teile ihren Bücherschätzen, viel mehr ist der Umstand in Betracht zu ziehen, daß bis in das 19. Jahrhundert hinein mit der Bibliothek das Amerbachsche Kabinet und andere Kunstschätze vereinigt waren. Der Besuch solcher Kunstkammern der damaligen Zeit wurde von den „Bildungsreisenden" so wenig versäumt, als heutzutage derjenige der

Muſeen und Galerien. Auch den bei uns im 18. Jahrhundert ſo zahlreichen Geſandtſchaften anderer Kantone wurden jeweilen die Sammlungen gezeigt, wie mancherlei eingeſchriebene Namen dartun.

Fürſtlichkeiten, beſonders aus den deutſchen Kleinſtaaten, ſowie aus dem badiſchen Nachbarland haben nicht ſelten das Buch mit ihrer Unterſchrift geziert. Schon der allererſte Eintrag rührt von einem Fridericus Dux Saxoniae her; das beigeſetzte Datum iſt der 9. Oktober 1664.

Studenten, Prinzen mit ihren Hofmeiſtern, füllen die erſten Seiten; dazwiſchen wagt ſich zuweilen auch ſonſt ein ehrſamer Wandersmann, wie zum Beiſpiel anno 1672, allwo im Oktober Johannes Joachim Simus, Gwandtſchneider Norimbergensis ſeinen Beſuch bezeugt. Baſel war für viele der in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Offiziere ein beliebtes Abſteigequartier auf der Durchreiſe. So finden wir gar manches Kriegshelden feſtgefügte Unterſchrift, Namen wie d'Affry, Reding, Salis und andere mehr.

Außer dem Namenszuge, Titel und Rang hat ſelten ein Beſucher für nötig gefunden, ein Sprüchlein herzuſetzen, nur ganz vereinzelt kommen ſolche vor. Giov. Melchior. Muralti ſchreibt 1705 zu ſeinem Namen ein Memento mori und fügt noch den italieniſchen Zweizeiler hinzu:

Chi ama Dio con punta di cuore
Vice in speranza e poi felice more.

Zu deutſch:

Wer Gott von ganzem Herzen liebt
Hoffnung im Leben, glücklichen Tod Er giebt.

Ein C. Steigner ſchreibt 1743: „Ich hab die Bibliothek mit überaus vielem Vergnügen geſehen"; dasſelbe bezeugt ein Nicolaus Forgart, Camerarius, mit den Worten: „cum magna voluptate vidit hanc bibliotequam". Ein gewiſſer Willet hat augenſcheinlich mit Freuden ſeine Geſinnung be-

kannt. Er ſchreibt ſich 1793 ein als „né Prussien actuellement défenseur de la France, sa patrie adoptive, en qualité de sous-lieutenant du 3me bataillon de la Gironde.“

Einen Typus bringen die Einträge des achtzehnten Jahrhunderts in vielen Variationen, den reiſenden Engländer. Zuweilen füllt eine Reiſegeſellſchaft eine halbe Seite mit ihren Namen, eine Klammer mit dahintergemaltem „Anglois“ verbindet die einzelnen Unterſchriften, indeſſen die Schotten ſich gern abgeſondert als ſolche bezeichnen.

Verſuchen wir an Hand einiger Namen einen Streifzug zu unternehmen und wählen wir hiezu die letzten und beſuchreichſten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, ſo werden wir mitten in das Treiben der damaligen Literatur und Kultur hineinverſetzt.

Es war die goldene Zeit der ſogenannten Bildungsreiſen. Vom Fürſten bis zum ärmlichen Kandidaten der Theologie herab ſuchte ein jeder in jungen Jahren der ſchönen Welt ſo viel als möglich abzugewinnen; den hochgeſtellten Herren ſchloſſen ſich als Mentoren und Begleiter die ärmeren Käuze an. Baſel hat denn auch ſo ziemlich ein gut Teil der damaligen „Berühmtheiten“, reife und im Werden begriffene, vorübergehend in ſeinen Mauern beherbergt. Der Namen zu nennen wären gar viele, wir müſſen uns beſcheiden.

In den erſten Julitagen des Jahres 1775 hat Goethe auf ſeiner erſten, faſt fluchtartigen Schweizerreiſe Baſel beſucht. Goethe d. 8. Jul. 1775, ſo lautet ſein ganzer Eintrag. Vier Jahre ſpäter pilgerte er wieder zur „Mücke“, diesmal in Begleitung ſeines Herzogs und des Kammerherrn Wedel. Eingetragen findet ſich nur Wedel, es ſei denn, daß der Herzog ſich des bürgerlichen Namens Seidel zum Eintrag bedient hätte, eine Unterſchrift, die dicht unter derjenigen Wedels angebracht iſt. Des Großherzogs nachmalige Gattin Louiſe von Heſſen-

Darmſtadt hat die Bibliothek zweimal, am 22. Auguſt 1774 und am 13. Auguſt 1775 beſucht.

Eine hübſche Stelle aus einem Briefe Goethes an Sophie von LaRoche vom 27. Juli 1775 mag hier angeführt werden. Er ſchreibt: „Mir iſt's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz iſt, nun geh mir's wie's wolle, hab' ich doch immer einen Zufluchtsort."

Sehr ſummariſch berichtet er in einem Briefe an Merck über ſein Leben in Baſel mit dem Herzog und Wedel. Die Notiz lautet: „In Baſel Mechel; bei ihm intereſſante Wiener Portraits, Gegend, Bibliothek, Holbeins pp. Antiquitäten, Fabriken pp." Zum Schluſſe bittet er: „Meine Mutter ſoll künftig alle Packete an Herrn Gedeon Burckhardt in Baſel adreſſieren". Der Kupferſtecher Chriſtian von Mechel und der kunſtſinnige Herr des „Kirſchgarten" bilden für Goethe Hauptanziehungspunkte in Baſel. Als er 1797 in Stäfa bei Meyer weilt, zaudert er, ob er nicht einen Abſtecher nach Baſel zu Mechel machen ſoll, gibt aber dann der vorgerückten Jahreszeit wegen den Plan auf.

Im gleichen Jahre wie Goethe unternahmen die beiden Grafen zu Stolberg ihre berühmte Geniereiſe in die Schweiz. In Zürich trafen ſie mit Goethe, der ihnen vorausgeeilt war, wieder zuſammen; derſelbe entwich aber gerne vor ihrem genialiſchen Treiben auf einige Tage ins Gebirge. Eine Schilderung dieſer tollen Fahrt der beiden Stolberge können wir uns erſparen. Die verſchiedenen Badeabenteuer, die Beſuche beim alten Bodmer und die mit den anmutigen „Zürcher Mädgens" verbrachten Tage ſind ſchon ſattſam beſchrieben worden. Erinnert ſei hier nur an das bekannte Gedicht: „Das Herz im Leibe tut mir weh — Wenn ich der Väter Rüſtung ſeh". Der Verfaſſer, Friedrich Leopold zu Stolberg, den ein Beſuch im Berner Zeughaus zu dieſem Poem begeiſterte, hat für die Rede-

wendung, mit der er das Gedicht beginnen läßt, ſeinen Briefen nach zu ſchließen, eine beſondere Vorliebe gehabt.

Mit ihrem Reiſekameraden, dem ſpäteren Staatsmann und Grafen von Haugwitz, haben ſich die Stolberge am 8. Oktober 1775 eingetragen. Die Wege der damaligen drei Lavaterſchwärmer führten in der Folgezeit ziemlich auseinander. Stolberg der ältere trat zum Katholicismus über, Haugwitz verband ſich den Herrenhutern, nachdem er noch dem auch in Baſel gefeierten „Grafen“ Caglioſtro eifrig angehangen hatte. Am 16. Juli desſelben Jahres 1775 trägt ſich Johann Georg Zimmermann ein, premier médecin de sa majesté britannique. In Begleitung ſeines Sohnes, des studiosus medicinae J. J. Zimmermann und eines andern der Medicin Befliſſenen, F. Meckel, des ſpäteren berühmten Chirurgen, hat Zimmermann auf dieſer Reiſe in die Heimat „ungeheure Triumphe“ gefeiert. Sie galten nicht nur dem Arzte, ſondern auch dem berühmten Verfaſſer des weitverbreiteten Buches über die Einſamkeit. Auf der Rückreiſe ſprach er auch in Frankfurt bei Goethe vor. Sein Ende iſt nicht ganz ohne eigenes Verſchulden verbittert und trübe geweſen. Im Chriſtmonat 1775 findet ſich ein Eintrag von Alexander Trippel, dem berühmten Bildhauer aus Schaffhauſen.

Auch der Fabeldichter und Erziehungskünſtler Pfeffel aus Colmar hat im Jahre 1778 mit einigen ſeiner Zöglinge eine Reiſe nach Baſel getan und dieſelben bei dieſem Anlaß in der Kunſtſammlung wohl tüchtig herumführen laſſen. Einen Literaten, den Baſel geraume Zeit beherbergte, findet ſich in der Perſon des Herrn Wilhelm Heinſe aufgezeichnet. Seiner Schriften wegen iſt er vielfach verläſtert worden, ſeine Kunſttheorien, in Romanform verarbeitet, haben nicht eben großes Glück gemacht. Trotz ſeinem unſteten Leben hat er es zum Schluß noch bis zum kurfürſtlich mainziſchen Hofrat und Bibliothekar gebracht. Geboren 1749, hielt es der unbändige Feuergeiſt nicht lang

auf Schulen aus, ebensowenig beim alten Dichtervater Gleim, dem er von Joh. Heinr. Jacobi nach Düsseldorf entführt wurde. In Basel hielt er sich nur länger auf, um Gelder zu erwarten, die ihm Jacobi großmütig zugesagt. Von hier aus hat er sich dann durch Frankreich unter mancherlei Abenteuern nach Italien durchgeschlagen. Friedrich Nicolai, Buchhändler aus Berlin, schreibt sich am 20. August 1781 ein. Seine Verdienste um die deutsche Literatur sind erheblich, dem Weimarer-Kreis war er allerdings nicht allzugütig gesinnt. In den Xenien hat er dafür dann auch seinen Dank- und Denkzettel erhalten.

Tischbein, der treffliche Porträtist jener Zeit weilte im September 1782 in Basel. Er hat den Besuch wohl von Zürich her ausgeführt, allwo er Bodmer, Lavater und Geßner gemalt hat. Im Jahre 1778 war er auf fürstliche Kosten für drei Jahre nach Italien gesandt worden und befand sich eben auf der Rückreise. In Zürich erreichte ihn dann ein Brief Goethes mit der Nachricht, daß der Herzog von Gotha geneigt sei, ihm Gelder zu bewilligen und so kehrt er noch im selben Jahre nach Rom zurück.

Daß die Züricher Freunde des öftern in Basel vorsprachen, erhellt gleichfalls aus unserm Fremdenbuche. Lavater hat sich zu wiederholten Malen mit seiner gezierten Handschrift eingetragen. Usteri, Hegner, der Doktor Hotze von Richtersweil stehen darin verzeichnet. Johann Georg Müller aus Schaffhausen, der Bruder des Geschichtsschreibers und Freund Lavaters und Herders schrieb sich im April 1782 ein. Necker mit seiner Frau und Tochter, der nachmaligen Madame de Staël reisen im Herbste 1783 durch. Im Mai 1784 findet sich ein Eintrag von Schillers nachmaliger Gattin, Charlotte von Lengefeld, die mit ihrer Mutter und Schwester 1783 eine Reise nach der Schweiz unternahm. In Zürich suchten sie vor allem Lavater auf; Lavater und Zürich war auch ihre letzte

Station, bevor sie über Basel wieder der thüringischen Heimat zustrebten.

Für Lavaters Art sind die Worte bezeichnend, mit denen er die Lengefeldischen zwei Tage nach ihrer Ankunft in Zürich beglückte.

„Sie, Liebe, sind die ersten Reisenden dieses Jahres, fast immer bringt mir der Maimond die Erstlinge und Letztlinge des Jahres, mit denen menschlich-christlich-freundschaftlich zusammenkommen konnte.

Zürich, den 16. Mai 1783. J. C. Lavater."

Am 12. August 1784 schreibt sich Sophie de La Roche née de Gouterman ein. Vom jungen Goethe an, der sie in seinen Briefen als liebe Mama anredet, bis zu den Frühzeiten der Romantik hat diese viel bewunderte Frau einen großen Anteil an Deutschlands Literatur genommen. In ihren glücklichsten Jahren, als die Stellung ihres Mannes die Übersiedelung nach Ehrenbreitenstein erforderte, sammelte sich um sie ein förmlicher Hof geistiger Elite. Wieland, Jacobi gehen aus und ein, Heinse kehrt an, Goethe durch Merck eingeführt, hält es gern mit Maxe, der Tochter. Lavater und Basedow erscheinen gleichfalls auf kurze Zeit. Die Stunden, welche außer dem geselligen Treiben noch überbleiben, genügen kaum zur Erledigung des nach allen Richtungen hin florierenden, überschwänglichen Briefwechsels. Im Jahre 1784 unternahm sie dann ihre Fahrt zu den Schweizer Freunden, welche die berühmte Frau so recht nach ihrer empfindsamen Art feierten.

Bonstetten, Julie von Bondeli, die Freundin Wieland's, Matthisson, Necker, Gaudenz von Salis bildeten da ihren Hofstaat. In Basel wurde sie von Jakob Sarasin empfangen; ein Brief, zwei Jahre später an denselben gerichtet, gibt Zeugnis von ihrem guten Einvernehmen. So zum Beispiel Stellen wie: „Der Himmel segne die Luft zu Pratteln für Sie, schätzbarer Mann — für Ihre so liebenswürdige Frau und Kinder" . . . „Leben Sie so wohl Sie es verdienen — und weil Sarrazin

mit ſeinem guten Auge mich dennoch als gutes Weib mit ſeiner theuren Frau umarmte, ſo umarme ich ihn und ſie, wie die beſte ältere Schweſter mit ſtolzer Zärtlichkeit einen würdigen jüngeren Bruder und jüngere Schweſter umarmt“ u. ſ. w.

Wilhelm von Humboldt beſuchte die Bibliothek am 21. November 1789. Er kam vom revolutionären Frankreich her, das er mit Campe, dem Verfaſſer des „Robinſon“ bereiſt hatte. In Zürich ſuchte er auch Lavater auf, der ihm für die in beſtem Angedenken ſtehenden Lengefeldſchen ſüßlich-ſentimentale Stammbuchblätter mitgab. Humboldt läßt ſich in einem Brief an Forſter folgendermaßen darüber aus: „An eine ſeiner Freundinnen, die ich auch ſehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines ſolchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als teils frömmelnde, teils empfindſame, aber alle höchſt ideeleere Gedichtchen, ſauber abgeſchrieben auf feinem Papier mit in Kupfer geſtochenem Rand.“

Das Jahr 1789 brachte auch eine erhöhte Beſucherzahl aus dem benachbarten Frankreich. Allerhand Flüchtlinge nützten die unfreiwillige Muße in Baſel nach überſtandenen Fährlichkeiten zu einem Beſuche der Sammlungen. Einer von vielen mag erwähnt werden. Am 16. November 1789 ſchrieb ſich ein: Grimod de la Reynière. Seine Berühmtheit verdankte dieſer Herr vorzüglich ſeinen großen Kenntniſſen in allen Fragen der feinen Küche. Seine Erfahrungen hat er in einem achtbändigen Werke niedergelegt, welches den Titel führt: L'Almanach des gourmands, servant de guide dans les moyens de faire grande chère par un vieil amateur. Paris 1803—1812. Urſprünglich Advocat, hatte er zur Förderung ſeiner kulinariſchen Beſtrebungen eine Art oberſten Gerichtshof gebildet, der in ſeinen regelmäßig ſtattfindenden Sitzungen über neue Speiſen und Leckerbiſſen ſein Urteil fällte. Montaigne hat Grimods Werk einmal als „la science de la gueule“ be-

zeichnet. Grimod war ein witziger Kopf und erfindungsreicher Gaſtgeber, zwar wurden ſeine Einkünfte durch die Revolution ziemlich in Mitleidenſchaft gezogen, er tröſtete ſich aber mit den Worten: „La révolution a réspecté ma plus précieuse propriété, mon appetit.“

Etwas weniger zuverſichtlich mag einem andern Beſucher der Bibliothek zu Mute geweſen ſein, der ſich im Juli 1795 einſchrieb: Fesch natif de Corse. Die Umſtände waren nichts weniger als glänzend, in welchen der nachmalige Kardinal und Onkel Napoleons I. ſeine urſprüngliche Vaterſtadt aufſuchte.

In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts dominieren in der Zahl der Beſucher politiſche und militäriſche Perſönlichkeiten.

Im Jahre 1801 findet ſich dann wieder ein Name von gutem literariſchen Klang eingetragen: Heinrich von Kleiſt. Von Frankfurt a. M. herkommend, wo er ſich von der Schweſter Ulrike, ſeiner Begleiterin auf der Pariſerreiſe, getrennt, hoffte er in Baſel ſeinen Freund Heinrich Zſchokke zu finden. Der hatte aber ſeine Ämter, die ihm die Regierung übertragen, niedergelegt und lebte in Bern. Kleiſts damalige Gelüſte, in der Schweiz ein idylliſches Leben zu führen, wurden wohl ſchon in Baſel erheblich gedämpft, denn die Zuſtände waren in Helvetien um die Jahrhundertwende nicht gerade einladend.

In Bern fand er dann Zſchokke und — ſeine erſten Erfolge. Dort hat er auch im Wettſtreit mit den Söhnen Wielands und Geßners, die auch Dichter zu ſein vermeinten, und im Verein mit Zſchokke, der das Thema als Erzählung behandelte, ſein Luſtſpiel „Der zerbrochene Krug“ geſchrieben. Äußere Veranlaſſung gab ein in Zſchokkes Zimmer befindlicher Kupferſtich von Le Veau, le juge ou la cruche cassée darſtellend.

Die Zeit der Truppendurchzüge, der Geſandtſchaften und franzöſiſchen Geſchäftsträger mit all ihrem Anhang ſpiegelt ſich auch in den Blättern des Fremdenbuches.

Der Rheinübergang der Alliierten verſchaffte der Bibliothek die Ehre des Beſuches der Majeſtäten. Am 14. Januar 1814 zeichnet ſich Friedrich Wilhelm, König von Preußen, Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig von Preußen und Kaiſer Franz I. von Oeſterreich ein. Am 21. März folgen die Großfürſten Nicolaus und Michael von Rußland. Am 6. September 1817 findet ſich dann noch ein Eintrag von Karl Auguſt Herzog zu Weimar.

Die Zeit der Reſtauration bietet noch eine ſo überraſchend große Mannigfaltigkeit der Namenszüge dar, daß wir uns beſchränken müſſen und der Aufzählung gewiß mancher erwähnenswerter Perſönlichkeiten für einmal nun Einhalt tun.

Vergilbten Blättern und verblaßten Zügen
Entſchwebt ein Heer in ſchwanken Flügen.
Zwar ründen Bilder ſich zum Kranze,
Doch haſchend nach dem reichen Glanze
Muß ſich der Sinn mit wenigem begnügen.

Die alten Basler.

Eine Studie von Alb. Burckhardt-Finsler.

Das war ein echter alter Basler, sagte mir einst ein Thurgauerfreund im Tone ungeteilter Bewunderung, als die letztwilligen Verfügungen eines angesehenen hiesigen Bürgers, der fast sein ganzes beträchtliches Vermögen zu wohltätigen und wissenschaftlichen Zwecken vermacht hatte, im Freundeskreise besprochen wurden. Der Ausspruch freute mich, und ich hatte den Eindruck, daß echte alte Baslerart auch bei Angehörigen anderer Kantone noch geschätzt und gewürdigt werde. Kurz darauf war in einer Gesellschaft von der modernen Entwicklung unserer Vaterstadt die Rede, wobei ein Herr, der sich nicht gerne zu den geistig Armen zählen läßt, auch mit gar nichts, was in den letzten fünfzig Jahren vor sich gegangen war, sich befreunden konnte. Er war mit den Steuern und dem Grundsatz der Progression nicht einverstanden. Er beschwerte sich über den mangelhaften Besuch der Gottesdienste besonders an Sonntagnachmittagen, er schimpfte über den Vorstand seiner Zunft, in welchem die sog. „Inegschnizte“ überwogen; von dem Großen Rat wollte er gar nicht reden, nur im Bürgerrat sei es einstweilen noch auszuhalten, obschon auch da die fremden Gesichter sich stark

vermehrten. Ferienverſorgung und Peſtalozzigeſellſchaft ſeien überflüſſige Importartikel oſtſchweizeriſcher Pädagogen, man habe ja die Gemeinnützige, wo er jedes Jahr 10 Fr. bezahle, und früher ſei man auch geſund geweſen, ohne daß man auf's Land gezogen wäre. Mit Dienſtboten und Arbeitern könne man überhaupt nichts mehr anfangen; allein das wundere einem nicht mehr, wenn man höre, wie ſelbſt rechtgläubige Pfarrer auf der Kanzel über dieſe Dinge reden und alle Unterwürfigkeit der Untergebenen untergraben. Auf dieſe Weiſe wurde dem modernen Baſel ein langes Sündenregiſter vorgehalten und das Lob der vergangenen Zeit in allen Tonarten geſungen, bis ein anweſender St. Galler, der dieſe Jeremiaden mit ſteigender Ungeduld angehört hatte, den Sprecher unwillig mit den Worten unterbrach: „Sie ſind doch ein echter alter Basler.“

Aha, dachte ich, das klingt anders, und doch waren es die gleichen Worte, die ich bei jener frühern Gelegenheit als den Ausdruck höchſten Lobes vernommen hatte.

Dieſe Diskrepanz veranlaßte mich zum Nachdenken darüber, wer wohl Recht habe, der Lobredner oder der Tadler, und da ich immer mehr zu dem Schluſſe gelangte, daß im Grunde beide bis zu einem gewiſſen Grade wenigſtens das Richtige getroffen haben, ſo legte ich mir die Frage vor, wie iſt denn der normale, echte alte Basler beſchaffen und wer kann auf dieſe Bezeichnung mit einiger Berechtigung Anſpruch erheben? Oder mit andern Worten, welches ſind die hervorragenden Eigenſchaften unſerer ſpeziell bürgerlichen Bevölkerung und aus was für Elementen hat ſich dieſe im Laufe der Zeit zuſammengeſetzt? Die Beantwortung dieſer Fragen möchte ich hier verſuchen, wobei begreiflicherweiſe eine auch nur annähernd erſchöpfende Darſtellung nicht erwartet werden darf. Auch werden, der Natur der Sache entſprechend, meine Schlüſſe einen ſehr ſubjektiven Charakter tragen, ſo daß ich ſie bei Leibe nicht als

feſtſtehende Sätze, ſondern nur als Anregung zum Studium des Basler Volkscharakters und der hiſtoriſchen Entwicklung ſeiner Repräſentanten aufzuſtellen wage.

Wir ſtellen die Frage, wie iſt der echte alte Basler beſchaffen, in den Vordergrund und erhalten darauf ohne große Schwierigkeit Antworten, welche an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen. Der ungebildete Miteidgenoſſe und auch mancher Reichsangehörige erklärt ohne langes Beſinnen: „Der Basler iſt hochmütig, fromm und reich, er iſt ein Feind des Fortſchrittes, legt etwelchen Wert auf einen guten Tiſch und hat dazu oft ein böſes Maul.“ Das iſt eine landläufige Anſchauung, wie ſie ſeit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts landauf landab verbreitet war, und die ſich von einer Generation auf die andere vererbt hatte. Gebildetere Beurteiler heben etwa noch rühmend hervor den Sinn für wiſſenſchaftliche Dinge und das Kunſtverſtändnis weiter Kreiſe der Bevölkerung, die große Arbeitſamkeit, die ſich allenthalben geltend macht und die weitverzweigte Wohltätigkeit, die über die Grenzen der Eidgenoſſenſchaft hinaus allgemeine Anerkennung findet. Immer mehr gewinnt die letztere, gerechtere Beurteilung des Baslers die Oberhand. Der Haß, womit infolge der Revolution und der Trennung Baſel ſeitens vieler Schweizer verfolgt wurde, iſt gottlob verſchwunden, nachdem er ungeheures Unheil und eine fatale Begriffsverwirrung bei vielen Leuten angerichtet hatte. Der ins Große ſich ſteigernde Verkehr und die ungewöhnliche Zunahme der ſtädtiſchen Bevölkerung, welche tauſende und abertauſende aus allen Richtungen nach Baſel führt, tun das Ihrige, um das Urteil über die alten Basler ein gerechteres werden zu laſſen. Dazu kommen die ſichtbaren Leiſtungen des modernen Baſels auf den verſchiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens, welche nachdrücklich eine Reviſion der ungünſtigen Anſchauungen über die Stadt und ihre Bewohner verlangen.

So ſehen wir denn, daß, wenn ernſte Leute die Feder ergreifen, um die Basler zu charakteriſieren, jene Karrikatur völlig verſchwindet, welche die kleinen Fehler und die nicht zu leugnenden Schattenſeiten ins Ungeheuerliche vergrößert und die wirklich guten Seiten einer wohlfeilen Lächerlichkeit preisgibt. Allein doch iſt noch manches ungerechte und ungereimte Vorurteil hie und da anzutreffen, herrührend von Perſönlichkeiten, die ohne Kenntnis der Dinge die Feder führen oder ſich blindlings durch frühere Skribenten leiten laſſen. Dazu gehört in neueſter Zeit ein guter Teil aller jener Kunſtſchriftſteller, welche ſich über Arnold Böcklin hergemacht haben, um im Auftrag und im Intereſſe irgend einer Verlagsbuchhandlung den großen Künſtler auszuſchlachten. Gerade dieſe Herren ſind es, welche, ohne unſere Stadt zu kennen, mit Beſchimpfungen aufzutreten wagen und einen urteilsunfähigen Leſerkreis mit Dingen regalieren, die haarſträubend ſind. Wenn der Meiſter ſelbſt etwa in übler Laune, ſeiner Basler Eigenart die Zügel ſchießen laſſend, ein hartes Wort über die Vaterſtadt geſprochen hat, ſo iſt das erklärlich und wohl auch entſchuldbar, allein wenn die Biographen glauben, hieraus Kapital ſchlagen und ein anſtändiges Gemeinweſen beklecken zu dürfen, ſo mögen ſie ſich des alten Sprichwortes erinnern: „Quod licet Jovi, non licet bovi.“

Um ſo erfreulicher iſt es, daß in einer der neueſten Böcklinbiographien Adolf Frey in Zürich auch der Vaterſtadt des Künſtlers durchaus gerecht geworden iſt. Seine Schilderung der Basler lautet folgendermaßen: „Mit den Baslern hat Böcklin außer dem ſtattlichen Wuchs, dem man in Stadt und Landſchaft Baſel ziemlich häufig begegnet, manch Inneres gemeinſam, ſo ſehr, daß man behaupten darf: Wer den Basler Charakter kennt, der kennt und begreift denjenigen Böcklins zum großen Teil.

Der Basler beſitzt Gemüt, tiefes Gefühl. Daraus entſpringen ſeine Frömmigkeit, die ganz ungewöhnlichen Werke

des Wohltäterſinnes und eine Muſikpflege, wie ſie an Intimität von keiner Schweizerſtadt und — nach Maßgabe der Bevölkerung — ſchwerlich von irgend einer andern erreicht wird.

Ein nüchterner, rechnender Verſtand ſteht wie ein Wächter neben dieſem Gefühl: die Empfindung verbergen, zurückſtoßen, herunterdrücken! Nur nicht gerührt oder ergriffen ſcheinen! Die Scheu des Alemannen, ſich in die Seele ſehen zu laſſen, zeigt der Basler in höchſtem Grade; er gibt ſich kühl, zurückhaltend, abweiſend. Er ſelbſt, der das wohl weiß, nennt dieſes Weſen „unanmutig“. Gern maskiert er das Herz mit Witz und Satire.

Wer fein Spießruten laufen will, der muß den Baslern in die Mäuler kommen, die vielleicht gerade, infolge dieſes Bedürfniſſes, das Gefühl zu verdecken und zu erwürgen, nie zu einem wirklichen Dichter gelangt ſind.

Der Witz und das Witzeln, genährt durch die kleinſtädtiſchen Verhältniſſe und namentlich an den Familientagen ins Kraut ſchießend, bewahren den Basler vor der Phraſe und namentlich auch davor, daß der einzelne allzuſehr vor den andern hervortrete, wodurch in dieſen Dingen ganz eigentlich noch die Art der alten Ariſtokratie erhalten iſt. Der Luxus hat mit dem bedeutenden Reichtum durchaus nicht Schritt gehalten und entfaltet ſich vorwiegend nur innerhalb der vier Wände, wodurch er von einem feineren mäzenatiſchen Geiſt veredelt wird. Doch liegt es auf der Hand, daß dieſe Vorzüge des Maßhaltens in Wort und Aufwand im letzten Grunde doch nur wieder auf Vorzügen ruhen können. Das ſind Tüchtigkeit, Sinn für das Rechte und das Echte. Sie zeichnen den Basler aus und erklären das Selbſtgefühl, womit er auf ſeine Stadt und ihre Errungenſchaften blickt.

Die ſelbſtbewußte Tüchtigkeit, der Reichtum, die hergebrachte Gepflogenheit, daß die ganze Bürgerſchaft ſozuſagen in einer

Front marſchiert, über die der Einzelne nicht merklich vorprellen darf, und die jahrhundertalte politiſche Selbſtherrlichkeit erzeugen eine Eigenſchaft in ungewöhnlichem Maße: den Unabhängigkeitsſinn, der namentlich auch auf wiſſenſchaftlichem und künſtleriſchem Gebiete eigene Wege und breiten Spielraum verlangt und ertrotzt.

Nicht von ungefähr hat juſt der Basler Jakob Burckhardt die markante Ausbildung der modernen Perſönlichkeit in den italieniſchen Renaiſſancerepubliken, beſonders der florentiniſchen, ſo genial erfaßt und geſchildert.

Böcklin vereinigte die Merkmale der Basler mit einer Reihe ausgeſprochener Beſonderheiten."

Soweit der gelehrte Zürcher Profeſſor, deſſen Wiege freilich am Südabhange des Jura, für den er das gleiche Verſtändnis an den Tag legt wie für unſere Rheinſtadt, geſtanden hat. Wir glaubten, dieſe geiſtvolle Darſtellung des Basler Bürgers in ihrem vollen Umfange geben zu müſſen, zeigt ſie doch, wie kaum eine andere Schilderung, eine ſorgfältige und gewiſſenhafte Analyſe und hält uns einen durch keine Böswilligkeit und keinen Unverſtand getrübten Spiegel vor. Licht- und Schattenſeiten des Basler Charakters gelangen zu ihrem vollen Rechte, und der Schilderer hatte gar keinen Grund, nach der einen oder der andern Seite parteiiſch zu ſein; einzig und allein das edle Beſtreben, ein gerechtes, wohlbegründetes Urteil zu fällen, hat ihn dieſe inhaltsreichen Zeilen niederſchreiben laſſen.

Das alſo wären die hervorſtechenden Eigenſchaften des Baslers: Ein tiefes Gemüt, welchem als praktiſche Früchte Frömmigkeit, Wohltätigkeit und Kunſtſinn entſprießen, daneben aber als Ergänzung nüchterner Verſtand, der alle Rührung verbietet und in Kälte, in Zurückhaltung ſich äußert. Dazu geſellt ſich ein ſtark entwickelter Humor und eine treffende Satire,

welche jede Phraſe und alles Unechte im Keim erſticken und ein Maßhalten auf allen Gebieten des Lebens erheiſchen. Selbſtbewußtſein und Unabhängigkeitsſinn treten ebenfalls als markante Züge des Baslers in den Vordergrund. Es liegt auf der Hand, daß bei den verſchiedenen Individuen bald dieſe, bald jene Eigenſchaft ſtärker ſich geltend macht, auf dieſe Weiſe entſtehen die unzähligen Variationen, die aber doch alle auf das gleiche Thema zurückzuführen ſind. So gibt es Leute, bei denen Humor und Satire viel mehr ausgebildet ſind als Frömmigkeit und Zurückhaltung, das iſt jener Typus, der wahrſcheinlich einen angeſehenen Waadtländer Staatsmann zu dem einſeitigen Urteile verleitet hat: „La médisance c'est l'esprit des Bâlois“, während ein Aargauer gelegentlich ſolchen Erſcheinungen gegenüber in liebenswürdigerer Weiſe dahin ſich äußerte, daß der gleiche Basler das böſeſte Maul und das beſte Herz beſitzen könne.

Dieſe Freude an Humor und Satire kommt, oder wohl richtiger kam, jeweilen in den Faſtnachtstagen zur vollen Entwickelung. Noch vor dreißig und vierzig Jahren war es eine Freude, an dieſen Feſttagen des Basler Witzes durch unſere Straßen zu gehen und abends die Lokale zu beſuchen, in welchen Masken und Schnitzelbänke ihr Weſen trieben, und in der Regel mit feiner Satire ohne Unflätigkeiten die Schwächen ihrer Mitbürger geißelten. Und bei den einzelnen Umzügen, was kam nicht für eine Fülle Humors zu wohl berechtigter Geltung von den kleinen Knirpſen, welche die Modetorheiten wie Crinolinen und Chignons durchhechelten, bis zu den Großen, welche die Schwächen der Regierung und die Sünden der Politik an den Pranger ſtellten. Woher kommt dieſe Freude, ja wir wollen ſagen, dieſes Bedürfnis der Basler, wenigſtens während einiger Tage, ihrem Humor ungehindert die Zügel ſchießen zu laſſen? Ich denke, das iſt uralte Fröhlichkeit und Ausgelaſſen-

heit, wie sie zu allen Zeiten an den lachenden Ufern des Rheinstromes daheim gewesen ist. Es ist nicht schwäbisch-alemannische Art, sondern fränkischer Import, d. h. ein Kennzeichen der starken Vermischung unserer ursprünglichen Bevölkerung mit fränkischen Elementen, welche im Laufe der Jahrhunderte den Weg rheinaufwärts gefunden haben. In den fränkischen Städten am Mittel- und Niederrhein ist die klassische Heimat der deutschen Fastnacht bis auf den heutigen Tag. Nicht daß nicht auch in den übrigen Kantonen der Schweiz der Karneval noch gefeiert würde; allein es geschieht doch in einer andern Art als hier in Basel. An andern Orten finden deklamatorische große Umzüge statt mit den allegorischen Figuren der langweiligen vier Jahreszeiten, oder man stellt die Handwerke und die Menschenalter dar, korrekt und brav, anspruchsvoll und geistlos.

Der Basler ist auch in seinen Vergnügungen praktisch und ein Gegner alles Abstrakten. Präzis und treffend bringt er seine Sache an den Mann, freilich nicht ohne Gefahr zu laufen, empfindsame Naturen vor den Kopf zu stoßen oder gar zu verletzen. Im Mittelalter mag es manchmal recht bunt innerhalb unserer Mauern zugegangen sein. Die Kirche hatte dagegen nicht viel einzuwenden, und erst infolge der Reformation griff ein ernsterer Geist um sich. Wenn auch in Basel nicht mit derjenigen Strenge die Sittenpolizei durchgeführt wurde, wie z. B. in Genf, so ist doch eine wesentliche Umwandlung im Volkscharakter oder doch in der Art, wie dieser zu Tage treten konnte, nicht zu verkennen. Die Reformationsordnungen und die Sittenmandate legen hiefür ein beredtes Zeugnis ab. Allein im Laufe der Zeit konnte man doch nicht die vorhandene Lebenslust ganz unterdrücken. Die Gesetze bestanden weiter, aber niemand kümmerte sich darum, man ließ sich die Übertretung derselben lieber etwas kosten, als daß man sie gehalten hätte. Offiziell freilich hielt man an den Anschauungen der Reformations-

zeit fest, und tatsächlich handelte man Schritt für Schritt ihnen zuwider. So entstand aufs neue eine innere Haltlosigkeit, eine frivole Heuchelei, die im 18. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte. Man muß nur ein paar Seiten eines Tagebuches oder einer Chronik aus jenen Zeiten lesen, und man wird in Staunen gesetzt durch die moralische Hohlheit, welche allenthalben zu Tage tritt. Die Notwendigkeit der zu Ende des Jahrhunderts ausbrechenden Revolution wird dem Beobachter des damaligen Lebens und den damaligen Sitten durch nichts klarer gemacht. Bei solchen Verhältnissen war für viele das Auftreten des Pietismus eine Erlösung von einem dunkeln Banne, und für das rechtgläubige Staatskirchentum war diese neue ernstere Lebensrichtung der ungern genug gesehene Spiegel, welcher ihm erbarmungslos seine Erbämlichkeit vorhielt.

Mit diesen Auseinandersetzungen sind wir unvermerkt auf eine weitere, stark hervortretende Eigenschaft der alten Basler zu sprechen gekommen, nämlich auf die Frömmigkeit und deren schönste Frucht, die Wohltätigkeit. Gerade in dieser Hinsicht wird unserer Vaterstadt sehr oft Unrecht getan, indem man über das fromme Basel die Achseln zuckt oder damit geradezu seinen Spott treibt. Nun ist ja gewiß nicht zu bestreiten, daß vielfach diese Frömmigkeit eine angelernte, eine äußerliche oder gar heuchlerische ist. Allein wir sagen: Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten vorhanden. Daß in Gegenden, wo überhaupt wenig Wert auf Frömmigkeit gelegt wird, und eine gewisse selbstgerechte Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen an der Tagesordnung ist, auch keine Auswüchse der Frömmigkeit wahrzunehmen sind, liegt auf der Hand. In Basel ist dies von alters her anders gewesen. Dafür spricht die große Anzahl kirchlicher Stiftungen im Mittelalter, welche doch alle in ihren Anfängen auf einen frommen Sinn der Stifter zurückzuführen sind. An dieser Tatsache ändert auch der Umstand nichts, daß die meisten von

ihnen mit der Zeit einer allgemeinen ſittlichen Verwahrloſung und Verlotterung anheimgefallen ſind. Auch der für das mittelalterliche Baſel reichlich bezeugte Myſtizismus iſt ein deutlicher Beleg für das Vorhandenſein eines ſtarken religiöſen Bedürfniſſes mitten in Zuſtänden, welche einer allmähligen aber ſicheren Auflöſung entgegengingen.

Die Reformation hat auch in dieſer Hinſicht reinigend gewirkt, und der Zug zu religiöſen Dingen, dieſes ächt ſchwäbiſch-alemanniſche Erbteil, konnte zu neuer mächtiger Entfaltung gelangen. In Zeiten, da die Glaubensfragen das geſamte Tun und Laſſen der Menſchen faſt ausſchließlich beherrſchten, und da infolge der Einwanderung zahlloſer Glaubensflüchtlinge auch unſere Stadt ſtets in einer gewiſſen religiöſen Aufregung erhalten wurde, konnte auch die chriſtliche Wohltätigkeit ſich in größtem Maßſtabe entfalten. Es iſt unglaublich, was in dieſer Hinſicht die evangeliſchen Städte der Schweiz, Baſel als nicht die geringſte unter ihnen, für verfolgte Glaubensgenoſſen in der Nähe und der Ferne geleiſtet haben. Da konnte ſich denn unſere Bürgerſchaft an ein Geben und Opfern gewöhnen, das ſie als einen ihrer ſchönſten Ruhmestitel bis auf den heutigen Tag gottlob nicht verlernt hat. Daß damit die Gefahr einer gewiſſen Werk- und Scheinheiligkeit für manchen weniger tief angelegten Chriſten verbunden iſt, unterliegt keinem Zweifel. Man kauft ſich mit Wohltaten und Gaben los für manches Geſchäft, das moraliſch betrachtet ſeine bedenklichen Seiten hat, oder man ſucht durch ſolche Opfer für einen guten Zweck das Gewiſſen zu beſchwichtigen, wenn auf dieſe oder jene Art und Weiſe die Moral etwas Schiffbruch gelitten hat. Der Begriff des Ablaſſes iſt oft auch echten Proteſtanten nicht ſo fremd, als man annehmen ſollte, nur iſt derjenige, welcher Ablaß begehrt und der welcher ihn erteilt, eine und dieſelbe Perſönlichkeit. Jedoch der äußere Effekt, die

Tatſache, daß andern geholfen iſt, wird zum Glück nicht in Frage geſtellt, und unſere großartigen Basler Wohltätigkeitsanſtalten würden jedenfalls nicht wohl getan haben, wenn ſie in jedem Falle die innerſten Motive des Gebers einer genauen Prüfung unterzogen hätten. Das ſei einem gerechtern Richter füglich überlaſſen.

Eine weitere Äußerung der Basler Frömmigkeit iſt ſeit der Reformation die ſtrenge Beobachtung der kirchlichen Vorſchriften hauptſächlich in Bezug auf Kirchenbeſuch geweſen. Die ſtaatliche Geſetzgebung tat das Ihrige, um die Leute auf dem rechten Wege zu erhalten, und im 18. Jahrhundert geſellte ſich noch dazu der Moralcodex der Pietiſten, ſo daß von der evangeliſchen Freiheit des Chriſtenmenſchen nicht mehr viel übrig blieb. Die Folge war, viele gewöhnten ſich ſo ſehr ans Kirchengehen, daß ſie zwiſchen Gebrauch und Bedürfnis nicht mehr unterſchieden, eine Gemütsverfaſſung, welche den Wert des Gottesdienſtes in den Augen kritiſch Geſinnter herabmindern und ernſte Chriſten vielfach den Sekten in die Arme treiben mußte. So kam eine Sonntagsfeier zuſtande, welche uns lebhaft an engliſche Zuſtände erinnert.

Die Revolution mochte etwas Wandel geſchaffen haben; allein die Zeit war zu kurz, um einen bleibenden Einfluß in dieſer Hinſicht auszuüben. Noch in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts begegnen wir ungemein vielem konventionellem Kirchenſitzen. Beſonders an Bettagen entwickelten die Leute eine kirchliche Seßhaftigkeit, welche der jüngeren Generation befremdend vorkam. Auch ſcheint das Schlafen in den Kirchen durchaus keinen Anſtoß erregt zu haben, und als man anfing, die Gotteshäuſer zu heizen, war die Sonntagnachmittagspredigt für manche Kirchenbeſucher eine treffliche Einrichtung, um daheim das Holz ſparen zu können. Daß auch die jungen Leute zur Kirche angehalten wurden, war an und für ſich ſchon gut; aber

durch Zwang ſelbſt in Momenten, da von einer Andacht kaum die Rede ſein konnte, iſt bei manchem eine Entfremdung entſtanden, die nicht leicht wieder gehoben werden konnte.

Auch in Bezug auf das Abendmahl wurde in wenig würdiger Weiſe ein Zwang ausgeübt. Bekannt iſt, wie in dieſer Hinſicht ſeitens der Kirche dem Bonifacius Amerbach zugeſetzt wurde. Als eine arge Verirrung muß es auch bezeichnet werden, daß in der Barfüßerkirche die unglücklichen Inſaßen des Irrenhauſes kommunizieren mußten, wobei der Profoß ſie mit dem Stocke vor dem Altar ſo lange traktierte, bis ſie ſich in ihr Schickſal ergaben. Es iſt dies keine Übertreibung, die Geſchichte wurde mir von dem Sohne des damaligen Pfarradjunkten im Spital erzählt. Auch daß der ſogenannte Herrendiener jeweilen mit dem Bürgermeiſter ſich zur Kommunion einfinden mußte, iſt eine für unſere Begriffe befremdliche Sache.

Alle dieſe Dinge wirkten zuſammen, daß hauptſächlich den Fremden die Basler Frömmigkeit als etwas gemachtes vorkam, und ſie mögen in vielen Fällen nicht Unrecht gehabt haben. Moderne Anſchauungen haben auch hier Wandel geſchaffen, dabei mag ein gut Stück altes Kirchentum zugrunde gegangen ſein; allein die wirkliche Frömmigkeit und die von Innen ſtammende Kirchlichkeit konnte bei dieſem Prozeß nur gewinnen. Die Hauptſache aber iſt, daß nach wie vor bei den alten Baslern echte Frömmigkeit und aufopfernder Wohltätigkeitsſinn in reichem Maße vorhanden ſind. Die Gefahr in dieſer Hinſicht beſteht nicht darin, daß die äußere Form der Betätigung eine freiere, vernünftigere geworden iſt, ſondern darin, daß viele Leute — ich nenne in erſter Linie die jüngere Generation — in unſerem nervös aufgeregten Zeitalter gar nicht mehr die nötige Muße finden, um höhern Dingen nachzugehen, und wenn ſie ein freies Stündchen haben, daß ſie dieſes durch Sport ausfüllen, wogegen an und für ſich ja auch nichts eingewendet werden kann.

Nachdem nun mit einigen Streiflichtern zwei hauptſächliche ſcheinbar entgegengeſetzte Charakterzüge der Basler beleuchtet worden ſind, können wir uns etwas kürzer faſſen in Bezug auf die andern Eigenſchaften, welche zu Eingang unſeres Vortrages als Kennzeichen basleriſchen Weſens hingeſtellt worden ſind.

Wir reden zunächſt von der Zurückhaltung mit ihren vielen verſchiedenen Nuancen wie Steifheit, Verſchloſſenheit, Nüchternheit, Hochmut und was uns alles auf's Kerbholz mit mehr oder weniger Recht geſchrieben wird.

In dieſer Hinſicht iſt nicht zu leugnen, daß auf den Fremden beim erſten Zuſammentreffen der Basler und wohl noch mehr die Baslerin einen ungünſtigen Eindruck machen muß. Ich möchte auch dies mit einem Beiſpiel belegen. Man bringt ſeine Ferien im Berner Oberland oder ſonſtwo auf dem Lande zu. Im Hotel befinden ſich 60—100 Gäſte, Ausländer und Angehörige verſchiedener Kantone, darunter auch drei ſogenannte alte echte Basler Familien. Dieſe halten nun geſellſchaftlich feſt zuſammen, ſie ſitzen am Tiſch bei einander, kritiſieren mit einander die übrigen Penſionäre, gehen mit einander ſpazieren und beſuchen mit einander am Sonntag die Kirche. Iſt der Geiſtliche nicht nach ihrem Geſchmack, ſo arrangiert man eine kleine Privatandacht und ſingt aus dem Basler Anhang des Geſangbuches einige geiſtliche Lieder. So können drei bis vier Wochen vergehen, und man kehrt wieder in die geliebte Vaterſtadt zurück, ohne auch nur eine neue Bekanntſchaft, die den Horizont etwas zu erweitern imſtande geweſen wäre, geſchloſſen zu haben.

Es iſt begreiflich, daß ein derartiges Benehmen als Hochmut ausgelegt wird, allein doch wohl in den meiſten Fällen mit Unrecht. Vielmehr iſt es eine gewiſſe Schwerfälligkeit, infolge welcher man ſich nicht ſo leicht mit bisher unbekannten Perſonen zurecht findet. Man will ſich niemandem aufdrängen und merkt nicht, welcher Unhöflichkeit man ſich dadurch ſchuldig

macht. Auch bei jungen Leuten kann die gleiche Erfahrung gemacht werden, ſogar in ſtudentiſchen Kreiſen, wo doch eine größere Beweglichkeit vorhanden ſein ſollte. Iſt aber einmal das Eis gebrochen, und hat ſich der Annäherungsprozeß vollzogen, ſo iſt der Basler der beſte Geſellſchafter und der aufrichtigſte Freund; ſeine ganze tiefe Gemütsart kommt dann zu ihrer ſchönſten Entfaltung. Ähnlich geht es auch den Fremden in Baſel ſelbſt. Wir müſſen ſchon von der Güte und Rechtſchaffenheit eines Nichtbaslers, der uns empfohlen worden iſt, oder deſſen flüchtige Bekanntſchaft wir gemacht haben, vollkommen überzeugt ſein, bis wir ihn in unſer Haus, in unſere Familie einführen. Iſt das aber einmal geſchehen, ſo entwickelt ſich leicht ein Verhältnis, das an Innigkeit und Aufrichtigkeit nichts zu wünſchen übrig läßt. Dieſe Erfahrung haben ſchon viele Hunderte, Schweizer und Ausländer, machen müſſen, und von gar manchem iſt mir die Richtigkeit derſelben gerne und dankbar beſtätigt worden.

Der Basler iſt nun einmal kein Enthuſiaſt. Er kann ſich nicht vorbehaltlos einer Freude oder einer Bewunderung hingeben. In dieſer Hinſicht iſt am belehrendſten ein Beſuch der Ausſtellungen in der Kunſthalle oder im Muſeum Sonntags nach dem Morgengottesdienſt. Was man gelegentlich da zu hören bekommt, gehört zum intereſſanteſten für denjenigen, der die ſogenannte Volksſeele belauſchen will. Aber auch in dieſer Hinſicht iſt der innerſte Beweggrund ein lobenswerter, nämlich das Beſtreben, darüber klar zu werden, warum ein Kunſtwerk anſpricht oder befremdet. Freilich wenn ein zudringlicher Kunſtkenner den ernſten Beobachter mit ſeiner belehrenden Weisheit beſtürmt, ehe dieſer auch nur einigermaßen ſelbſt über das Gemälde klar geworden iſt, ſo iſt dies ein unfeines Benehmen, das beſonders einen Fremden in hohem Grade unangenehm berühren muß.

Hochmütig ist der Basler nur, wenn er sich allzu bescheiden gibt. Bekanntlich erstreckt sich die angeborene Lust zu Kritik und Satire nicht nur auf den einzelnen mit Schwächen behafteten Mitmenschen, sondern auch auf die Allgemeinheit, den Staat und alle seine Einrichtungen und Organe. Hört man die Leute so raisonnieren, es könnte der Glaube entstehen, daß es in Basel gar nicht auszuhalten wäre. Sollte aber ein Nichtbasler auch nur einen Zehntel dieser Aussetzungen von sich aus anbringen, so würde ihm wohl nicht undeutlich der Standpunkt klar gemacht werden. Wie oft kann von Baslern das Wort gehört werden: „Das kann nur bei uns vorkommen", ein Wort, das im Munde eines Berners, eines Zürchers oder eines Reichsangehörigen eine diametral entgegengesetzte Bedeutung hat. Hier liegt entschieden ein wunder Punkt unseres Charakters vor. Um nicht in ein unbegrenztes Rühmen zu verfallen, das in hohlen Phrasen sich Luft machen könnte, anerkennt man gar nichts Gutes und wird ungerecht und undankbar gegen die Gesamtheit wie gegen den Einzelnen. Wie schwer haben es unsere größten Mitbürger gehabt, bis sie eine auch nur bescheidene Anerkennung gefunden haben, und wehe dem, der es in Basel wagt, mit eigener Dichtung vor die Öffentlichkeit zu treten. Basilea poetica ist im Grunde eine contradictio in adjecto. Wenn Adolf Frey konstatiert, daß Basel niemals zu einem wirklichen Dichter gelangt ist, so ist dies vielleicht ein hartes Urteil, es wird jedoch kaum widerlegt werden können; denn Johann Peter Hebel müssen wir doch wohl den guten Nachbarn im Wiesental überlassen. Schon im Jahre 1791 schrieb in dieser Hinsicht ein französischer Emigrant: Literatur und Poesie sind den Baslern so fremd wie das Türkische und das Malayische.

Die Basler Poesie ist in erster Linie eine Gelegenheitspoesie, ein Gebiet, auf welchem sehr gutes geleistet worden

iſt, und ſodann eine Lyrik, in welcher das Gemütsleben des Baslers ſeinen Eindruck findet. Zur Tragödie oder gar zum Epos hat es trotz lobenswerter Anſätze nicht gereicht. Außer den oben für dieſes Zurückbleiben angeführten Gründen kommt noch ein Faktor in Betracht, nämlich der, daß Baſel im XVIII. Jahrhundert faſt ausſchließlich von der franzöſiſchen Bildung beherrſcht war. Baſel hat an der Entwicklung der deutſchen Literatur keinen oder doch nur ſehr ſpärlichen Anteil genommen; denn Spreng und Drollinger ſind doch kaum mit Bodmer und Breitinger zu vergleichen. Das hat ſich gerächt bis tief ins 19. Jahrhundert hinein. Dafür iſt unbeſtritten die natürliche Qualifikation der Basler einmal für Mathematik und anderſeits für Geſchichte, alſo konkrete Wiſſenſchaften, während die Philoſophie unſerem Weſen ferner liegt.

Wir ſchließen dieſen Teil unſerer Ausführungen. Noch manches wäre beizufügen; allein unſere Zeit iſt begrenzt. Wir haben Licht- und Schattenſeiten erwähnt und gezeigt, was wohl als Grundſtimmung des Charakters der alten echten Basler anzuſehen iſt. Nur gegen eines möchten wir uns noch verwahren, daß man in Zukunft ſich ſelbſt gar zu ſchlecht mache, ſei es aus falſch angebrachter Beſcheidenheit, ſei es aus übertriebener ungeſunder Kritik. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie bei Eröffnung des Landesmuſeums in Zürich die Basler nichts Geſcheidteres zu tun wußten, als daß ſie zwei ſtattbekannte Idioten, den Niggi Münch und den Boppi Keller den Miteidgenoſſen als Stadtrepräſentanten vorführten. Das war doch eine ſtarke Sache, laſſe man jene beiden Simpel aus den dreißiger und vierziger Jahren, welche das auf Abwege gekommene Genie eines Hieronymus Heß ſtets ſo gerne dargeſtellt hat, einmal in Ruhe und mache ſich nicht mehr durch ſolche Ungereimtheiten vor ganz Helvetien lächerlich. Die eigene Karrikatur, die ja naturgemäß in Baſel eine größere Rolle ſpielt als anderswo, genieße man

im ſtillen Kämmerlein bei einem Glas guten Markgräflers; aber dieſe für uns gezeichneten Figuren ſollen auch unter uns Wiſſenden bleiben als Warnung dafür, wohin der alte echte Basler kommen kann, wenn ſeine ſchwachen Seiten allzuſehr die Oberhand gewinnen.

Wir treten nun an die Beantwortung der perſönlichen Frage heran, d. h. wir möchten darüber ins Klare kommen, welche Kreiſe die Träger der genannten Eigenſchaften ſind, oder mit andern Worten: Aus was für Elementen beſteht denn die alte echte Basler Bürgerſchaft? Über dieſen Punkt herrſcht eine ſolche Begriffsverwirrung ſowohl bei Ausländern als auch bei Einheimiſchen, ſo daß es ſich ſchon lohnen dürfte, die Angelegenheit etwas genauer zu prüfen.

Vielfach werden Verhältniſſe und Benennungen auf die Stadt Baſel und ihre Bürgerſchaft übertragen, die nicht im mindeſten zutreffen. Man hört etwa reden von Basler Patrizierfamilien oder von altariſtokratiſchen Geſchlechtern. Das gibt es bei uns durchaus nicht mehr ſeit den Tagen der Reformation. Es iſt ein Kennzeichen, und ich ſage eine Ehre für Baſel, daß wenigſtens zu denjenigen Zeiten, auf welche wir mit berechtigtem Stolz zurückblicken, alle Bürger der gleichen politiſchen Rechte teilhaftig waren, und daß das Bürgerrecht allen Leuten offen ſtand. Die Zünfte nahmen jeden mit Freuden in ihre Gemeinſchaft auf, der ihr Gewerbe trieb, einen Harniſch beſaß und die Hellebarde zu führen verſtand. Dieſe neuen Bürger rekrutierten ſich hauptſächlich aus dem ſtark bevölkerten Sundgau und aus dem Breisgau, oder aus den unfruchtbaren Tälern und Höhen des Schwarzwaldes und des Jura, welche nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Bewohnern zu ernähren vermochten.

Es iſt hier nicht am Platze, die Liſten der Neubürger wiederzugeben, wie ſie bei Peter Ochs und an andern Orten

zuſammengeſtellt ſind. Ein paar Zahlen ſollen zeigen, was für einen ſtarken Zuwachs unſere Stadt im fünfzehnten Jahrhundert erhalten hat. 1393 wurden ins Bürgerrecht aufgenommen 573 neue Bürger, 1403 nach einem Kriegszug ins Elſaß 145, im Jahre 1406 (Zug gegen Pfeffingen) 465, 1409 (Zug gegen Iſtein) 385, 1412 waren es 454, und ſo geht es ungefähr weiter das ganze Jahrhundert hindurch. In der zweiten Hälfte desſelben werden die Zahlen etwas kleiner. Während 1443 und 1444 infolge des St. Jakoberkrieges noch 419 reſp. 324 Mitſtreiter das Bürgerrecht verdienen, werden nach der Schlacht von Hericourt 89, nach dem Blamonterzug 76 und nach Murten nur noch 29 neue Bürger aufgenommen.

Das waren alles keine Herren, ſondern kleine Leute, die zu Schmieden, zu Rebleuten, Schuhmachern und Spinnwettern untergebracht wurden. Zu ihnen geſellen ſich dann noch diejenigen, die das Bürgerrecht kaufen. Es waren ihrer für den Zeitraum vom großen Erdbeben bis zum Jahre 1488 etwa 1200, alſo eine ſehr kleine Anzahl gegenüber den unentgeltlich aufgenommenen.

Dieſe Leute und diejenigen, welche im 16. und im 17. Jahrhundert in erſter Linie des Glaubens willen nach Baſel gekommen ſind, bilden den Stock der Bürgerſchaft, die im 18. Jahrhundert infolge Schließung des Bürgerrechtes ſtabil geblieben oder gar zurückgegangen iſt. Im 19. Jahrhundert erfolgte auch ein neuer Zuzug, der jedoch keine weſentliche Vermehrung der ſtets mehr zuſammenſchmelzenden bürgerlichen Kreiſe zur Folge hatte. Erſt die neueſte Geſetzgebung ſteuerte mit Erfolg wieder den Bahnen zu, die in den früheren Zeiten beſchritten worden waren.

Der ſtets friſche Zufluß neuen Blutes hat die Stadt Baſel vor einer Verknöcherung ihrer Bewohner und vor einer allzuweit getriebenen Inzucht bewahrt, wie ſie an anderen Orten,

beſonders in den alten Reichsſtädten, vorgekommen iſt. Dabei machen wir hauptſächlich eine, wie mir ſcheint, recht tröſtliche Wahrnehmung, ich meine, die ſchnell ſich vollziehende Amalgamation der neuen Elemente mit den ſchon vorhandenen. Das iſt heute noch der Fall, und iſt es ſchon vor Jahrhunderten geweſen. Ein mir ſehr naheliegendes Beiſpiel iſt geradezu typiſch. Im Jahre 1523 kaufte ein routinierter Holz- und Häuſerſpekulant aus dem Schwarzwald das Basler Bürgerrecht. Bald war er im Beſitz einer ganzen Anzahl ſtädtiſcher Liegenſchaften — die eine Seite der Sporengaſſe gehörte ihm — da gab ihm der Bürgermeiſter ſeine ältliche und nicht gerade ſchöne Tochter zur Frau. Die Söhne aus dieſer Ehe ſaßen im Rat und im Gericht, von den Enkeln wurde der eine 1625 Oberſtzunftmeiſter, der andere 1666 Bürgermeiſter. Auch Johann Rudolf Wettſtein, deſſen Vater 1579 von Ruſſikon im Kanton Zürich eingewandert war, ſoll hier nicht unerwähnt ſein, und zahlloſe ähnliche Fälle ließen ſich bis auf den heutigen Tag anführen. Ich glaube, es liegt in dieſer Erſcheinung der beſte Beweis dafür, was für eine hohe Wertſchätzung in Baſel zu allen Zeiten Arbeitſamkeit und Tüchtigkeit gefunden, und wie dieſe Eigenſchaften jeweilen genügt haben und noch genügen, damit ein junger Mann, der ohne Wappen und Stammbaum und wohl noch mit den Eierſchalen bäuerlicher Provenienz behaftet, in Baſel vorwärts kommt, in den altangeſeſſenen Kreiſen Einlaß findet und als ihresgleichen behandelt wird. Als Gegenleiſtung erfolgt dann ſeitens des Neulings ein Einleben in das Denken und Fühlen und bald auch in Sitten, Gebräuche und Sprache der Recipienten. Das iſt der ſo einfache und doch nicht ſo ſelbſtverſtändliche Erneuerungsprozeß, worauf nach meinem Empfinden ein guter Teil des Wohlergehens unſerer Stadt beruht. Auf dieſe Weiſe ſterben die alten echten Basler, deren Qualität weder durch einen möglichſt alten Bürgerbrief

noch durch einen verschimmelten Ratssessel des achtzehnten Jahrhunderts bedingt ist, niemals aus. Dabei kommt es denn auch nicht darauf an, daß der neue Zuzüger sofort auf das Stadthaus läuft, um den Herren Bürgerräten ein paar Obligationen und Policen unter die Nase zu halten, sondern auch da ist die Gesinnung und nicht der Buchstabe des Gesetzes maßgebend.

Eine höchst wichtige Folge dieser Tatsachen ist die, daß unsere Bevölkeruug im Großen und Ganzen ihren einheitlichen Charakter trotz der unverhältnismäßig starken Einwanderung hat behaupten können. Basel ist Basel, ist eine Schweizerstadt geblieben und wird es bleiben, so lange das geschilderte Verhältnis zwischen altansäßiger und zuwandernder Bevölkerung bestehen wird. Daran ändert auch nichts der Umstand, daß mancher alte Ausdruck verschwindet und mancher alte Name ausscheidet. Die historische Entwicklung auch des Baseldeutschen ist durch die Naturnotwendigkeit bedingt; daß aber unser Dialekt noch lebensfähig ist, das geht schon daraus hervor, daß er immer noch die neuen Ausdrücke und Erscheinungen sich anzupassen und mundgerecht zu machen imstande ist.

Dieser Verschmelzungsprozeß wäre aber kaum möglich gewesen, wenn unter der Bevölkerung sich geschlossene Stände und Kasten erhalten hätten, wenn eine Aristokratie oder ein Patriziat vorhanden gewesen wäre. Wohl war dies im Mittelalter der Fall, die demokratische Bewegung der Reformationszeit hat jedoch gründlich damit aufgeräumt. Der alte Basler Lehensadel, die sogenannten Ritter, waren schon im vierzehnten und mehr noch im fünfzehnten Jahrhundert der Stadt gegenüber in eine unhaltbare Stellung geraten. Da sie von Oesterreich, dem Bischof und dem Markgrafen Lehen empfangen hatten, so konnten sie an den Sitzungen des Rates nicht mehr teilnehmen; denn die städtischen und die fürstlichen Interessen liefen sich diametral entgegen. Deshalb kehrten die Edelleute der Stadt

den Rücken und zogen ſich auf ihre Schlöſſer der Umgebung oder an die benachbarten landesherrlichen Höfe zurück, ohne deshalb alle Beziehungen zu der alten Heimat aufzugeben. Der Riß wurde aber noch größer durch die Glaubensſpaltung, weil die adligen Familien mit wenigen Ausnahmen katholiſch blieben. Während des dreißigjährigen Krieges flüchteten manche dieſer Herren in die Stadt, ſie waren aber finanziell ruiniert und viele von ihnen mußten ihre alten Herrenhäuſer beim Münſter oder zu St. Peter unternehmungsluſtigen Bürgern verkaufen, um auch nur einigermaßen aus den Schulden herauszukommen. Der Adel vegetierte dann weiter auf dem Lande, zu Pruntrut, Rheinfelden, Freiburg. Wer nicht eine Offiziersſtelle vom Kaiſer oder vom König von Frankreich erhielt, rechnete auf eine Domherrenſtelle zu Arlesheim, ein Kanonikat zu Murbach oder ſonſt eine einträgliche geiſtliche Pfründe. Die Töchter wurden Hofdamen in dieſem oder jenem Duodezreſidenzlein, oder man verſorgte ſie in einem der zahlreichen Klöſter und adligen Damenſtifte. Nur ganz wenige dieſer Familien haben ſich ins neunzehnte Jahrhundert hinübergerettet. Ausnahmsweiſe fanden etwa auch perſönliche Beziehungen zu einzelnen Basler Bürgerfamilien ſtatt, ſo verheiratete der Baron Reichenſtein zu Inzlingen ſeine Tochter einem bekannten Klein-Basler Geſchäftsmann, und die letzte Sproſſin aus dem Hauſe Bärenfels hat in Baſel als Frau Thurneyſen ihr Leben beſchloſſen.

Aber auch da Patriziat, die altfreien Bürger des Mittelalters, die man unter dem Namen der „Achtburger“ zuſammenfaßt und die mit den Rittern zuſammen urſprünglich ausſchließlich den Rat beſetzt hatten, konnten ſich als ſolche auf die Dauer nicht halten. Wohl ſtrebten im fünfzehnten Jahrhundert angeſehene, durch Handel und Landbeſitz reich gewordene Zunftbürger nach der hohen Stube der Achtburger, ſo die Zſchekkenpürlin, die Offenburg, von Brunn, Irmy, Holzach u. a. m.

Die übrige Bürgerschaft jedoch verfolgte dieses ungesunde Streben-tum mit größtem Mißtrauen. Nachdem der Einfluß der Ritter gebrochen war, wollte man nicht die Patrizier an ihre Stelle treten lassen. Auch bekam einzelnen dieser Familien das Vornehmtun gar nicht gut; denn manche dieser Edelleute gingen an den Gewohnheiten und Sitten des Adels zu Grunde. Daher war es kein Schaden, daß in den Jahren 1515 und 1545 durch Ratsbeschlüsse die politischen Rechte des Patriziates aufgehoben und die Mitglieder desselben auf die vier Herrenzünfte zum Schlüssel, zu Hausgenossen, Weinleuten und Safran verwiesen wurden. Dadurch sind sie wieder in den Rahmen der allgemeinen Bürgerlichkeit zurückgetreten, ohne fernerhin eine besondere Rolle, auch nicht in sozialer Hinsicht zu spielen.

Durch all diese Verumständungen ist Basel die bürgerlichste aller Schweizerstädte geworden und die paar „von", welche heute noch im Adreßbuch figurieren, lassen auf alles andere schließen, nur nicht auf altadelige Abstammung.

Auch eine Ämter-Aristokratie bestand in Basel nicht, und als zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine solche einzuführen versucht wurde, entstand eine derartige Bewegung in der Stadt, daß die interessierten Familien wohl daran taten, so schnell als möglich auf alle diese Aspirationen zu verzichten. Die Einführung des blinden Loses war die Antwort auf das 1691 er Wesen.

Man darf also für Basel den Begriff der Regiments- und Ratsfähigkeit gar nicht aufstellen; denn unsre Verfassung war seit der Reformation eine entschieden demokratische. Jedermann konnte zu Amt und Würden gelangen, ja es war für einen Basler, wenn er nicht wenigstens die Hälfte der zehn Gebote offenkundig übertreten hatte, schwieriger, nicht im Großen Rate zu sitzen, als demselben anzugehören. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zählte Basel ungefähr

15,000 Einwohner, von diesen waren etwa 6000 Fremde und Hintersäßen ohne Anteil an den politischen Rechten. Nehmen wir an, daß auf 9000 Seelen 1800 stimm- und wahlberechtigte Bürger zu stehen kommen und daß von diesen etwa 200 wegen Altersbeschwerden, Geisteskrankheit, Konkurs und anderer Hauptmängel abzurechnen sind, so saß, da der Große Rat aus 280 Mitgliedern bestand, stets der fünfte Mann in der gesetzgebenden Behörde. Auch der Kleine Rat mit seinen 64 Ratsherren, also etwa dem fünfundzwanzigsten Teil der mehrjährigen Bürger, konnte nicht als Amtsadel gelten, dazu war die Gesellschaft eine viel zu gemischte. Einzig der Ratsausschuß der Dreizehner, welche die wichtigsten Staatsgeschäfte zu behandeln hatten, besaß den Charakter einer Elite der Bürgerschaft. In dieser Behörde saßen die fähigsten und wohl auch die begütertsten Ratsherren; auch hier bestanden aber keine Sonderrechte, jeder konnte in dieses Kollegium gewählt werden, und der Wechsel in Bezug auf Familiennamen ist auch hier kein geringer.

Kommt also für Basel weder ein Geburts- noch ein Amtsadel in Betracht, sondern war es die gesamte stets sich erneuernde Bürgerschaft, welche in allen Angelegenheiten entscheidend auftrat, so kann man auch nicht behaupten, daß eine Anzahl alter Familien die treuen Hüter und Träger der Tradition gewesen sind. Nur eine kleine Zahl der heutigen bürgerlichen Familien geht über die Reformation zurück. Wir können hier keine ausführlichen genealogischen Studien anstellen, möchten auch Niemandem die Freude an seinem Stammbaum durch allfällige Zweifel verderben, aber ein Vergleich der Ratslisten zeigt, ein wie großer Wechsel im Laufe der Zeiten stattgefunden hat. Vor mir liegen die Namen von 78 Häuptern und Ratsherren aus den Jahren 1480/1481, von diesen gehören nur sechs solchen Geschlechtern an, die heute noch in Basel existieren. Es sind dies Heinrich von Brunn, Michel Meyer,

Hans Fiſcher, Hans Bratteler, Hans Iſelin und Oswald Holzach, die übrigen 72 vertreten Familien, die längſt ausgeſtorben ſind.

Daß endlich Geld und Reichtum ſtets in einer Handelsſtadt wie Baſel eine große Bedeutung gehabt haben, kann nicht geleugnet werden, doch war das kein Grund, welcher die verſchiedenen Kreiſe der Bürgerſchaft an einem engern Zuſammenſchluß gehindert hätte. Die Plutokratie hat keinen ariſtokratiſchen Beigeſchmack, jeder kann durch Glück und Arbeit wohlhabend werden. Auch zeigt die Geſchichte, daß der Reichtum eine ungemein unbeſtändige Sache iſt. Die jetzigen großen Basler Vermögen ſind faſt alle neuern Datums. Der Chriſtoph Merian'ſche Reichtum ſtammt aus napoleoniſcher Zeit. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts galten die Gebrüder Zäslin für die wohlhabendſten Bürger, und um 1760 bezeichneten die Leute den Peter Werthemann als den reichſten Mann der Stadt.

Kriege, kommerzielle Kriſen, Teurung und ſonſtiges Unglück bereiteten dem angeſammelten Vermögen oft ein jähes Ende, oder ein begüterter Kaufherr hatte zehn Söhne, von denen mehrere ſtudierten, die Folge war Zerſplitterung des Vermögens, das ſich nicht mehr vermehrte.

Viel eher machten ſich innerhalb der Bürgerſchaft Unterſchiede während längerer Zeit geltend, wenn zu dem vorhandenen Stock ſich Elemente geſellten, welche einer höhern Kulturſphäre angehörten. Dies war bei den regelmäßigen Einwanderern, wie wir ſie früher geſchildert haben, nicht der Fall, aber anders verhielt es ſich bei den italieniſchen und franzöſiſchen Refugianten, welche wegen der Glaubensverfolgungen ſehr zahlreich in Baſel ſich einfanden. Hier handelt es ſich um Vertreter einer überlegenen Kultur, es war die Quinteſſenz der begabteſten Völker Europas, die trotz aller Not ihrer Vorzüge entſchieden ſich bewußt war. Dieſe Leute ſind es auch geweſen, welche dem

induſtriellen Leben Baſels einen neuen, vorher nie geahnten Aufſchwung verliehen und das geiſtige Leben unſerer Stadt mit einer höhern Weihe erfüllt haben.

Dieſe Refugianten brauchten aber auch eine etwas längere Zeit, bis ſie ſich vollkommen in Baſel der übrigen Bevölkerung gleichgeſtellt hatten. Sie bedienten ſich noch lange der franzöſiſchen Sprache, bildeten eine beſondere Kirchgemeinde, waren den zünftigen Handwerkern durch Geſchmack und Kenntniſſe überlegen und ſtrebten nach einem Großbetrieb, der ſich mit der beſtehenden kleinzügigen Geſetzgebung nicht zuſammenreimen ließ. Sie waren daher beneidet und wurden vielfach angefochten, und doch iſt ihr Erſcheinen ein Glück für Baſel geweſen, das ohne dieſe Erfriſchung auf geiſtigem wie materiellem Gebiete ſtecken geblieben wäre. Mit der Zeit freilich haben auch dieſe Welſchen ſich amalgamiert und weſentlich dazu beigetragen, die echte alte Baslerart nicht nur zu erhalten, ſondern ihr auch friſches Leben einzuflößen.

Ob dasſelbe auch für die Einwanderung von Elementen gelten wird, welche aus entferntern Gegenden ſtammen, oder die den untern Schichten der italieniſchen Nation angehören, iſt ſchwer zu ſagen. Immerhin darf an der Zukunft nicht verzweifelt werden, wenn wir ſehen, wie bis dahin die Angelegenheit ſich geſtaltet hat. Mit welchem Eifer wollen nicht ſehr oft neue Bürger, und ſicherlich ſtets die zweite Generation, alte Basler ſein, und viele von ihnen ſind es auch tatſächlich in dem höhern oben angedeuteten Sinne. Daß aber dieſe geiſtige Einverleibung weiterhin ihre für die Geſamtheit ſo heilſamen Erfolg erzielen kann, dazu bedarf es ſeitens der anſäßigen Bürgerſchaft ſowohl einer kräftigen Betätigung aller jener guten Charaktereigenſchaften des echten Baslers, als auch eines energiſchen Zurückdrängens aller der Unliebenswürdigkeiten, womit wir hereditär belaſtet ſind. Ein Bürgermeiſter als Groß-

vater und ein Oberſtzunftmeiſter als Urgroßvater geben uns ſo wenig als großer Beſitz und ein Stammbaum, der bis auf Karl den Großen zurückgeht, das Anrecht auf den Ehrentitel eines echten alten Baslers, ſondern allein Arbeitſamkeit und werktätige Frömmigkeit, Selbſtbewußtſein ohne Stolz und Humor ohne Bitterkeit, ſie ſind es, was als Requiſit eines Basler Bürgers anzuſehen iſt, mag nun der Bürgerbrief im Jahre 1501 oder 1901 ausgeſtellt worden ſein. Möchten immer mehr alte wie neue Bürger nach dieſem Ideale ſtreben, dann braucht uns auch angeſichts der Großſtadt, der wir entgegen treiben, nicht bange zu werden für die Zukunft unſerer lieben Vaterſtadt.

Das künſtleriſche Leben in Baſel

vom 1. November 1904 bis zum 31. Oktober 1905.

Ein Rückblick auf Theater, Muſik und bildende Kunſt.

Von

Albert Geßler, E. Th. Markees und Ad. Bisſcher-van Gaasbeek.

A. Theater.

Theater? Nein.

Noch ſteht die Ruine am Steinenberg unangetaſtet. Dann und wann kleben zornige oder höhniſche Zettel und Pamphlete an den rüttelnden Brettertüren der einſtigen Eingänge — und in Kommiſſionen, denen das Schickſal des Theaters anheimgegeben iſt, ruht, ſtreitet und arbeitet man. Einſtweilen iſt noch nichts Genaues beſtimmt, nicht einmal der Platz für den Neubau, geſchweige eine Zeit, zu der wir wieder ein Stadttheater haben werden.

Es gibt einen kleinen Erſatz dafür: Das Theater Bömly in Kleinbaſel. Schon Herr Bömly ſelbſt hat ſich rühmlich angeſtrengt, Gutes zu bieten, und zu Beginn dieſes Winters hat ſich Herr Direktor Hans Edmund mit ſeiner Truppe auf ein Programm geeinigt, dem man den künſtleriſchen Ernſt des Theaterleiters anſieht. Bis Ende Oktober ſind denn auch ſchon eine ganze

Reihe klaſſiſcher und moderner Stücke, auch wirkliche Novitäten, im Bömly-Theater aufgeführt worden, und man darf ſagen, Herr Edmund ſetzt alles dran, um gute Leiſtungen zu bieten. —

B. Literariſche Abende.

Aufgemuntert durch den Erfolg ihrer erſten drei Dichterabende im Winter 1903/1904, hat die Allgemeine Leſegeſellſchaft auch im Winter 1904/1905 ſolche Soiréen arrangiert. In der erſten las der Schweizer Schriftſteller Ernſt Zahn aus Göſchenen Gedichte und Novellen. Am zweiten Abend trug Ernſt v. Poſſart, der im vorigen Jahre Schiller dargeboten hatte, Gedichte von Goethe vor; der Zudrang zu dieſer Gelegenheit, von einem berühmteſten Vortragsmeiſter Goethe zu hören, war ein enormer. Als dritten bekam man den Freiherrn Georg v. Ompteda zu hören, der einige von ſeinen Novellen vorlas.

Einen weiteren literariſchen Abend veranſtaltete der Komiker C. W. Büller; er gab Ernſtes und Komiſches in bunter Miſchung.

Sodann darf auch der Abend erwähnt werden, an welchem Herr Dr. Otto Groß Gedichte von Leuthold vorgetragen hat.

Literariſch künſtleriſche Ereigniſſe ſchönſter Art waren die Schillerfeiern des Jahres 1905.

Am 9. Mai, Schillers hundertſtem Todestag, hat zunächſt im Münſter ein großer offizieller Akt ſtattgefunden, bei welchem ein weihevolles Muſikſtück von Gabrieli und die vom „Basler Geſangverein“ ausgeführte „Nänie“ von Brahms eine Rede von Herrn Prof. John Meier einrahmten. Ein poetiſcher Prolog, gedichtet und geſprochen von Herrn Carl Albrecht Bernoulli, war vorangegangen, nachdem ein Mendelsſohnſches Orgelſtück das Ganze eingeleitet hatte. — Am 19. Mai folgte dann eine zweite Veranſtaltung und zwar in der Burgvogtei. Die Kom-

miſſion, die zur Anhandnahme von Schillerfeiern zuſammengetreten war, hatte in ihrer erſten Sitzung noch an das Theater und an eine Dilettanten-Aufführung des „Tell“ denken können. Dann war das Unglück über unſer Muſenhaus gekommen, und man hatte den Muſikſaal ins Auge gefaßt; auch der war ſchließlich nicht zu haben und man mußte die Burgvogteihalle nehmen. Doch iſt auch dort das Schillerfeſt aufs beſte gelungen. Es begann mit einem Orcheſterſtück „Die Ideale“ von Liszt; dann kam ein Prolog mit einem edlen lebenden Bilde, in welchem die Hauptgeſtalten Schillerſcher Dramen ſich um die Büſte des Dichters gruppierten. Darauf folgte eine Szene aus den „Räubern“, dann Mendelsſohns Feſtgeſang „An die Künſtler“ (von der Liedertafel). Hierauf trat der Deklamator Herr Dr. Emil Milan an die Rampe und ſprach Schillers „Glocke“ nebſt dem Goetheſchen „Epilog“ dazu. Der Abend ſchloß mit zwei Szenen aus „Wilhelm Tell“: „Schwur der drei Männer“ und „Rütli“. Am Sonntag darauf wurde die Feier zu billigen Preiſen wiederholt. Der Andrang war gewaltig. Die dramatiſchen Szenen waren vom Verein „Quodlibet“ und verehrlichen Dilettanten ausgeführt worden.

Die Oper.

†

C. Konzerte.

Unſere Leſer erinnern ſich möglicherweiſe noch daran, daß wir die letztjährige kleine Konzertchronik mit einer Betrachtung über die Überproduktion auf muſikaliſchem Gebiet, ſpeziell in Konzerten, eingeleitet hatten. Wir ſagten damals, „es ſei durchaus keine Ausſicht vorhanden, daß es bald beſſer kommen werde.“ Die Tatſachen haben uns recht gegeben. Am 7. Oktober brannte

das Theater ab, und von da an schien es fast, als ob alle möglichen auswärtigen Künstler die Verpflichtung fühlten, die im hiesigen Musikleben durch den Ausfall der Oper entstandene Lücke ausfüllen zu müssen. Meist geschah dies mit sehr zweifelhaftem Erfolg, soweit er wenigstens die materielle Seite des Unternehmens betraf. Eine Reihe tüchtiger Künstler und Künstlerinnen mußten sich in leeren oder schlecht besetzten Sälen produzieren. Man kann bei der zu großen Menge des Gebotenen dem musikalischen Publikum keinen Vorwurf daraus machen, daß es eben die Konzerte nur soweit besucht, als es Bedürfnis nach solchen empfindet.

In keiner Weise zu leiden hatten indessen unter dieser Konzertflucht des Publikums die ständigen Aufführungen der hier ansässigen musikalischen Gesellschaften und Vereine. Wir stellen unter ihnen wie gewohnt an die Spitze die zehn Symphoniekonzerte der Allgemeinen Musikgesellschaft; sie nahmen ihren Anfang am 16. Oktober 1904 und endigten am 5. März 1905. Zum ersten mal traten in dieser Saison die sogenannten „einheitlichen" Programme in die Erscheinung; d. h. die Komponisten kamen in Gruppen, die entweder in historischer Beziehung oder nach der künstlerischen Richtung zusammengesetzt waren, zum Wort. So brachte z. B. der erste Abend Bach, Händel und Haydn, ein anderer lauter Werke von Brahms, wieder ein anderer die Franzosen, einer die deutschen Romantiker u. s. w. Was die Auswahl der vorgeführten Orchesterwerke anbetrifft, so wurde dabei, wie recht und billig, soviel wie möglich allen Geschmacksrichtungen Rechnung getragen. Einen wesentlichen Fortschritt gegen die früher in Basel übliche Praxis bedeutet es, daß unsere Konzertleitung bestrebt ist, Novitäten, die in der Kunstwelt von sich reden machen, auch möglichst bald dem Konzertpublikum vorzuführen. Aus diesem Gesichtspunkt ist z. B. die Aufführung der „Sym-

phonia domestica“ von Richard Strauß (8. Januar 1905) und der ſymphoniſchen Dichtung „Wieland der Schmied“ von S. v. Hausegger (5. März 1905) zu betrachten. An Soliſten, die in dieſen Konzerten auftraten, nennen wir hier beſonders Saraſate, Buſoni, Otto Hegner, Marteau.

Auch die Kammermuſik-Abende boten zum großen Teil hohen Genuß; neben den Produktionen unſeres bewährten Quartetts feſſelten Vorträge hieſiger und auswärtiger Gäſte die Aufmerkſamkeit der Zuhörer. Es liegt in der Natur der Sache, daß in dieſen Konzerten die älteren Meiſter bevorzugt wurden. Indeſſen wurden auch neue Erſcheinungen berückſichtigt, wie der Kammermuſikabend vom 7. Februar beweiſt; es kam ein Streichquartett von Max Reger zur Aufführung durch die Herren Kötſcher, Wittwer, Schaeffer und Treichler. Da wir gerade an Reger ſind, mag hier auch eines „modernen Sonatenabends“ (20. Januar 1905) Erwähnung geſchehen; das Programm brachte je eine Violinſonate von den Herren Andreae, Niggli und Reger. Die Komponiſten verſahen den Klavierpart, Henri Marteau legte dabei als Geiger das Gewicht ſeines Künſtlernamens in die Wagſchale. Der Beſuch dieſer Konzerte war ein recht guter; er zeigt, daß das Intereſſe an gediegener Kammermuſik in weiten Kreiſen vorhanden iſt.

Eine Einrichtung, die in erſter Linie dem Theaterbrand und der Notwendigkeit, das Orcheſter angemeſſen zu beſchäftigen, ihr Daſein verdankte, waren dann die ebenfalls unter der Leitung von Kapellmeiſter Hermann Suter ſtehenden acht „Populären Symphoniekonzerte.“ Am 2. November beginnend, brachten ſie der Reihe nach alle Beethoven'ſchen Symphonien, von denen die „Neunte“ in einem Extrakonzert am 19. März, unter Mitwirkung des Geſangvereins, ſowie hieſiger und auswärtiger Soliſten, den ganzen Cyclus krönte.

Das Publikum brachte diesem Unternehmen, in dem ausschließlich reine Orchestermusik gepflegt wurde, von vornherein lebhafte Sympathien entgegen und bewies diese durch regen Besuch der Konzerte.

Der Gesangverein bescherte uns am 8. Dezember wieder einmal das „Deutsche Requiem" von Brahms[1]). Sodann brachte er am 17. Februar zwei Werke schweizerischer zeitgenössischer Komponisten heraus, nämlich die Gruppe aus dem Tartarus" von Herrn Walter Courvoisier, unserem begabten Basler Mitbürger, und Charons Nachen" von Herrn Volkmar Andreae in Zürich. Beide Werke wurden von ihren Autoren dirigiert und fanden sehr freundliche Aufnahme beim Publikum. Zu diesen „Novitäten" trat im gleichen Konzert noch eine dritte, aus dem 18. Jahrhundert stammende, die Sebastian Bach zum Schöpfer hat: seine Kantate „Der zufriedengestellte Aeolus." Im letzten großen Konzert der Saison kam dann im Münster in einer sehr schönen Aufführung die „Missa solemnis" von Beethoven an die Reihe (4. Juni). Von kleineren Konzerten des Vereins erwähnen wir noch das übliche Weihnachtskonzert (26. Dezember), das hauptsächlich Chorgesänge a capella aufwies.

Die Liedertafel trat zum ersten mal im letztjährigen Winter am 6. November auf, und zwar in einem Konzert, das sie zu Gunsten des Personals des abgebrannten Theaters gab. Das Programm bestand hauptsächlich aus kleineren Kompositionen für Chor, sowie aus Solonummern für Gesang und für Klavier. In größeren Linien gehalten war dann das Orchesterkonzert am 29. Januar, dessen Hauptgaben in Faißts „Macht des Gesanges", Schuberts „Gesang der Geister über den Wassern", dem „Germanenzug" von Bruckner und dem

[1]) Wir unterlassen es der Kürze wegen, die Solisten jedes Konzertes einzeln aufzuzählen. E. Th. M.

„Skolion“ von Gustav Weber bestanden. Von besonderem Interesse für die der Liedertafel nahestehenden Kreise war das am 14. Mai abgehaltene Frühlingskonzert. Es wurde in dieser Aufführung zum ersten mal der vom Verein für das Zürcher Sängerfest gewählte Wettgesang „Lied der Freundschaft“ von Richard Strauß öffentlich in Basel gesungen. Von anderen in diesem Konzert zu Gehör gebrachten Chorstücken seien hier noch erwähnt Schuberts 23. Psalm, drei Chöre von R. Schumann und ein Lied „Vor der Schlacht“ von Liszt.

Der Basler Männerchor gab in der Zeit, die für unsere kleine Chronik in Betracht fällt, nur ein Konzert, und zwar am 26. Februar. Neben Chorliedern verschiedener Komponisten kamen auch (zum ersten mal in Basel) die Brahms'schen Volkslieder für gemischten Chor und Vorsänger zur Wiedergabe. Wir müssen wegen des beschränkten Raumes auf weitere Einzelheiten auch dieses Programmes verzichten, wie dies übrigens auch in anderen Teilen des Berichtes nötig war. Wir beschränken uns nur auf die Hauptsachen.

Wir können unsere kleine Chronik nicht schließen, ohne mit einem kurzen Worte eines Toten zu gedenken, der während mehr als einem Vierteljahrhundert an der Spitze der musikalischen Bestrebungen und Ereignisse stand. Am 7. Juli 1905 ist Dr. Alfred Volkland aus dem Leben geschieden, der feinfühlige Künstler, der namentlich auf dem Gebiete der klassischen Kunst als Dirigent Hervorragendes geleistet hat, dessen feinem Verständnis für Bach, Beethoven, Schumann und Brahms wir auch in der Zeit seines Wirkens eine große Anzahl von mustergiltigen Aufführungen von Werken der genannten Meister verdanken, Aufführungen, die im Gedächtnis Aller bleiben werden, die sie miterlebt haben. Was der Verstorbene für die Pflege edelster Kunst als Leiter der Abonnementskonzerte, des Gesang-

vereins und der Liedertafel gewirkt hat, kann hier nicht eingehend behandelt werden. In den musikalischen Kreisen Basels wird man, eingedenk dessen, was man ihm verdankt, sein Gedächtnis stets in hohen Ehren halten, und der Name Alfred Volkland wird in der lokalen Kunstgeschichte Basels seinen guten Klang auf alle Zeiten behalten.

D. Malerei und Plastik.

Vom letzten Jahre her ist noch nachzutragen, daß der Landschaftsmaler Lorenz Rüdisühly (geb. 1835) seinen 70. Geburtstag feierte. Zu seiner Ehrung hatte der Basler Kunstverein eine Spezialausstellung von Werken des Künstlers veranstaltet und ihn durch ein Bankett geehrt, zusammen mit dem verdienten Kunsthalle-Verwalter Emanuel Bernoulli-Müller.

Im November gab es dann zunächst eine Ausstellung, die dreierlei zeigte: erstens Bilder moderner Italiener, darunter nichts Hervorragendes; zweitens originelle Heimatbilder des Wiesentälers Hermann Daur: „Heimattal", „Blick auf die Rheinebene", „Oetlingen"; drittens und hauptsächlich waren Werke des eigenartig groß schaffenden Landschaftsmalers Wilh. Ludwig Lehmann zu sehen: prächtig gesehene Alpenbilder (eines davon, „Mondnacht [Bernina]", hat das Museum erworben), sodann feintonige Seestücke und zwei geschmackvolle Damenbilder. Sie alle erwiesen den 1861 in Zürich geborenen, in München tätigen Künstler als einen der bedeutendsten neueren Schweizermaler, dem mit Recht auch das Ausland gebührende Achtung schenkt.

Eine interessante Ausstellung war die der „Breisgauer Fünfer": es gab da Karl Heffner ein paar seiner verblüffend geschickten, aber etwas unruhig flimmernden Landschaften; Hermann Dischler hatte vornehmlich Winterbilder zu zeigen, Fritz Reiß figürliche und landschaftliche Zeichnungen, Ludwig

Zorn einfache, ſchwertonige Landſchaften zu bieten. Der fünfte war der Skulptor Hans Reiß mit einigen netten Sächelchen.

Faſt die wichtigſte Basler Ausſtellung iſt die jeweilen zu Weihnachten vom Kunſtverein ausſchließlich für Basler Künſtler veranſtaltete. Sie iſt gewöhnlich ſo reich wie gut beſchickt und beweiſt, daß Baſel als ſchweizeriſche Kunſtſtadt einen hohen Rang einnimmt. Unter den Porträtiſten ragte diesmal der junge Heinrich Altherr mit ganz bedeutenden Arbeiten hervor; erwähnt ſeien das ſtilvolle Bildnis einer Dame in Weiß und das Porträt des Vaters des Malers (Pfr. Altherr). Rudolf Löw hatte als Hauptwerk ein großes Damenbild in ſtiliſierter Landſchaft, als kleinere Sachen ein paar ſcharfe Zeichnungen ausgeſtellt. Ein beachtenswertes Talent iſt Eſther Mengold; ſie ſtellt mit eindringender Charakteriſierungskunſt groß und klar, ſowohl in Zeichnung wie in Öl, wirklich lebendige Menſchen dar. — Eine in Form und Farbe außerordentlich noble „Mutter mit Kind“ hatte Wilhelm Balmer ausgeſtellt, der diesmal allerdings nicht vornehmlich als Porträtiſt, ſondern als Marinemaler mit prachtvoll farbigen Studien ſich ſeinen Mitbürgern zeigte. Gute Porträts gaben auch Max Buri, Marie Piccard, Auguſta Roßmann, Alfred Peter und Albert Höflinger. Unter den Landſchaften ragte ein ſtrahlender „Herbſtabend am Meer“ von Carl Burckhardt vor allem hervor; auch andere leuchtende Seeſtücke dieſes eigenartig groß auffaſſenden Malers zogen energiſch an. Sein Bruder Paul Burckhardt überraſchte durch ein paar kunſtvolle und einfache Landſchaftsaquarelle. Fritz Völlmy gab einen feintonigen, leuchtend harmoniſchen „Hafen von Genua“, ſowie ein paar Bodenſeebilder mit außerordentlich geſchickter Luftbehandlung. Unter den fleißigen und kräftigen Bildern von Otto Mähly zog ein „März im Jura“ beſonders an. — Den Jura malt mit Vorliebe und vorzüglichem Geſchick durchaus charakteriſtiſch

Emil Schill. Fritz Mock hatte breit und ſicher wirkende Aquarelle aus der Umgebung von Baſel und aus Graubünden zu zeigen, Jakob Wagner, der in Locarno arbeitet, unter anderem Guten einen feuchtduftigen „Sonnenuntergang“. Carl Theodor Meyer gab ein paar ſeiner ſtets ſo poetiſchen Naturausſchnitte, Maria La Roche einige geſchickt und ſtimmungsvoll erfaßte ſpaniſche Landſchaften, Burkhard Mangold ein farbig flott wirkendes „Bänklein vor dem Riehentor“, ein groß und originell gefaßtes Stück „Laufenburg“, ſowie einige kräftige Porträts. Ferner hatten Walther Enholtz, Franz Krauß, Hermann Neukomm, Albert Wagen, Philipp Labhardt, Hans Süffert, Karl Roſchet, Gertrud Dietſchy, Annie Lierow, Maria Siebenmann, Alice Bauder, Fr. Reck F. B. Weißbrod, G. Gyſin, Hermann Egger, Ernſt Seifert und Hans Blendinger zum Teil recht lobenswerte Landſchafts- und Architekturbilder ausgeſtellt. — Im Genrefach war zunächſt ein Bild von Fritz Burger da, das allgemeine Anerkennung fand: „Vor der Kirche“. Hans Lendorff hatte eine Serie ſeiner ſo poetiſch feinfarbigen und doch groß und plaſtiſch geſehenen jungen Italienerinnen zu bieten; Ernſt Breitenſtein gab ein paar kräftige ländliche Charakterfiguren. Etwas vom beſten war ein in Stil und Farben ſtrenges, aber doch lebendiges religiöſes Bild von Hermann Meyer: „Die Stunde der Grablegung“, intereſſant ein paar Sachen von Carlo Böcklin: „Quellnymphe“ und „Cerberus“, ſie zeigten einen zeichneriſchen und farbigen Stil, aus dem man erkennt, daß der Sohn des großen Meiſters mit Ernſt neue Bahnen neben denen des Vaters ſucht. — Von Gottfried Herzig waren außer etlichen das myſtiſche Gebiet ſtreifenden Bildern einige ſehr ſchlicht natürliche Sachen: „Abend“ und „Gewitterregen“ ausgeſtellt. Auch Alfred Mayer, Marie Sandreuter, Charles Bulffer und Emil Beurmann hatten

gute Arbeiten zu zeigen. — Im Plaſtiſchen feſſelten ein paar Büſten, ferner einige originelle Bronzefigürchen von Frau S. Burger-Hartmann mit Recht die allgemeine Aufmerkſamkeit. Vom Medailleur Hans Frey ſah man einige der mit gewohnter Meiſterſchaft gearbeiteten Plaketten. Ein Hauptwerk war eine von beſtem Verſtändnis der Form zeugende Wachsbüſte von Max M. Schmidt. Zur Plaſtik durften auch originelle Schmiedeiſenarbeiten von Bohland & Bär gerechnet werden. — Während der Weihnachtsausſtellung war im Untergeſchoſſe eine edle plaſtiſche Gruppe „Der Kuß“ von Ed. Zimmermann zu ſehen; das ſchöne Werk iſt, als ein Haupterzeugnis der neueren ſchweizeriſchen Plaſtik, ins Muſeum erworben worden.

Im Februar fand eine Ausſtellung der „Société Suisse d'Aquarellistes“ ſtatt, d. h. von 21 Künſtlern, die, zum Teil neben der Ölmalerei, die Waſſerfarbenkunſt betreiben. Es ſind vornehmlich Welſchſchweizer; doch gehören auch Deutſchredende, ſo der Berner Chriſtian Baumgartner, der Zürcher Adolf Thomann und die Basler Theophil Preiswerk und Emil Beurmann der Geſellſchaft an; die letztgenannten haben einige von den landſchaftlich und figürlich beſten Blättern der Ausſtellung geboten.

Im März ſandte der Münchner Kunſthändler Heinemann eine Kollektion Bilder nach Baſel, darunter Böcklins „Cimbernſchlacht“, ferner drei ausgezeichnete Porträts von F. v. Lenbach, F. Stuck und F. A. Kaulbach. Auch ſonſt war manches Gute da, z. B. ein kleiner Leibl, zwei Bildchen von Wilh. Dietz, eines der berühmten Fiſchſtilleben von E. Zimmermann, ſodann ein Calame, ein Thoma und ſogar zwei Kleinigkeiten von J.-F. Millet.

Dann kam abermals Ausland, und zwar ſehen wir eine Anzahl charakteriſtiſcher Eifelbilder von Hans von Volkmann (Karlsruhe)

Im Juni erſchien die Turnusausſtellung des ſchweizeriſchen Kunſtvereins bei uns; es waren darin ein paar Porträtſtudien von Fritz Burger und Cuno Amiets „Garten“, höchſt beachtenswerte Werke. Otto Gampert, Fritz Widmann und die Basler Fritz Völlmy, Otto Mähly, Fritz Mock und Burkhard Mangold waren mit guten Landſchaften vertreten. Im ſelben Fache gaben auch der junge Aarauer Max Burgmeier und W. L. Lehmann Bedeutendes. Karl Liner und Hans Beat Wieland überraſchten durch Rieſenleinwände mit Sennen- und Bergdarſtellungen. — Kurze Zeit darauf ſtellte der Bildhauer Dr. Richard Kißling aus Zürich Entwürfe zu vier Reiterfiguren, Herolden baslerischen Fleißes, aus, mit denen er die vier leeren Pfeiler der Wettſteinbrücke ſchmücken möchte.

Im September machte der in Florenz lebende Basler Wilh. Balmer eine Separatausſtellung, vornehmlich von Porträts; ſie zeigte den geſchätzten Künſtler auf der vollen Höhe ſeines Könnens; namentlich wurden ſeine Kinderbilder gelobt. — Gleichzeitig waren Porträts, ſämtlich lebensgroße Figuren, von Frau V. Zäslein-Benda (Berlin) ausgeſtellt. — Dieſe Separatausſtellung ging dann in die „permanente“ über, in der Werke von Ferdinand von Keller, Manuel Wielandt, Kaſpar Ritter, Otto Propheter und anderen hervorragenden Mitgliedern der Karlsruher Kunſtgenoſſenſchaft mit lebensvollen Aquarellen der Basler Beurmann, Fiechter, Mähly und Mock vereinigt waren.

Eine der intereſſanteſten Ausſtellungen fand im Oktober ſtatt; ſie war von der „Geſellſchaft ſchweizeriſcher Maler, Bildhauer und Architekten“ arrangiert, die damit einen Anfang zu periodiſchen Darbietungen hat machen wollen. Faſt aus allen Kantonen war Gutes oder doch Intereſſantes zuſammengekommen. Erwähnt ſeien aus dem Aargau ein ſchlichtes Portrait von E. Bolens und Landſchaften von M.

Burgmeier; aus Basel Aquarelle von Beurmann, Mock und Mähly, ein italienisches Mädchen von H. Lendorff, ein Porträt und einige Stilleben von F. Schider und eine „Gänseherde" von B. Mangold; aus Bern zwei prachtvolle stilisierte Landschaften (eine davon ins Basler Museum erworben), sowie ein Figurenbild „Empfindung" von F. Hodler, „Wäscherinnen" von C. Amiet, „Tanzmusikanten" von M. Buri und ein Genrebild „Heißer Tag" von dem Hodlerschüler E. Boß; aus Genf interessant dekorative Parkstücke von A. Hugonnet, Porträts von Henri van Muyden und eine feine Skulptur „Des Poeten Tod" von A. de Niederhäusern; aus Lausanne ein Riesenbild „Der Weg nach Golgatha" von E. Burnand und ein Pastellporträt von J. Renevier; aus Luzern Landschaften von Jos. Cl. Kaufmann und ein „Morgen vor dem Gelübde" von H. Bachmann. Von den Münchner Schweizern hatten H. B. Wieland einen „Führer", C. Th. Meyer-Basel Landschaften, Otto Gampert einen „Chiemsee", Ad. Thoman Tiere, Karl Itschner eine poesievolle Zeichnung „Totentanz" und Hugo Siegwart eine strenge Dianabüste ausgestellt. Weiter seien genannt: aus Neuenburg L. de Meurons Porträtstück „Das Kind" und G. Jeannerets „Mohnblumen"; aus Paris Jacques Ruchs Landschaften und „Das Bild im Spiegel", ein Pastell von Louise C. Breslau (ins Museum angekauft); aus Tessin ein Triptychon „Der Schäfer" von G. Giacometti; aus Zürich ein „Familienbild" von S. Righini.

Das Basler Gewerbemuseum veranstaltet hie und da eine Ausstellung von kunstgewerblichen Sachen; in dieser Berichtsperiode hat es eine Entwicklung des Stuhles von den ältesten bis zu den modernsten Formen gezeigt.

Unser Bericht über die bildende Kunst in Basel wäre unvollständig, wenn wir nicht auch der vorzüglichen Publikation der Basler Kunstsammlung: „Handzeichnungen schweizerischer

Meiſter des 15.—18. Jahrhunderts" erwähnen würden, die, im Auftrag der Basler Kunſtkommiſſion, im Verein mit den Proff. D. Burckhardt und H. A. Schmid, vom Konſervator der öffentlichen Kunſtſammlung Prof. Paul Ganz herausgegeben wird. Bis jetzt ſind drei Lieferungen zu je 15 Blatt erſchienen. Sie machen dem Herausgeber, ſowie den Verlegern Helbing und Lichtenhahn hohe Ehre. Die vorzüglichen Reproduktionen ſind ſämtlich in Baſel erſtellt worden.

D. Architektur.

Des verfloſſenen Jahres Hauptereignis auf dem Gebiete der Baugeſchichte unſerer Stadt iſt die Vollendung der mittleren Rheinbrücke. Am 10. November 1902 begonnen, wurde dieſes monumentale Werk der Ingenieurkunſt in der verhältnismäßig kurzen Zeit von drei Jahren durch die Brückenbauunternehmung A. Buß und Ph. Holzmann fertiggeſtellt. Der baukünſtleriſche Teil der Aufgabe lag in den Händen des Architekten E. Faeſch. Die Vorarbeiten reichen zurück bis in das Jahr 1897, wo die Firma Alb. Buß & Cie. die erſten Studien unter Zuziehung des genannten Architekten begann. Aus dem großen Preisausſchreiben im Jahre 1901 als Sieger hervorgegangen, haben die vom Staat mit der Ausführung der Brücke betrauten Unternehmer A. Buß und Ph. Holzmann den Ingenieur-Anteil der Aufgabe, dank den modernen Fundierungsmitteln, trotz allen Schwierigkeiten glatt gelöſt. Bei der künſtleriſchen Durchbildung der Brücke erſtrebte der Architekt, dem als beratender Freund Profeſſor Friedrich von Thierſch (München) zur Seite ſtand, dem Werke den Stempel des Neuen und Zeitgemäßen zu geben, dabei aber die Eingliederung in das alte Stadtbild möglichſt zu berückſichtigen. Das „Käppeli" der alten Brücke wurde ſorgfältig abgetragen, reſtauriert und auf der neuen Brücke ſo angebracht, daß es mit ihr zu einheitlicher Wirkung gelangen konnte. Auch

die Zugänge zur Brücke vom Kleinbasler-Ufer, sowie die Beleuchtungsmaſten fügen ſich dem ganzen Werke organiſch ein. Die Übergabe der Brücke durch die Unternehmer an den Staat wurde mit einer feierlichen Einweihung am 11. November 1905 vollzogen.

Mit großem Intereſſe beobachten wir den Fortſchritt der Bauarbeiten am Empfangsgebäude für die Schweizeriſchen Bundesbahnen, deſſen Hauptfaçade als Abſchluß des Centralbahnplatzes von hoher Bedeutung für unſer Stadtbild ſein wird. Die Erwartungen ſind im hohen Maße geſpannt. Die Architekten E. Faeſch und E. LaRoche haben die architektoniſche Bearbeitung im Äußern und Innern dieſes von der Kreisdirektion II der Schweizeriſchen Bundesbahnen entworfenen Baues übernommen. Das Detail bewegt ſich im Formengebiet vom Ende des 18. Jahrhunderts. Der nächſte Bericht wird uns Anlaß geben, die Wirkung des Gebäudes im Zuſammenhang mit der übrigen Umgebung des Platzes zu beſprechen.

Auch am badiſchen Bahnhof geht die Arbeit ohne Unterbrechung von ſtatten.

Von ſtaatlichen Bauwerken ſind noch einige zu erwähnen.

Die nach den Plänen des Hochbauinſpektors II, Architekt Th. Hünerwadel, ausgeführte höhere Töchterſchule am Kohlenberg rückt der Vollendung entgegen. Sodann das Schulhaus für die Mädchen-Sekundarſchule an der Ecke der Zähringer- und Breiſacherſtraße, zu dem die Pläne vom Hochbauinſpektor I, Architekt C. Leiſinger, entworfen ſind. Hier geſtattete der ſchmale Bauplatz dem Architekten eine unregelmäßige Grundrißdispoſition nicht; es wurde eine ſymmetriſche Geſtaltung vorgezogen. Abweichend von den übrigen hieſigen Schulhausbauten wurde der Examen- und Singſaal in das Erdgeſchoß verlegt. Es dürfte dieſe Anordnung auch in äſthetiſcher Beziehung nicht zu beanſtanden ſein. Die einfachen Façaden zeigen Formen der Frührenaiſſance mit

modernen Anklängen. Der Übergang von der Zweiteilung der Fenstergruppe im Mittelbau in die Dreiteilung ist durch flache erkerartige Ausbauten im I. Stock vermittelt. Zur Erzielung einer bewegteren Silhouette ist die Dachgesimslinie durch einfach geformte Giebel unterbrochen. Ein Hauptmotiv bietet der als Zugang zu der verlangten Aussichtsterrasse dienende Treppenturm an der Südwestecke, der unten als offene Halle ausgebildet ist. Die daran angebaute Turnhalle zeigt in der Fenstergestaltung ähnliche Formen wie der Examensaal.

Für Zwecke der Staatsverwaltung wurde vom Hochbauinspektor II, Architekt Th. Hünerwadel, ein Aufbau auf das Hintergebäude des Falkensteinerhofes am Münsterplatz, sowie ein Verbindungsbau zwischen jenem und dem alten Domhof projektiert und vor kurzem im Rohbau fertig gestellt. Da diese Gebäudepartien einzelne noch unzusammenhängende Glieder des nach und nach zu erstellenden Verwaltungsgebäudes und daher nur Teile eines künftigen Ganzen sind, so geben sie noch kein abgeschlossenes Bild; wir verschieben deshalb eine Besprechung auf später.

Ein vom gleichen Architekten entworfenes neues Brausebad am St. Johannsplatz nähert sich der Vollendung im Rohbau. In Formgebung und Material ist ein gewisser Anschluß an das St. Johanntor gesucht.

Als Dependance vom Vesalianum wurde mit den einfachsten Mitteln an der Vesalgasse eine kleine Abwartwohnung erbaut. Die Façaden sind mit grauem Besenwurf verputzt; die Läden und Dachgesimse sind rotbraun gestrichen, um dem Ganzen einen freundlichen Eindruck zu verleihen. (Architekt C. Leisinger, Hochbaubureau I.)

Von demselben Architekten wurde das Haus St. Johannvorstadt Nr. 14, ursprünglich „zur kleinen Mägd" genannt, einem Umbau unterzogen. Es hat schon verschiedenen Zwecken

gedient; zuletzt als Lindenmeyersche Färberei umgebaut, wurde es im Jahre 1900 durch die öffentliche Verwaltung angekauft. Im laufenden Jahre ist es nun als Filiale der Basler Pfandleih-Anstalt eingerichtet worden. Die Straßenfaçade wurde in ihrer alten Form zurückgesetzt und der malerische Holzgiebel ergänzt, um den Charakter des alten Hauses tnnlich zu wahren.

Über die Filteranlage des städtischen Wasserwerks auf dem Bruderholz haben wir im letzten Berichte gesprochen. Die Façaden der mächtigen Reservoirs und Filter haben durch eine einfache kräftig profilierte Architektur, sowie durch die Wahl des Granits als Baumaterial, einen währschaften Ausdruck gewonnen. Der ernste Gesamteindruck dieser umfangreichen, für die sanitären Zustände unserer Stadt so wichtigen Anlage wird belebt durch ein Magazin- und Bureaugebäude, das sich, in einfachen Formen gehalten, durch seine malerische Silhouette der Naturschönheit der Umgebung anpaßt. (Architekt E. Vischer.)

Der schon in unserm vorjährigen Bericht erwähnte Anbau an den Musiksaal am Steinenberg wurde in diesem Jahr vollständig fertig gestellt und mit Beginn der Konzertsaison der Öffentlichkeit übergeben.

Er enthält im Erdgeschoß einen geräumigen Korridor, ein großes Stimmzimmer, die Bibliothek der Allg. Musikgesellschaft, sowie drei Solistenzimmer. Bei Benutzung des den I. Stock einnehmenden neuen Konzertsaales kann das Stimmzimmer als Garderobe verwendet werden. An der Steinenbergfaçade verbindet eine Treppe das eine der Solistenzimmer mit dem neuen Konzertsaale, so daß es für diesen als Stimmzimmer benutzt werden kann. Gleichzeitig isoliert aber dieser Treppenraum den neuen Saal gegen die Geräusche der Straße, welche namentlich seit der Einführung der Straßenbahn sehr störend geworden sind. Der neue Konzertsaal im I. Stock enthält, mit seiner an der Schmalseite gegen das historische Museum an-

geordneten Galerie, 550 Sitzplätze. Der Saal ist mit dem Balkon des großen Musiksaales in Verbindung gebracht, so daß das ganze Stadtkasino-Gebäude von der einen schmalen Façade am Steinenberg bis zur gegenüberliegenden am Barfüßerplatze in der Höhe des I. Stockwerkes zu einem auf gleichem Niveau liegenden Ganzen verbunden werden kann. Die Besitzerin des Gebäudes, die Stadtkasino-Gesellschaft, wurde zu dem Anbau veranlaßt durch den Umstand, daß die Räume, die sie dem Publikum zur Verfügung stellen kann, immer ausgiebiger benutzt wurden, und daß es wünschenswert war, rein musikalische Veranstaltungen mehr von denjenigen Teilen des Gebäudes zu trennen, in denen die Wirtschaft betrieben wird.

Gleichzeitig wurde auch der Musiksaal einer gründlichen Renovation unterzogen; eine neue Dampfheizung wurde angebracht, die Dekoration nach den Intentionen des Erbauers J. J. Stehlin vervollständigt, die Beleuchtungskörper erneuert, das Musikpodium abgeändert und endlich eine Orgel in der Nische über dem Orchester aufgestellt. Damit hat der Saal diejenigen Teile noch erhalten, welche, von Anfang an beabsichtigt, der großen Kosten wegen bis jetzt nicht zur Ausführung hatten gebracht werden können. (Architekt F. Stehlin.)

Zu Basel gehören auch zwei in Riehen von Architekt E. Vischer ausgeführte Bauten gemeinnützigen Zweckes. Es sind dies die Anstalt „zur Hoffnung“ und der Spital der Diakonissen-Anstalt. Mit Rücksicht auf ihre Lage in einer landschaftlich reizvollen Gegend ist das Äußere dieser Gebäude in ausgesprochener Weise auf eine malerische Wirkung hin entworfen. Der Architekt hat sich zur Erreichung dieses Zieles, wie bei mehreren andern seiner jüngeren Werke, eines Stiles bedient, der, bei freier Durchbildung, auf der bürgerlichen Architektur des Übergangs vom Mittelalter zur Renaissance fußt.

Ein Neubau für den israelitischen Spital ist an der Ecke der Buchen- und Gotthelfstraße in Ausführung begriffen. (Architekt Rud. Sandreuter.)

Im Innern der Stadt sind auch in diesem Jahre wieder eine Anzahl Geschäftshäuser in Angriff genommen worden, deren Vollendung aber erst im nächsten Jahr erfolgen wird.

Der Neubau der Schweizerischen Kreditanstalt, Freiestraße Nr. 115, wird von Architekt E. Faesch nach seinem zur Ausführung gewählten Konkurrenzprojekt vom Frühling dieses Jahres erstellt. Die Architektur dieses imposanten Baues zeigt das Bestreben, durch möglichst einfache und große Gliederung eine ruhige monumentale Wirkung zu erzielen.

Ein anderes Bankgebäude entsteht auf der Liegenschaft zum „Schaltenbrand“: Die Eidgenössische Bank hat hier den Architekten Rud. Sandreuter mit der schwierigen Aufgabe betraut, auf dem sehr beschränkten Platz ihr Geschäftshaus zu erbauen.

Weitere Neubauten bemerken wir an der Falknerstraße, bezw. Gerbergasse und an dem infolge Korrektion bedeutend verbreiterten Schnabelgäßlein.

Das Geschäftshaus Ecke Streitgasse und Weißegasse wird zu einem hallenartigen Verkaufsmagazin für allerlei Lebensmittelbranchen erweitert durch Überbauung der dazu erworbenen Grundstücke Streitgasse 20, Weißegasse 58 und 56 und Ringgäßlein 5. Der Erweiterungsbau, der in diesem Jahre noch unter Dach kommt, wird sich im Äußern an das von den Architekten Gebrüder Stamm im Jahre 1900 erstellte Eckhaus anlehnen. (Basler Baugesellschaft.)

Auf der Liegenschaft Eisengasse Nr. 6 ist im Rohbau beinahe fertig gestellt ein Laden- und Magazingebäude der feinen Quincaillerie- und Lederwarenbranche. (Basler Baugesellschaft.)

Auf alle diese Bauten werden wir im kommenden Jahre näher eingehen. Von den im vorigen Jahre begonnenen Geschäftshäusern erwähnen wir nunmehr als vollendet das Warenhaus am Marktplatz Nr. 1.

Bei diesem wurde von den Architekten Romang und Bernoulli eine ruhige Silhouette bei reicher, stark wirkender Façade angestrebt. Die vom Bauherrn verlangten großen Schaufenster im Erdgeschoß und I. Stock bedingten die Anwendung von dünnen Eisenständern, die als Träger der ganzen Façadenlast technisch zwar genügend, fürs Gefühl aber zu schwach erscheinen mußten. Das architektonische Problem wurde also darin erblickt, der Mauerlast über den Schaufenstern ihre übermäßige Schwere zu nehmen: sie wurde hinter die seitlichen, einrahmenden Steinpfeiler zurückgesetzt und zur Erhöhung dieser Wirkung stark gefärbt und ornamentiert. Die architektonischen Ausdrucksmittel wurden der Bestimmung des Hauses entsprechend plakatartig, sozusagen „fortissimo“ angewendet. Mitarbeiter bei diesem Werk war Architekt A. Lommel.

Das Haus „zur Wolfsschlucht“, Gerbergasse Nr. 50, zeigt in den in einem leichten Empire-Stil gehaltenen Erdgeschoßlokalitäten gobelinartig gehaltene von Burkhard Mangold gemalte Szenen aus dem „Freischütz“. (Architekt H. Flügel.)

Nach den Plänen von Architekt J. Ulrich Hammerer ist an der Falknerstraße Nr. 35 ein Neubau ausgeführt worden, der gleichfalls Restaurationszwecken dient.

Das Warenhaus an der Freienstraße Nr. 49 hat eine Vergrößerung durch Zuziehung der einen Nachbarparzelle erhalten; Architekt R. Sandreuter hat sich in der Durchbildung der Façade an die bisher bestehende angeschlossen.

In der Umgebung des Bundesbahnhofes haben wir das Hotel „zur Post“ zu erwähnen, dessen Interieurs erst in diesem Jahre vollendet wurden. Das im Erdgeschoß befindliche Restau-

rant ist in zwei getrennte Lokale von verschiedener Charakterisierung gegliedert. Das größere dient zur Aufnahme eines breitern Publikums und ist zum Teil mit einem Kreuzgewölbe, zum Teil mit einem Kassettenplafond versehen. Eine Täfelung, ein großer Kachelofen mit umlaufender Bank und ein laufender Brunnen, sowie allerhand sonstige Gegenstände machen das Lokal abwechslungsreich und amüsant. Das kleinere ist in seiner Ausbildung im Barockstil ruhiger gestimmt. Es hat ein eichenes Hochtäfer; die Wandfläche darüber, sowie der Plafond sind Stuck. Ein Marmorboden, Plattenbekleidung und eine als Stuckrelief ausgeführte Darstellung der Bier spendenden Brauerei beleben den Gesamteindruck; die farbige Behandlung, für das Holzwerk Rauchgrün, für die Wände und Decken ein leicht gebrochenes Weiß, ergibt einen geschlossenen Gesamteindruck. (Architekt R. Sandtreuter.)

Das Hôtel de l'Univers wurde gleichfalls in diesem Jahre seiner Bestimmung übergeben. Es weist in seiner innern Durchbildung und Ausstattung das Bestreben nach einer sehr einheitlichen und vornehmen Gesamtwirkung auf. In stilistischer Beziehung erkennen wir bei einer ausgesprochen modernen Auffassung einige Anlehnung an französischen Barock und an den Empirestil. (Architekten La Roche, Stähelin & Co.)

Die zwischen dem Centralbahnplatz und dem neuen Gebäude der obern Realschule gelegenen Parkanlagen haben einen nach Angaben des Architekten E. Faesch erstellten Musikpavillon erhalten.

Ein in der Elisabethenstraße in Ausführung begriffener Neubau der Basler Transport-Versicherungsgesellschaft zeigt Spätrenaissanceformen (Architekt E. Vischer).

Vor dem Aeschen- und dem St. Albantor sind auch dieses Jahr wieder einige Gebäude entstanden.

An der Ecke Albananlage-St. Jakobstraße ist eine Restaurationshalle für die dort betriebene Brauerei von Architekt

E. Pfrunder erbaut worden. Der Charakter der Architektur in modernen Formen soll den Zweck des Gebäudes zum Ausdruck bringen, wobei der Wunsch des Bauherrn, das Restaurationslokal müsse möglichst für alle Stände passend erstellt werden, wegleitend war für die Art und Weise des innern Ausbaus. Eine Bekrönung durch eine Pergola und eine Veranda, welche den Übergang zum zugehörigen Wohnhaus vermitteln soll, verleihen dem Ganzen einen heitern Charakter.

Auf dem bisher zu St. Jakobstraße Nr. 11 gehörenden Garten-Areal sind zwei schmale Wohnhäuser im Bau begriffen, die sich zur Erzielung einer bedeutenderen äußern Wirkung gegenseitig unterstützen sollen. In der Ausnützung der sehr tiefen Baustelle hat sich Architekt R. Linder bei Amerikanern und Niederländern Rat geholt. Die großen Fensteröffnungen sollen eine reichliche Lichtquelle für die beträchtliche Tiefe der Häuser geben.

An der Ecke St. Jakobstraße - Peter Merianstraße und an der Langegasse sind zwei größere Bauten begonnen worden, deren Besprechung im nächsten Bericht folgen wird. Das gleiche gilt für den Um- und Anbau Gellertstraße Nr. 16.

Das schon im vorigen Bericht erwähnte Wohnhaus Gellertstraße Nr. 20 (dort irrtümlicherweise mit Nr. 10 bezeichnet) ist in diesem Jahre vollendet und bezogen worden (Architekt F. Stehlin). Desgleichen die ebenfalls im vorigen Jahr erwähnten beiden Wohnhäuser Peter-Merianstraße Nr. 19 und 21 (Architekten Romang und Bernoulli). Auch das von der Basler Baugesellschaft erbaute Wohnhaus Sevogelstraße Nr. 30 wurde im Sommer dieses Jahres vollendet. Das Äußere sollte sich soviel als möglich an Vorbilder aus einer Blütezeit bürgerlicher Baukunst in Basel anlehnen. Mit der Fertigstellung der Wohnhäuser 107 und 109 an der Engelgasse präsentiert sich eine stattliche von R. Friedrich & Cie. erbaute Dreihäusergruppe,

deren Façaden nach Zeichnungen von Architekt Alphons Bischoff ausgeführt wurden.

Das Wohnhaus Wartenbergstraße Nr. 15 zeigt eine ähnliche moderne Architektur, wie das im vorigen Jahr vollendete Nachbarhaus Nr. 13 (Architekten Romang und Bernoulli).

Unter anderem ist am St. Albanring eine größere Möbelfabrik mit zugehörigem Wohnhause nach den Plänen von Architekt Heinrich Flügel im Bau begriffen, am Albanrheinweg ein Wohnhaus nach den Plänen von Architekt Rud. Sandreuter.

Eine bemerkenswerte Wohnhausgruppe finden wir an der Gundeldingerstraße. Ihre Lage in der Achse der Delsbergerallee macht sie von weither sichtbar. Die Gebäude zeigen in ihrer Façadenausbildung einen ländlichen Charakter; das zusammenfassende große Ziegeldach wird durch verschiedene Dachaufbauten belebt, deren Holzwerk blau getönt ist. (Architekt E. Dettwiler.)

In der Delsbbergerallee Nr. 5 entsteht nach den Plänen von Architekt W. Lodewig ein Wohnhausbau, dessen Façade in norddeutscher Renaissance ausgebildet wird. Am Baumgartenweg Nr. 4 und 6 werden zwei Wohnhäuser nach den Plänen des Architekten J. Ulrich Hammerer ausgeführt. Auch im übrigen Teile des Gundeldingerquartiers finden wir noch mancherlei Neubauten, deren spezielle Erwähnung uns jedoch zu weit führen würde.

Auch im äußern Steinen- und Spalenquartier haben wir einige Wohnhausbauten zu erwähnen. Am Steinenring und der Oberwilerstraße setzen die Architekten Gebrüder Stamm ihre Einfamilienhäuser-Gruppen fort. An der Arnold-Böcklinstraße Nr. 11 und am Bundesplatz haben die Architekten G. und J. Kelterborn zwei Wohnhäuser erstellt, deren wir schon im vorigen Bericht flüchtig Erwähnung getan haben. Bei beiden bildet den Ausgangspunkt der stilistischen Behandlung die deutsche

Renaiſſance, die ja für eine maleriſche Gruppierung ſo mannigfache Vorbilder gezeitigt hat. Mit einem weitern Villenbau der genannten Architekten iſt an der Ecke der Therwiler- und Arnold-Böcklinſtraße der Anfang gemacht worden.

An der Bättwilerſtraße haben die Architekten Rickert und Tamm einige Wohnhäuſer im Übergangsſtil von der Gotik zur Renaiſſance ausgeführt. Der heimelige Charakter alter Bürgerhäuſer hat für die Ausbildung im Äußern und Innern die Anregung gegeben. An der Schützenmattſtraße Nr. 15 wird das alte im Garten ſtehende Wohnhaus einem Um- und Erweiterungsbau unterzogen. In moderner Auffaſſung geben hier mittelalterliche Grundformen das Material zu einer maleriſchen Gruppierung der Baumaſſen. (Architekt E. Faeſch).

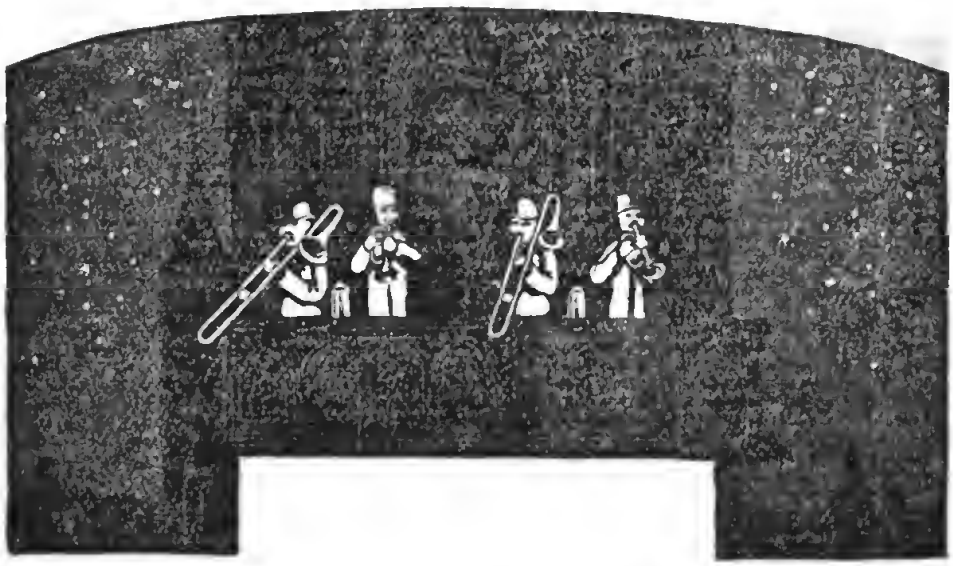
Die ſchon im vorigen Bericht erwähnte Häuſergruppe an der Palmenſtraße hat dieſes Jahr eine Fortſetzung an der Ecke gegen die Ahornſtraße erhalten, die durch Ausbildung der Façade im modernen Sinne ebenfalls die Abſicht des Erbauers, etwas Neues zu bieten, in ſtarkem Maße zum Ausdruck bringt. Beim Entwurf dieſer ſtattlichen Gruppe war dem Architekten Rud. Linder der Architekt und Maler Paul Burckhardt zur Seite. Rufacherſtraße Nr. 108 wird neben dem in dieſem Jahre vollendeten Haus Nr. 106 nach den Plänen von Architekt J. U. Hammerer ein Neubau erſtellt. An der Maiengaſſe Nr. 20 finden wir ein Einfamilienhaus mit Bureauräumen im Parterre im Rohbau fertig; Architekt W. Lodewig lehnt ſich auch hier in der Ausbildung der Façade an die norddeutſche Renaiſſance an. Über die von Architekt Alfr. Bernoulli entworfenen Neubauten an der Bernoulliſtraße werden wir nächſtes Jahr berichten.

In Kleinbaſel hat Architekt Guſtav Doppler einige Bauten erſtellt; ſo zwei Häuſer auf der Ecke der Sperr- und Hammerſtraße in deutſcher Renaiſſance, ferner Amerbachſtraße Nr. 16 eines in einfachen modernen Bauformen, bei deren Ausbildung

die in der Nähe liegende Josephskirche tonangebend war. Ferner hat Architekt J. U. Hammerer an der Oetlingerstraße Nr. 9 und Kleinhüningerstraße Nr. 27 und 29, sowie an der Rebgasse Nr. 64 Wohnhäuser gebaut.

Auf ihrer Fabrikliegenschaft an der Klybeckstraße errichtet die Gesellschaft für chemische Industrie ein größeres Bureaugebäude, das im Rohbau vollendet ist. Um einen breiten Vorplatz von der Straßenlinie zurückgerückt, präsentiert es sich in langgestreckter Form mit einem etwas reicher gehaltenem Mittel-Risalit. Die Vorbilder aus dem 18. Jahrhundert waren auch bei diesem Werke des Architekten Fritz Stehlin richtunggebend, um die Bedeutung eines großen Geschäftsetablissements in ruhiger Form zum Ausdruck zu bringen.

Ein Bureaugebäude an der Grenzacherstraße, von den Architekten Romang und Bernoulli erbaut, zeigt in der äußern Erscheinung eine moderne Auffassung, während bei der Ausarbeitung des Details auch historisch überkommene Bauformen benutzt worden sind.



Basler Chronik

vom

1. November 1904 bis 31. Oktober 1905.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1904.

3. Der Weitere Bürgerrat genehmigt und verdankt nach der Durchbesprechung des 1903er Geschäftsberichtes des Engern Bürgerrates diesem Bericht und Rechnungen.

4. Ein Dachstuhlbrand im Gebäude der Schweiz. Volksbank an der Gerbergasse gegenüber der Post um die Mittagstunde ruft beträchtliche Aufregung hervor. Das Feuer wurde nicht ohne Mühe gedämpft.

6. Die Reformationskollekte wird dieses Jahr für den Bau einer protestantischen Kirche in Walenstadt erhoben. Sie ergibt in den evangelischen Gottesdiensten von Basel eine Gesamtsumme von netto 5541 Fr.

10. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation wurden mit Dringlichkeit 9500 Fr. bewilligt für bauliche Änderungen in der Burgvogteihalle, wo Theateraufführungen stattfinden sollen. Die Änderungen sind durch Feuersicherheit bedingt. Dann wird ein Initiativbegehren mit 4100 Unterschriften,

zu denen noch ca. 800 weitere kommen werden, eingereicht. Es fordert die Einführung des 1900 verworfenen Großratswahlgesetzes mit proportionalem Wahlverfahren; es sind daraus die Bestimmungen betr. Stimmzwang weggelassen und im übrigen wenig wesentliche Änderungen vorgenommen. Hierauf bewilligt der Rat den Ankauf eines Bauplatzes an der Inselstraße für ein neues Schulhaus und erledigt in erster Lesung den Entwurf zu einem Submissionsgesetz. Endlich wird Eintreten auf das von einer Kommission überarbeitete Gesetz betr. Verwaltungsrechtspflege beschlossen.

11. Bei der Rektoratsfeier der Universität hält der derzeitige Rektor, Prof. Karl Chr. Burckhardt-Schazmann, einen Vortrag über das römische Zwölftafelgesetz. An den Aktus schließt sich wie üblich das Rektoratsessen und am Abend der Dies-Kommers der Studentenschaft.

12. Die Universität Gießen verleiht bei der Feier zur Erinnerung an den Landgrafen Philipp von Hessen (geboren 12. Nov. 1504) den Titel eines Ehrendoktors der Theologie an Prof. Eberhard Vischer in Basel.

12./13. Bei den Richterwahlen sind im Appellationsgericht zu ersetzen das verstorbene Mitglied Dr. Adolf Burckhardt-Bischoff und die zurücktretenden Mitglieder Prof. K. Chr. Burckhardt-Schazmann, Prof. F. Fleiner und Dr. J. J. Oberer. Es werden gewählt: Nat.-Rat Speiser (neu), Rud. Brand-Sandreuter (bisher), Walther Baader (neu), Fritz Wybert-Klein (neu) und Dr. Alfred Alioth (neu); ins Civilgericht: J. Settelen-Imhof, Direktor Ernst Bauer, C. Ed. Burckhardt-Großmann, Oskar Erismann, Dr. Ludwig Siegmund (neu) und H. Jezler-Lorenz (bisher); ins Strafgericht: K. Burckhardt-Jecker, Dr. Aug. Sulger, Georg Vonder-Mühll, Dr. Emil Göttisheim, Georg Passavant und Frid. Zweifel-Bienz (sämtliche bisher). Die sozialdemokratischen Kandidaten blieben durchweg in der Minder-

heit. Die Beteiligung betrug rund 4000 von rund 18,000 Stimmberechtigten.

Eine Wahl in den Weitern Bürgerrat bringt Reg.-Rat Wullschleger als Vertreter des Horburgquartiers in diese Behörde.

13. Ende des unter Leitung des schweizerischen Oberinstruktors der Sanität im Klingenthal abgehaltenen 1. schweizerischen Zentralkurses für Sanitätshilfskolonnen.

19. Nach längerem Leiden stirbt Ludwig Iffenthaler-Schölly, in den Jahren seiner Kraft in der Armenpflege hoch geschätzt und Meister der Schuhmacherzunft.

20. Die Gemeinde Neumünster-Zürich wählt zu ihrem Pfarrer den derzeitigen Theologieprofessor in Basel, Dr. Adolf Bolliger.

22. Die Freiwillige Schulsynode verhandelt unter dem Vorsitz von J. Bollinger-Auer über „die Arbeit und Erholung unserer Schuljugend" (alias Überbürdungsfrage), worüber Prof. Jaquet ein Referat, Lehrer U. Graf ein Korreferat übernommen hatte. Eine lebhafte Diskussion schloß sich an, und die Tagesordnung endete mit einem gemeinsamen Bankett der Lehrerschaft.

Zum Rektor der Universität für 1905 wird gewählt Prof. Albrecht Burckhardt-Friedrich.

23. Die fünf Positiven Gemeindevereine halten ihren alljährlichen gemeinsamen Familienabend in der Burgvogteihalle ab. Bei diesem Anlaß spricht Prof. v. Orelli über Krieg und Weltfriede.

24. Der Große Rat bewilligt die Kredite für Erstellung der Fasanen- und der Efringerstraße, genehmigt den Bebauungsplan für das Gebiet zwischen Riehenstraße und Langen Erlen und erklärt mit 61 gegen 55 Stimmen das von 4897 Bürgern unterzeichnete Initiativbegehren betr. Einführung des proportionalen Wahlverfahrens erheblich, indem er es zugleich der

Regierung zur Berichterstattung überweist. In der Nachmittagsitzung wird der Bericht des Regierungsrates betr. den Zeitpunkt der Entrichtung der Handänderungssteuer entgegengenommen und die Beratung des Gesetzesentwurfs betr. Verwaltungsrechtspflege in erster Lesung zu Ende geführt.

27. Das in sämtlichen reformierten Kirchen des Kantons zum Besten der Heidenmission erhobene Opfer warf im ganzen einen Bruttoertrag von 4270.13 Fr. (1903: 4083.36 Franken) ab.

30. Der November brachte, was die Witterung betrifft bis zum 8. wechselndes, vorwiegend mildes Herbstwetter ohne viel Regen. Starke Stürme vom 8. bis zum 10. leiteten einen schönen, warmen Martinisommer, zeitweise mit leichtem Frost, ein; die einzige Sorge war der Wassermangel, der, wenn nicht vor dem Einwintern noch tüchtige Regengüsse kommen, bis zum Frühjahr sehr bedrohlich werden kann. So wurde der Regen vom 21./22. lebhaft begrüßt, mit dem Bedauern, daß er nicht reichlicher fiel. In den letzten Tagen des Monats legte sich eine leichte Schneedecke über die Erde, und der Thermometer sank in den Frühstunden einmal bis — 5° C.

Dezember 1904.

1. Die Generalversammlung der Basler Konsum-Gesellschaft setzt die Dividende für 1903/04 fest auf 6%.

3. Eine Versammlung von Freunden der Rheinschiffahrt zwischen Straßburg und Basel, darunter neben vielen Baslern Vertreter der übrigen Schweiz, der niederrheinischen Rhederei, der Handelskreise von Straßburg bis Konstanz, endlich auch der tessinischen Pläne (Schiffsverkehr Locarno-Venedig), konstituierte sich nach gründlicher Diskussion zu einem Verein schweizerischer Rheinschiffahrts-Interessenten. Das Präsidium wird Nat.-Rat Dr. Paul Speiser übertragen. Auf-

gabe des Vereins ist zunächst eine kräftige Propaganda zugunsten der Schiffahrt auf dem Rhein aufwärts bis Basel und darüber hinaus.

4. Es bildet sich ein Föderativ-Verband schweizerischer Beamter und Angestellter zur Wahrung der gemeinsamen Interessen der Angestellten der Eidgenossenschaft. Er soll sämtliche Spezialvereinigungen umfassen und zählt 25,000 Mitglieder. Präsident wird Dr. E. Küry, Sekretär A. Rimathé, beide in Basel.

8. Großer Rat. Nach der Validation der Richterwahlen vom 12./13. Nov. werden bewilligt Kredite für Korrektion von zwei Strecken der Wiese im Riehenbann (105,000), für Tieferlegung des Platzes vor dem Zentralbahnhof (340,000), für Korrektion des Rümelinbaches zwischen Rümelinsmühle und Hutgasse (13,000), ferner wird die Frist zur Eintragung von Bau- und Straßenlinien im Grundbuch weiter ausgedehnt, ein Anzug betr. Partialrevision des Wirtschaftsgesetzes im Sinne besseren Schutzes des Wirtschaftspersonals der Regierung überwiesen, der Verwaltungsbericht von Regierungsrat, Appellationsgericht und Synode pro 1903 genehmigt und endlich ein Stempelrekurs abgewiesen.

10./11. Die Wahlen in die gewerblichen Schiedsgerichte für eine neue dreijährige Amtsdauer gehen bei schwacher Beteiligung vor sich. Von 120 Wahlen kommen etwas über 90 im ersten Wahlgang zu stande. Die noch ausstehenden Wahlen sind meist solche von Vertretern der Arbeitgeber.

11. Eine gut besuchte Versammlung von Mitgliedern hiesiger Krankenkassen zu Safran beschließt nach Voten verschiedener, z. T. auswärtiger Redner eine Resolution zugunsten der Freizügigkeit der Krankenkassenmitglieder.

12. Der Bundesrat ernennt zum Kommandanten der 5. Armeedivision Oberst Isaak Iselin, Regierungsrat in Basel,

der während der letzten Jahre die 9. Infanterie-Brigade geführt hat.

13. Eine stark besuchte Versammlung in der Glashalle der Burgvogtei hört verschiedene Protestreden gegen die von der Regierung vor kurzer Zeit beschlossene Ausweisung einiger katholischer Krankenpfleger (Tertiarier) und faßt eine Protestresolution.

14. Prof. Eduard Riggenbach wird von der theologischen Fakultät der Universität Greifswald zum Ehrendoktor der Theologie ernannt.

15. Großer Rat. Heute tritt der Rat erst am Nachmittag zusammen. Nachdem interpelliert worden ist über die Ausweisung der Tertiarier-Brüder und über angebliche Mißstände im Polizeikorps, bewilligt der Rat einen Kredit für Erstellung eines Materialmagazins im Straßenbahndepot Klybeck, wählt je 10 Ersatzrichter für das Civil- und für das Strafgericht auf die nächsten 3 Jahre und überweist endlich Eingaben des Fahrpersonals und der Streckenarbeiter der Straßenbahnen um Besserung ihrer Lage an die Regierung.

17. Das Budget für 1905 in der von der Regierung aufgestellten Gestalt weist auf an Einnahmen 12,096,259 Fr., an Ausgaben 14,673,495 Fr., somit ein Defizit von 2,577,236 Fr., einschließlich 262,000 Fr. Ausgaben für Eisenbahnumbauten.

17./18. Die noch ausstehenden Wahlen für die gewerblichen Schiedsgerichte werden getroffen.

17 ff. Ein Zahnärztlicher Kongreß findet in den Räumen des Rathauses statt. Es beteiligen sich daran Zahnärzte vom ganzen Kontinent, meist solche, die ihre Ausbildung in Amerika geholt haben.

23. Das Personalverzeichnis der Universität weist für das Wintersemester 1904/05 an immatrikulierten Studenten 512 (darunter 13 Damen) und 114 (40) nicht immatrikulierte

Hörer auf. Von den Studenten ſind eingeſchrieben bei der theologiſchen Fakultät 50, bei der juriſtiſchen 52, bei der mediziniſchen 120 und bei der philoſophiſchen 281. Der Schweiz gehören an 406 (12), darunter dem Kt. Baſel-Stadt 174 (4). Von den letzteren ſtudieren Theologie 11, Jurisprudenz 28, Medizin 46 (2) und Philoſophie 89 (2).

29. Im Weitern Bürgerrat werden 140 Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht erledigt.

Nach ſchwerem Leiden ſtirbt in ſeinem 66. Lebensjahre Bürgerratspräſident Wilhelm Uhlmann-Becker, ſeit 20 Jahren Mitglied des Weitern und des Engern Bürgerrates, ſowie zahlreicher bürgerlicher Kommiſſionen und ſeit 1896 Präſident der Bürgergemeinde. Ohne öffentlich viel hervorzutreten, leitete er die Verwaltung der bürgerlichen Anſtalten und der Bürgergüter mit geſchäftsgewandter Hand.

31. Von der Witterung des Dezembers 1904 läßt ſich nur Rühmendes ſagen. Nach einem etwas regenreichen und naſſen Beginn war der größte Teil des Monats mild, doch gerade mit genügendem Froſt, um keinen Kot aufkommen zu laſſen. Oft hatte man auch in der Niederung warmen Sonnenſchein, oft Nebel. Schnee lag im Tale nicht. Wäre nicht die Furcht vor einem waſſerarmen Frühjahr geweſen, ſo hätte ſich jedermann dieſen Dezember wohl gefallen laſſen. Der Silveſter brachte Sturm, Schnee und Regen. Dieſes Wetter leitete in die eigentliche ſtrenge Winterkälte hinüber.

Januar 1905.

1. Das Civilſtandsamt des Kantons verzeichnete für das abgelaufene Jahr 1904 965 im Kanton geſetzlich vollzogene Trauungen, ferner 3545 Geburten, 120 Todgeburten mitgerechnet. Von den 3425 Lebendgebornen waren 1708 Knaben, 1717 Mädchen. Todesfälle mit Ausnahme der 120

Todgeburten wurden gezählt 1928, und zwar betrafen 977 Personen männlichen, 951 solche weiblichen Geschlechts. Kantonsbürger waren 639 Neugeborne und 478 Verstorbene, Schweizer aus andern Kantonen 1269 und 700, Ausländer endlich 1517 und 750. Als Wohnbevölkerung des Kantons auf 31. Dez. 1904 ergab sich nach Abzug der Passanten-Geburten und Passanten-Todesfälle, sowie mit Hinzurechnung der auswärts geschehenen Geburten und Todesfälle hiesiger Einwohner unter Berücksichtigung der vom Kontrollbureau verzeichneten Bevölkerungsbewegung eine Zahl von 122,695 Seelen, d. h. 2851 mehr als am 31. Dez. 1903.

6. Privatdozent Dr. Sergius Saltykow hält seine Habilitationsrede über „die Stellung der pathologischen Anatomie in der Reihe der medizinischen Wissenschaften".

9. Dr. Karl Cornelius, a. o. Professor in Freiburg i. B., nimmt einen Ruf als Ordinarius der Kunstgeschichte, als Nachfolger des nach Prag ziehenden Professor Dr. H. A. Schmid, an.

12. Großer Rat. Nach Ratifikation einer Reihe von Bürgeraufnahmen wird Anschaffung einer weiteren Dampfspritze beschlossen und werden 3 Nachtragskredite bewilligt. Hierauf beschließt der Rat Erstellung eines Brausebades mit Zubehör beim St. Johanntor, genehmigt Jahresbericht und Rechnung der Kantonalbank pro 1903 und beschließt die Korrektion der Schiffländе nach Antrag der Regierung. Hierauf wird das Gesetz betr. Submissionswesen abgelehnt und ein Anzug Settelen betr. ungehinderte Abwickelung des Straßenverkehrs überwiesen.

Im Alter von 72 Jahren stirbt Hans Martin-Dolt, der seiner Vaterstadt in mannigfachen Stellungen, namentlich in Schul- und Gerichtsbehörden viele und gute Dienste geleistet hat.

16. Rudolf Saraſin-Thierſch, geboren Februar 1831, ſtirbt nach langem Leiden. Er war ein Mann von hervorragendem Verſtand, feſtem Willen und ſeltener Arbeitskraft. Als Chef einer großen Bandfabrik fand er reichlich Gelegenheit, dieſe Gaben zu betätigen. Daneben machte er ſich verdient um den Staat als langjähriges eifriges Mitglied des Großen Rates und um die Allgemeinheit in einer Menge von Kommiſſionen und Vereinen, vor allem in der Geſellſchaft des Guten und Gemeinnützigen. Auch hier wünſchte er nicht als dekorative Perſönlichkeit zu gelten und arbeitete fleißig. Er iſt ein Hauptgründer der Wieſentalbahn und der vornehmſte Förderer des Basler Sanatoriums in Davos.

20. Der Bundesrat ernennt Oberſt Karl Köchlin in Baſel, bisher Kommandant der 1. Infanterie-Brigade, zum Diviſionär und überträgt ihm die Führung der 2. Diviſion.

21. Der Regierungsrat überträgt die neugeſchaffene ordentliche Profeſſur für ſchweizeriſches Privatrecht dem bisherigen außerordentlichen Profeſſor an der juriſtiſchen Fakultät, Dr. C. A. Wieland.

24. In der Offiziersgeſellſchaft hält Oberſt i. G. Audéoud, der einige Monate lang während des Krieges in der Mandſchurei dem ruſſiſchen Hauptquartier beigegeben war, einen mit Spannung angehörten und mit größtem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Verhältniſſe im ruſſiſchen Heere.

25. Den erſten Preis in der Konkurrenz für Pläne zu einem neuen Börſengebäude ſpricht die Jury dem Architekten Hermann Weideli zu, je einen zweiten erhalten Emanuel Erlacher und Erwin Heman, einen dritten Romang und Bernoulli. — Die Schweizeriſche Kreditanſtalt kauft die Liegenſchaft zum Kettenhof an der obern Freien Straße, um daſelbſt einen Neubau zu errichten.

26. Großer Rat. Das von einem Initiativkomitee ausgearbeitete und als formulierte Initiative dem Großen Rat vorgelegte Gesetz betr. Wahlen in den Großen Rat nach dem proportionalen Wahlverfahren (s. zum 7. Okt. u. 10. Nov. 1904) wird vom Großen Rate angenommen und desgleichen die Vorlage betr. Pflästerung der Eisengasse mit Stein. — Die theologische Fakultät Basel ernennt Prof. Lic. Karl Götz in Basel zum Doktor der Theologie hon. causa.

27. Umzug der drei Ehrenzeichen Klein-Basels und Greifenmähli. — Die deutsche Kolonie begeht den Geburtstag des Kaisers Wilhelm II. mit einem Festbankett im Musiksaal.

31. Witterung. Der Monat setzte mit plötzlicher ungewohnter Kälte und einer heftigen Bise ein. Die ersten Tage zeigten Temperaturen bis zu —18° C. Aber ebenso rasch ging die Kälte zurück, am 5. und 6. hatten wir Tauwetter. Dann folgten eine Reihe prächtiger Sonnentage mit leichtem Frost, am 16., 17. und 18. gab's einen stattlichen Schneefall, so daß bei der bald sich einstellenden günstigen Witterung alle Art Schneesport in Flor kam; endlich den Schluß des Monats bildete Tauwetter. Bei dieser Witterung nahm die Arbeitslosigkeit stark überhand und machte sich bei den Betroffenen so fühlbar, daß für sie eine öffentliche Sammlung eingeleitet wurde.

Februar 1905.

3. Habilitationsvorlesung von Dr. Wilhelm Falta über „Veränderungen im Kraft- und Stoffwechselgleichgewicht".

3 ff. Der Verein „Ornis" veranstaltet in der Burgvogtei eine Sing- und Ziervögel-Ausstellung.

5. u. 6. Pastor van Heerden und General Kritzinger kommen als Delegierte der Oranje-Kolonie in Südafrika, um die

Schweizer für ihre zur Erhaltung des durch die engliſchen Staatsſchulen bedrohten holländiſchen Volkstums und der buriſchen Eigenart gegründeten Privatſchulen zu intereſſieren. Zu dem Zweck hielten ſie eine Abendverſammlung zu St. Martin. Die Kollekte in Baſel ergab 2550 Fr.

6. Prof. Algardi aus Berlin hält in der Burgvogteihalle einen Vortrag über das Radium und deſſen Eigenſchaften.

7. Die Offiziersgeſellſchaft von Baſel-Stadt faßt ihre Bemerkungen zu dem vorliegenden Entwurf einer neuen Militärorganiſation in 9 Theſen zuſammen, die in einer Eingabe dem Schweiz. Militärdepartement ſollen unterbreitet werden.

7 ff. Kapitän Spelterini hält im Muſikſaal Vorträge mit Projektionen ſeiner vom Ballon aus aufgenommenen Photographien, namentlich von ſeinen verſchiedenen Alpenfahrten.

9. Großer Rat. Der Rat beſchließt Verlegung des St. Albanrings zwiſchen St. Jakobſtraße und Engelgaſſe, entſpricht einer Petition betr. Aufhebung eines Bauverbots an der Hochbergerſtraße, genehmigt die Erwerbung dreier Liegenſchaften für das Gaswerk und die Vorlage der Regierung betr. Korrektion der Ecke Marktplatz-Gerbergaſſe und ebenſo die betr. Umbau des Bahnhofs und des Falkenſteinerhofes zu Verwaltungszwecken.

10. Ein öffentlicher Vortrag wider die Heuchelei in der Abſtinenz wird dadurch unmöglich, daß der Vortragende von vornherein eine freie Diskuſſion verweigert. Als die Mehrheit der Verſammlung, aus Freunden der Abſtinenz beſtehend, ſich für eine Diskuſſion ausſpricht, verläßt er den Saal unverrichteter Dinge.

11. Die Regierung erteilt dem an eine ſtadtzürcheriſche Pfarrſtelle berufenen Theologieprofeſſor Adolf Bolliger die gewünſchte Entlaſſung.

13. Der Vorſtand der neu organiſierten liberalen Partei des Kantons Baſel-Stadt konſtituiert ſich. An ſeine Spitze wird gewählt Civ.-Gerichtsſchreiber Dr. Hans Burckhardt.

14. Es beginnen erfolgreiche Sprengungen an dem Wrack des im letzten Jahre vor der Hüninger Schiffbrücke gesunkenen Schleppkahns „Christine", der eine stete Gefahr für die Schiffbrücke bedeutete. Am 23. war der Rhein von den Schiffstrümmern befreit.

15. Der Genossenschaftsrat des Allgem. Consum-Vereins beschließt den Ankauf eines Grundstücks an der Elsässer Straße um den Preis von rund einer halben Million. Es sollen darauf Warenmagazine und große Kellereien mit Geleiseanschluß an den St. Johannbahnhof erbaut werden. Vorbehalten bleibt der Ausgang der Urabstimmung des Vereins, wenn das Referendum über den Beschluß verlangt werden sollte.

19. Bei der Jahresversammlung der Gesellschaft für Stadtmission im Vereinshaus spricht Pfr. Lic. W. Hadorn aus Bern.

20 ff. Auf die Volksabstimmung betr. das Proportionalwahlverfahren am 25./26. dss. entfalten Freunde und Gegner der Verhältniswahl eine rührige Agitation in Flugschriften und Versammlungen und in der Presse.

25. Die Regierung ernennt zu ordentlichen Professoren der Theologie die bisherigen außerordentlichen DDr. Paul Wernle und Alfred Bertholet.

25./26. Der Gesetzesentwurf eines Initiativkomitees betr. Anwendung der Verhältniswahl bei den Großratswahlen wird mit 5290 Ja gegen 5280 Nein angenommen. Dafür stimmten Liberale, Katholiken und Sozialdemokraten, dagegen die freisinnige Partei. Das Gesetz soll schon bei den Großratswahlen von 1905 angewendet werden.

28. Der Vortrag wider die Heuchelei in der Abstinenz (s. zum 10. Febr.) wird vor einem geladenen Publikum ohne Widerspruch gehalten.

Die Witterung des abgelaufenen Februar zeigte keinen einheitlichen Charakter. Die Temperatur hielt sich stets wenig

über oder unter dem Eispunkt. Schnee und Rieſel wechſelte mit Regen, kalter rauher Wind mit Föhn nur um die Mitte des Monats hatten wir einige auffallend ſchöne Tage mit beinahe allzu warmer Temperatur.

März 1905.

1. Die Regierung beruft als Profeſſor der Theologie an Stelle des nach Zürich überſiedelnden Prof. Bolliger den Lic. theol. Johannes Wendland, d. Z. Paſtor in Görlitz.

2. Der Weitere Bürgerrat wählt zum Mitglied des Engern Bürgerrates Heinr. Pfaff-v. Mechel, zum Präſidenten Fritz Viſcher-Bachofen, beide als Erſatz für den verſtorbenen W. Uhlmann-Becker. Dann genehmigt er den Verteilungsmodus des Ertrages der Chriſtoph Merianſchen Stiftung zwiſchen Einwohner- und Bürgergemeinde für 1904—1906 und den Anteil der bürgerlichen Armenanſtalten an der der Bürgergemeinde zufallenden Hälfte nach Antrag des Engern Bürgerrates, nimmt gegen einen Anzug betr. Erhöhung der Zahl der Betten im Spital und beſſere Einrichtung der Abſonderungsvorkehrungen eine motivierte Tagesordnung an, verfügt, daß die Veräußerung künſtleriſch oder hiſtoriſch wertvoller Mobilien durch die Zünfte nicht ohne ſeine Genehmigung möglich iſt und erledigt 118 Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

5. Die Maurer und Handlanger treten in eine Lohnbewegung ein.

6. Prof. Dr. Franz C. Overbeck wird zum „Doctor of Divinity“ der St. Andrews Univerſity in Schottland ernannt. — Im Alter von 62 Jahren ſtirbt Joh. Bapt. Jetzer aus dem Kt. Aargau, Betriebschef des 2. Kreiſes der Schweizeriſchen Bundesbahnen, früher lange Jahre Beamter der Centralbahn.

9. Großer Rat. Der Rat beſchließt nach Kenntnisnahme von dem Volksabſtimmungs-Reſultat in Sachen der

Wahlreform Ankauf des Hauses Eisengasse 14 (Müry) um 200,000 Fr.; die Vorlage der Regierung betr. Steuerzuschläge von 20% auf 5 Jahre wird zurückgewiesen. Das Gesetz betr. Verwaltungsrechtspflege wird in zweiter Lesung durchberaten und angenommen, die Durchführung der Zonenexpropriation für die Korrektionen um den Rümelinsplatz bewilligt, der Bebauungsplan für das Gebiet zwischen dem gegenwärtigen und dem zukünftigen badischen Bahnhof angenommen, ein Kredit für Einrichtung provisorischer Schulklassen gewährt und eine Anregung betr. Bekämpfung schwindelhafter Bauspekulationen abgewiesen.

13 ff. Die Fastnacht zeigt reges Leben und nicht gewöhnliche Beteiligung am Morgenstreich sowohl als bei den Umzügen des Nachmittags und auf den Maskenbällen. Die Regierung hatte das früher übliche und mit der Zeit lästig gewordene Kollektieren für einzelne Züge untersagt. Dafür sammelte das Quodlibet, um gelungene Gruppen in Form einer Prämierung kräftig unterstützen zu können. Es gingen, nur aus Groß-Basel, 12,000 Fr. ein. Klein-Basel hielt sich abseits und organisierte eine eigene Prämierung durch das Wurzengraber-Kämmerli.

18. Die Regierung überweist dem Großen Rate ein mit 1378 Unterschriften versehenes Initiativbegehren betr. ein Gesetz über den Schutz der Bäckereiarbeiter.

19. Bei der Abstimmung über Art. 64 der Bundesverfassung (Ausdehnung des Erfindungsschutzes) gibt Basel-Stadt 2638 Ja und 318 Nein ab. Die Vorlage, gegen die nirgends Widerspruch laut wurde, ist in der ganzen Schweiz angenommen mit rund 190,000 gegen rund 80,000 Stimmen und allen gegen eine halbe Standesstimme.

20. Prof. Kaufmann lehnt einen Ruf nach Köln in ehrenvolle Lehrtätigkeit und ausgedehnte Wirksamkeit an einem Spital ab.

22. Die Regierung überträgt den bei der Konkurrenz für ein Börsengebäude auf dem Fischmarkt mit dem ersten Preis ausgezeichneten Architekten Weideli u. Bischof in Karlsruhe die Ausarbeitung von definitiven Plänen. Die Ausführung des Baues wird das Baudepartement übernehmen.

Eine Anzahl Theaterfreunde veranstalten eine Versammlung, in der Prof. Martin Dülfer, ausgezeichnet durch mehrere gelungene moderne Theaterbauten in Deutschland, die Anforderungen erörtert, die an einen modernen Theaterbau in Bezug auf den Platz und die Anordnung der Räume gestellt werden müssen. Er kommt zu dem Schluß, daß ein Neubau an der Stelle des niedergebrannten Hauses sich nicht empfiehlt.

23. Großer Rat. Die Behörde ratifiziert eine Anzahl Bürgerrechtsaufnahmen, genehmigt den Teilungsmodus betr. den Ertrag der Chr. Merian'schen Stiftung für die Jahre 1904—1906 und erledigt das Budget 1905.

23./24. Die kaufmännischen Lehrlingsprüfungen werden abgehalten. Beim Schlußakt am 26., einer familiären Abendunterhaltung in der Safranzunft, wird das erfreuliche Ergebnis eröffnet und werden Diplome und Preise verteilt.

25. Die Regierung ernennt zum Major des Bat. 54 an Stelle des zum Oberstleutnant beförderten Majors Bernoulli Hauptmann August Socin unter Beförderung zum Major.

25./26. Der Neubau der Krippe zu St. Peter an der Mittleren Straße, ein Werk des Architekten Erwin Heman, wird dem Publikum zur Besichtigung geöffnet.

27. In New-York stirbt 85jährig der Bankier Adrian Iselin, ein Urenkel Isaak Iselins und Stifter von dessen Standbild im Schmiedenhof, in der internationalen Geschäftswelt einer der bekanntesten Basler.

31. Mit der Schlußfeier der Oberen Realschule beginnt die lange Reihe der Anlässe, mit denen die öffentlichen Schul-

anſtalten im Anſchluß an die Frühjahrsprüfungen ihre Promotion zu verbinden pflegen. Die oben genannte Schule geſtaltete ihre Feier zugleich zu einer Huldigung für Schiller, die Feier von deſſen zum hundertſten Male wiederkehrendem Todestage das Jahr 1905 bringt. Die Gedenkrede hielt Dr. Th. Moosheer, der die Anſtalt verläßt, um an die Töchterſchule überzugehn.

Der Monat März hat, was die Witterung betrifft, großenteils einen unbeſtändigen, rauhen Charakter getragen. Obwohl er eine ganze Reihe Föhntage mit manchmal ſommerlich blauem Himmel brachte, ſo ſorgten doch plötzliche kalte Regengüſſe und längere Perioden von froſtigen Tagen dafür, daß die Vegetation ſich nicht allzu raſch entwickelte, und erſt in den letzten Tagen des Monats brach das Grün allenthalben mit unaufhaltſamer Gewalt hervor.

April 1905.

1. Die Erben von Rudolf Saraſin-Thierſch ſchenken der öffentlichen Kunſtſammlung die „Melancholie“ von Arnold Böcklin, ein hervorragendes Werk des Meiſters aus der erſten Hälfte der 1870er Jahre.

1 ff. Der 3. Kongreß der Schweiz. Zithervereine wird in Baſel abgehalten. Zur Verherrlichung des Anlaſſes veranſtalten dieſe Muſiker u. a. Konzerte, in denen Zither-Soliſten auftreten und Piècen für ganze Zither-Orcheſter vorgetragen werden.

6. In ſeinem 64. Altersjahre ſtirbt Joſef Schild, in ſeiner Jugend ein gefeierter Bühnenſänger, ſpäter Kaufmann in Baſel, und Mitglied zahlreicher Behörden. Er ſaß lange Zeit im Großen Rate, war Präſident der Inſpektion der Töchterſchule und Mitglied der kantonalen und der eidgenöſſiſchen Behörden für die chriſtkatholiſche Kirche.

8. Ein kurze Zeit beſtehender Gärtnerſtreik wird durch die Vermittlung der Regierung beigelegt.

9. Die alljährliche Prüfung der Gewerbelehrlinge findet in einer öffentlichen Prämierung und Diplomierung ihren Abſchluß. — Im Alter von 87 Jahren ſtirbt der frühere Bierbrauer und Wirt zum Löwenfels, Rudolf Brändlin-Driſſel, der auch 10 Jahre lang dem Großen Rate angehörte.

13. Großer Rat. Nach langer Diskuſſion wird beſchloſſen, Neubauten am Münſterberg und am Predigergäßlein ohne Ziehung neuer Baulinien vor ſich gehen zu laſſen. Hierauf wird der Rückſtändebericht behandelt, werden Baulinien für Weiße Gaſſe und Ringgäßlein angenommen und wird das Geſetz betr. Arbeiterinnenſchutz in erſter Leſung erledigt. Der Regierung werden überwieſen eine Petition der Beamten und Gehilfen des Kontrollbureaus um Erhöhung ihrer Gehalte und eine Motion betr. Einrichtung eines Filialbureaus für Niederlaſſung und Aufenthalt in Klein-Baſel. Endlich gewährt der Rat für Vergrößerung der Anſtalt Kloſterfiechten einen Kredit von 103,000 Fr.

16. (Palmſonntag.) Der Basler Genieverein tritt in Ulm eine Donaufahrt nach Wien an. — In Tourcoing ficht die 1. Mannſchaft des Basler Football-Club gegen den Club St. Gilles von Brüſſel um den Challenge du Nord-Becher, unterliegt aber mit 1:2.

17. Die Nachricht kommt nach Baſel, daß der in New-York verſtorbene Bankier Adrian Iſelin der Stiftung ſeines Ahnen, der Gemeinnützigen Geſellſchaft, ein Legat von 20,000 Dollars hinterlaſſen hat.

19. Von Straßburg kommt auf der erſten Probefahrt dieſes Jahres der Dampfer Johannes Knipſcheer IX. in Baſel an. Er war unterwegs längere Zeit aufgehalten worden, weil die Elſäſſer Behörden die Öffnung der Schiffbrücken nicht

geſtatten wollten. Schon am 20. verließ das Schiff Baſel wieder. Trotz dem niedrigen Waſſerſtand vollzog ſich die Fahrt glatt und ohne Hindernis.

20. Ein Streik der Schloſſergeſellen bricht aus.

21. Im Alter von 85 Jahren ſtirbt S. Dreyfus-Neumann, als Bankier bedeutend; er war Präſident, ſpäter Ehrenpräſident der israelitiſchen Gemeinde von Baſel, Gründer des Altersaſyls dieſer Gemeinde und des ſchweizeriſchen israelitiſchen Waiſenhauſes.

27. Großer Rat. Die letzte Sitzung der Legislaturperiode wird eingeleitet durch eine Interpellation über die Weigerung der Regierung, den Lieſtaler Tram durch die St. Jakobſtraße führen zu laſſen. Dann genehmigt der Rat einen von der Regierung mit der Badiſchen Bahn abgeſchloſſenen Vertrag betr. Abtretung von Allmendabſchnitten, nimmt einen Zuſatz zum Polizeiſtrafgeſetz betr. den Verkehr von Feuerwehrfuhrwerken in den Straßen, das Arbeiterinnenſchutzgeſetz und die Reviſion zweier Paragraphen (29 und 31 betr. den Schutz des Perſonals) an, dann überweiſt er eine Eingabe betr. die Baulinien am Münſterberg (ſ. letzte Sitzung) an die Regierung, ebenſo unter Namensaufruf den Anzug betr. Erlaß eines Geſetzes betr. die Wertzuwachsſteuer an Liegenſchaften; das Initiativbegehren betr. ein Geſetz über den Schutz der Bäckereiarbeiter wird unerheblich erklärt.

28. In der Allgemeinen Sitzung der Gemeinnützigen Geſellſchaft wird eine Stiftung von Gregor Stächelin-Allgeier im Betrag von 100,000 Fr. entgegengenommen, die als Gregor Stächelin-Stiftung unter Aufſicht der Geſellſchaft verwaltet werden ſoll und deren Ertrag zum Beſten bedürftiger Schulkinder verwendet werden ſoll.

29. Früh kurz vor 3 Uhr wird ein ziemlich ſtarkes Erdbeben verſpürt, das in der ganzen Schweiz und weit darüber

hinaus beobachtet wurde. — Ein Verleumdungshandel zwiſchen einigen hieſigen Ärzten wird, wie man den öffentlichen Blättern entnimmt, außergerichtlich dadurch geſchlichtet, daß der Beklagte den Klägern 100,000 Fr. als Sühnegeld zur Verteilung an wohltätige und gemeinnützige Anſtalten zuſtellt; von dem Betrag kamen $^3/_4$ zum größten Teil an israelitiſche Anſtalten, der Reſt an baslerische Unternehmungen (u. a. je 10,000 an Allgem. Krankenpflege und Ferienverſorgung, 5000 an die Peſtalozzigeſellſchaft).

30. Der zurückgelegte Monat April zeigte in der Witterung einen nicht ſehr frühlingmäßigen Charakter. Er zählte wenig freundliche und ſonnige Tage; dagegen war der häufige Regen dazu angetan, dem Mangel an Feuchtigkeit im Boden abzuhelfen. Die damit zuſammenhängende Abkühlung ſteigerte ſich um die Oſtertage ſo weit, daß der Schnee wieder bis nahe an die Täler liegen blieb. Der 29. April brachte das erſte Gewitter des Jahres. Die Vegetation wurde durch die meiſt unfreundliche Witterung zurückgehalten.

Mai 1905.

1. Die Demonſtration zum Arbeiter-Maifeiertag vollzieht ſich in den hergebrachten Formen mit Umzug, Anſprachen und Volksfeſt. Der Frequenz kam nicht nur die günſtige Witterung zu gute, ſondern auch die Tatſache, daß in mehreren Zweigen des Baugewerbes die Arbeiter in Ausſtand getreten ſind, nämlich die Schloſſer, die Zimmerleute, ganz neuerdings auch die Schreiner.

2. Der neu berufene Profeſſor der Chirurgie, Dr. Eugen Enderlen, hält ſeine Antrittsvorleſung über die Schilddrüſe.

3. Infolge des am 1. ds. erfolgten Todes der Frau Wwe. Ryhiner-Hermann wird das Teſtament der Ehegatten Ryhiner-Hermann eröffnet. Es beſtimmt namentlich für

religiöse Zwecke namhafte Summen, u. a. für die Freie Evangelische Volksschule 100,000 Fr., für den Verein für christlich-theologische Wissenschaft 15,000 Fr., für die Evangelische Predigerschule und den schweiz. evangelisch-kirchlichen Verein je 10,000 Fr.

4. Der Weitere Bürgerrat genehmigt den Ankauf von Land auf dem Ruchfeld und auf Klosterfiechten durch die Merianische Stiftung, gewährt einen Kredit von 8000 Fr. für eine Wasserleitung in der Hardt und erledigt eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

Fridolin Zweifel-Bienz, gebürtig aus Glarus, der sich in mannigfaltigen Stellungen, als Richter, als Großratsmitglied, in Schulinspektionen, im Bankrat der Kantonalbank um Basel verdient gemacht hat, stirbt nach langem Leiden im Alter von 60 Jahren.

5. Der deutsche Kaiser mit Familie reist, von Italien kommend, hier durch. Sein zweiter Sohn Eitelfritz bleibt einen halben Tag in Basel, da er mit dem Nachtzug nach England weiterreist.

6./7. Die Wahlen in den Großen Rat und den Regierungsrat für das Triennium 1905/08 werden getroffen, die für den Großen Rat zum erstenmal nach dem proportionalen Wahlverfahren. Gleich bei der ersten Übersetzung in die Praxis erwies sich, daß die Wahlpolemik später einsetzte und ruhiger verlief als gewöhnlich, sowie daß die Beteiligung an der Wahl sich merklich erhöhte. Es wurden bei den Großratswahlen die Stimmrechtsausweise von 12,382 Stimmberechtigte = 66,53 % abgegeben. Des fernern bestätigte sich die Befürchtung nicht, daß das Wahlgeschäft zu schwierig sei. Die Bureaux wurden etwa eine Stunde später als früher mit dem Depouillement fertig, was nicht auf die Schwierigkeit der Rechnung, sondern vielmehr auf die stärkere Frequenz dürfte zurückzuführen sein.

Was die Resultate betrifft, so zählt der neue Große Rat, der jetzt beim ersten Wahlgang komplet wurde, 50 freisinnige Mitglieder (der frühere 60), 38 Sozialdemokraten (23), 30 Liberale (35), 10 Katholiken (2) und 2 Unabhängige (10 Parteilose.) Zwei Kandidaten sind zugleich als Regierungsräte gewählt; für den einen rückt ein Parteigenosse nach, für den andern, dessen Liste erschöpft ist, wird eine Neuwahl müssen vorgenommen werden. Diese Regierungsräte noch als Großratsmitglieder gerechnet, zählt die neue Legislative 42 neue Mitglieder; von den bisherigen wurden 22, die wieder kandidiert hatten, nicht wieder gewählt.

An der Regierungsratswahl gaben 12,243 = 65,79 der Stimmberechtigten ihre Ausweise ab. Aus der Regierung scheidet Oberst Wilhelm Bischoff nach langjährigem treuem Staatsdienst aus. An seiner Stelle schlug die liberale Partei Civilgerichtschreiber Dr. Hans Burckhardt-Fetscherin vor und portierte im übrigen die bisherigen Mitglieder. Dieser Liste schloß sich die freisinnig-demokratische Partei an, auf den sozialdemokratischen Vorschlägen stand allein der Name Wullschleger, und die katholische Volkspartei proklamierte für die Wahl der Regierung Enthaltung. Es ergab sich nun bei einem absoluten Mehr von 5605 folgendes Resultat: Es sind gewählt Eugen Wullschleger mit 9377, Dr. Heinrich David mit 6858, Dr. Richard Zutt mit 6802, Dr. Albert Burckhardt-Finsler mit 6706, Dr. Hans Burckhardt-Fetscherin mit 6600, Dr. Isaak Iselin mit 6540 und Heinrich Reese mit 6159 Stimmen.

9. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag veranstalten die Erziehungsbehörden, die auf diesen Anlaß den öffentlichen Schulen frei gegeben haben, einen großen offiziellen Festakt im Münster für die höhern Lehranstalten; die Gedenkrede hielt der Vertreter der Germanistik an der Universität, Prof. John Meier. Den Tag beschloß ein von der akademischen

Jugend gebrachter großer Fackelzug. Die untern Schulanstalten hatten bei besondern Veranstaltungen des Tages gedacht.

10. Im benachbarten Hausen i. W. wird in hergebrachter einfach gemütlicher Weise das Hebelmähli begangen.

Die soeben veröffentlichte Staatsrechnung von Baselstadt für das Jahr 1904 weist folgende Zahlen auf:

	Rechnung	Budget
Einnahmen	13,043,635.33	11,457,603.—
Ausgaben	13,040,146.21	13,270,903.—
Überschuß	3,489.12 Defizit	1,813,300.—

11. Nachdem seit dem Gärtnerstreik während des ganzen Frühjahrs bald in diesem, bald in jenem Gewerbe Arbeitseinstellungen gemeldet worden waren — zur Zeit feiern die Schreiner, Zimmerleute und Schlosser — hat der Allgemeine Meisterverband des Baugewerbes beschlossen, mit dem heutigen Tag als Antwort darauf eine allgemeine Aussperrung der Arbeiter aller Branchen des Baugewerbes vorzunehmen. So stehen plötzlich mehrere Tausend Arbeiter ohne Beschäftigung da. Der Streit dreht sich in erster Linie um den 9½-stündigen Arbeitstag. Beide Teile beteuern, sie seien entschlossen, nicht nachzugeben. Die Vermittlungsversuche der Regierung, sowohl bei den Streiks der einzelnen Gewerbe (mit Ausnahme der Gärtner), wie auch die Schritte, die getan wurden, um diese Aussperrung zu verhüten, blieben bis jetzt ohne Erfolg.

12. Die Generalversammlung des Allgemeinen Consum-Vereins beschließt für 1904 eine Dividende von 8,5%. Ferner stellt sie dem Genossenschaftsrat den Antrag, in die Kasse der Streikenden und Ausgesperrten einen wöchentlichen Beitrag von 2000 Fr. bis zum Höchstbetrag von 10,000 Fr. zu bewilligen.

16. Dr. Ernst Wölfflin hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdocent in der medizinischen Fakultät (Ophthalmologie) über Farbenempfindungen.

17. In der Konferenz höherer Truppenführer in Langnau zur Beratung der neuen Militärorganisation erliegt einem Herzschlag Oberst Hermann Isler von Wohlen, geboren 1864, Oberinstruktor der Sanitätstruppen. Er war in Basel domiziliert gewesen, wo er am Samstag, 20. Mai, bestattet wurde.

18. Der neu gewählte Große Rat wird von seinem Alterspräsidenten Prof. Ed. Hagenbach-Bischoff mit einer Rede eröffnet. Unter der Leitung dieses Präsidenten werden drei Interpellationen über die gegenwärtige Lage in den Baugewerben (Streiks und Aussperrungen) erledigt und sodann das Wahlgeschäft vorgenommen. Präsident wird der bisherige Statthalter Dr. Ernst Köchlin, Statthalter Dr. Paul Scherrer. Die übrigen Wahlen, bei denen sich die Parteien mit wechselndem Glücke maßen, nahmen den ganzen Nachmittag in Anspruch. Während des Wahlgeschäftes wurden eine Reihe von Bürgeraufnahmen ratifiziert und die Kredite bewilligt für einen Turnschopf in der Untern Realschule, für Verbreiterung der Burgfelderstraße, der Erlenstraße und des Mattwegs, und für verschiedene Kanalisationsarbeiten; endlich wird der Bericht der Regierung über die Heranziehung der Straßenbahnen zu den Kosten von Straßenkorrektionen zu Protokoll genommen.

Ein Schiffzug von drei Fahrzeugen, die mit Kohlen vom Niederrhein kommen, trifft in Basel ein. Der Verkehr wird zu einem so häufigen, daß die Chronik, besondere Ereignisse vorbehalten, von dessen einzelnen Phasen nicht mehr Notiz geben wird.

19. In der Burgvogteihalle wird eine nachträgliche Schillerfeier veranstaltet, zu deren Gelingen das Quodlibet sich mit den ersten hiesigen Gesangvereinen und dem Orchester der Allgemeinen Musikgesellschaft zusammengetan hat. Emil Milan rezitierte das Lied von der Glocke und Goethes Epilog dazu. Am 21. erfolgte eine Wiederholung.

20. Die Mitglieder der Regierung verteilen ihre Departemente für die nächsten drei Jahre. Der neu gewählte Dr. Hans Burckhardt übernimmt die Finanzen, Dr. David, der bisherige Finanzdirektor, geht über zur Polizei und Dr. Zutt, der bisher die Polizei leitete, übernimmt das durch Ausscheiden des Reg.-Rat Bischoff erledigte Sanitätsdepartement. Im übrigen bleibts beim Alten, also Dr. Albert Burckhardt: Erziehung; Dr. Iselin: Justiz, Militär, Löschwesen; H. Reese: Bauwesen; Wullschleger: Inneres.

24. Im Alter von 85 Jahren stirbt Ingenieur Moritz Buri, früher in Deutschland tätig, dann im Dienste der Schweiz. Centralbahn, zuletzt als deren Oberingenieur. Seit 1876 infolge eines Bahnunfalls invalid und pensioniert, machte er sich durch Abfassung von Gutachten vielfach tätig.

26. Der Genossenschaftsrat des Allgemeinen Konsumvereins bewilligt auf Antrag der Generalversammlung, an der Dr. Wassilieff den Gedanken angeregt hatte, eine Subvention von 2000 Fr. wöchentlich an die Arbeiter der Gewerbe, wo Aussperrung herrscht, auf 5 Wochen, also bis zum Gesamtbetrag von 10,000 Fr. — Zum Civilgerichtsschreiber an Stelle des zum Regierungsrat ernannten Dr. Hans Burckhardt wird gewählt Dr. Max Stähelin, bisher Substitut.

31. Für sich allein betrachtet, hinterläßt der zurückgelegte Monat Mai in Bezug auf die Witterung kein gutes Andenken. Mit Ausnahme von wenigen sonnigen Tagen in der ersten Hälfte brachte er fast nur Regen und Kälte, so daß man noch in der vorletzten Woche allgemein heizte. Erst in seinen fünf letzten Tagen machte der Mai seinem Ruf Ehre mit blauem Himmel, Sonne und Wärme. Es erwies sich aber, daß dieses Verhalten der Witterung für die Vegetation sehr günstig war. Über die Zeiten der Frostgefahr wurde alles zurückgehalten;

erſt jetzt treten wir eigentlich in die ſchöne Jahreszeit. Der Bauer iſt der beſten Hoffnung voll.

Juni 1905.

2. Zum Vorſteher der Gemeinnützigen Geſellſchaft für das Jahr 1905/1906 wird gewählt Direktor Chr. Buchmann. Auf der Birſigtalbahn wird der elektriſche Betrieb eingeführt.

5. Die Gewerbe, in denen Ausſperrung geherrſcht hat, erklären dieſe Maßregel für aufgehoben, nachdem die Regierung ſich verpflichtet hat, für den Schutz Arbeitswilliger zu ſorgen und gegen größere Volksanſammlungen, die mit den Streiks zuſammenhängen, polizeilich vorzugehen.

7. Eine Geſellſchaft von ca. 50 Volksſchülern aus Hamburg beſichtigt, von Basler Jugendfreunden geführt, unſere Stadt. Sie ſind auf der Reiſe nach dem Vierwaldſtätter-See und den Urkantonen. Ein begüterter Jugendfreund in ihrer Stadt hat für die jungen Leute dieſe ſchöne Schillerfeier ausgedacht.

8. Großer Rat. Zwei Interpellationen (Perronſperre auf den Stationen der Bad. Bahn; Tramverbindung mit Riehen) werden erledigt, gegenüber einem Anzug auf ſtaatliche Unterſtützung Ausgeſperrter wird eine motivierte Tagesordnung angenommen; die Wahlen in den Großen und in den Regierungsrat werden validiert, dann der Bankrat und der Erziehungsrat gewählt; die Wahl des letztern zog ſich durch den ganzen Nachmittag hin, beim 1. Skrutinium war nur ein Wahlgang nötig, das zweite beanſpruchte ihrer 9. Der Erziehungsrat beſteht nun aus Reg.-Rat Zutt, Nat.-Rat Müry, Bruno Gutsmann, Prof. Courvoiſier, Prof. Kinkelin, Prof. Hagenbach-Biſchoff, Prof. Fritz Burckhardt (ſämtliche bisher), Ger.-Präſ. Dr. Schär (neu an Stelle von Prof. P. W. Schmidt) und Reg.-Rat Alb. Burckhardt als Präſident von Amtswegen. Außerdem werden in

dieſer Sitzung zwei Abänderungen des Wirtſchaftsgeſetzes mit Schutzbeſtimmungen für das Perſonal angenommen, ferner ein Landankauf zur Korrektion der Falknerſtraße, der Ankauf der Eisweiherliegenſchaft bei den Langen Erlen für das Waſſerwerk, die Ziehung von Baulinien am Münſterberg, die Subventionierung der Allgem. Muſikgeſellſchaft und die Abänderungen einzelner Beſtimmungen über Anlage und Korrektion von Straßen. Endlich wird der Antrag Bürgin betr. Organiſation des Baudepartements überwieſen.

12. Die erſte in der neuen Schiffahrtära ſich bietende Gelegenheit zu einer Spazierfahrt auf dem Rhein nach Straßburg mit dem Dampfbot „Knipſcheer IX“ benutzen am heutigen Pfingſtmontag etwa 50 Perſonen.

16. Die Ergänzungswahlen für den Genoſſenſchaftsrat des Allgemeinen Konſumvereins fallen nach lebhafter Agitation auch in der politiſchen Preſſe bei ſtarker Beteiligung (ca. 6500 Stimmende) zu Gunſten der bürgerlichen Parteien aus. Der Rat zählt jetzt 54 bürgerliche und 46 ſozialiſtiſche Mitglieder.

16 ffg. In Binningen wird das 3. eidgenöſſiſche Flobertſchießen, verbunden mit einem Preiskegeln, abgehalten.

17. Reg.-Rat Dr. Albert Burckhardt nimmt ſeinen Rücktritt als Profeſſor für Schweizer Geſchichte.

17./18. Bei einer Beteiligung von rund 5500 Stimmberichtigten wird die Initiative betr. Schutz der Arbeiter in den Bäckereien mit 3682 gegen 1752 Stimmen verworfen; zum Mitglied des Appellationsgerichts wird ohne Oppoſition mit 3938 Stimmen gewählt Nat.-Rat Emil Müry-Flück, zum Mitglied des Strafgerichts mit 3398 Stimmen der von beiden bürgerlichen Parteien vorgeſchlagene E. Settelen-Hoch; für eine zweite Strafrichterſtelle ſind der Kandidat der

liberalen und der der freisinnigen Partei gegenüber den beiden sozialistischen stark im Vorsprung. Eine Nachwahl für den Großen Rat fällt zu Gunsten der sozialistischen Kandidaten aus.

17 ffg. Die Basler Feld-Musik veranstaltet zur Feier ihres 25jährigen Bestehens ein Internationales Musikfest, das sich mit allerlei Festkonzerten, Ehrenwettkämpfen, Umzügen u. dergl. unter großem Zustrom von Gastvereinen von nah und fern zum Teil in den als Konzertlokale benützten Kirchen, zum Teil auf dem Festplatz im Klingental sehr befriedigend abwickelte.

19. Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche hält ihre Sitzung ab. Nach Genehmigung des Berichts des Kirchenrats wird beschlossen, die Konfirmation nur dann vorzunehmen, wenn der Konfirmand vor dem 1. Mai des Konfirmationsjahres sein 15. Altersjahr zurückgelegt hat, in Bezug auf den Beginn des Morgengottesdienstes es beim alten bewenden zu lassen und zum Zudienen bei der Abendmahlsfeier auch Laien zuzulassen.

20. Prof. Karl Cornelius hält seine öffentliche Antrittsvorlesung über „Malerei und Dichtung."

20 ffg. Auf der Margarethenwiese produziert sich eine Indier-Karawane des Unternehmers Hagenbeck.

21. Zum Substituten des Civilgerichtschreibers wird gewählt Dr. Max Veith aus Schaffhausen.

23. Der Streik der Holzarbeiter wird nach 8wöchentlicher Dauer beigelegt.

24. Die Regierung ladet Bundesrat, Bundesversammlung und sonstige Interessenten zu einer Dampferfahrt auf dem Rhein nach Neuenburg ein. Es leistet der Einladung nur ein beschränkter Kreis Folge, die Fahrt verläuft aber trotz wenig günstiger Witterung sehr hübsch und gemütlich. Am folgenden Tag, Sonntag, veranstaltete die Studentenverbindung „Zofingia"

zur Nachfeier ihres Heinrichkommerſes auf zwei Dampfern eine Rheinfahrt nach Breiſach.

24./25. Zum Strafrichter wird bei ſehr ſchwacher Beteiligung gewählt Heinrich Pfaff-v. Mechel.

26. Nach langer Krankheit ſtirbt Prof. Franz Camillo Overbeck, früher Lehrer der Kirchengeſchichte an der theologiſchen Fakultät, eine erſte Autorität auf dem Gebiet der Patriſtik. In weitern Kreiſen war er bekannt als enger Freund Nietzſches, von dem er ca. 200 Briefe beſaß. Er hat mit deren Veröffentlichung den Basler Carl Albrecht Bernoulli in Berlin letztwillig betraut, die Original-Manuſkripte ſollen der Basler Univerſitätsbibliothek zufallen. Overbeck war im Jahre 1837 in Petersburg geboren und wirkte ſeit 1870 in Baſel.

28. Die drei E. Geſellſchaften Kleinbaſels beſchließen mit Mehrheit den Bau eines neuen monumentalen Geſellſchaftshauſes.

29. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation wird bei Vereinigung der Tagesordnung Kenntnis gegeben von der Abbitte von Dr. A. Huber von der Stelle eines Civilgerichtspräſidenten; hierauf werden die Ferienſuppleanten des Appellationsgerichts gewählt. Der Rat weiſt ferner die Vorlage betr. Korrektion der Ecke Marktplatz-Freieſtraße an die Regierung zurück, ändert einige Beſtimmungen des Straßengeſetzes und überweiſt einen Anzug, der ſich mit dem nämlichen Thema befaßt. Hierauf werden die Richterwahlen validiert, wird ein Kredit von 380,000 Fr. für Einrichtung von Horizontal-Retorten-Öfen in der Gasfabrik und ein ſolcher von 265,000 Fr. für Ankauf von Land und Errichtung neuer Depots für die Straßenbahnen auf Rechnung von deren Anlagekapital bewilligt, wird ein Anzug überwieſen betr. Anlegung einer Straße, die auf die Mitte des künftigen badiſchen Bahnhofs läuft, die Vorlage betr. Beiträge der Anſtößer an die Koſten der Unterhaltung der

Rhein- und Wieſenuferkorrektion an die Regierung zurückgewieſen und ein Beitrag von 50,000 Fr. bewilligt für den Umbau der Burgvogtei.

30. Das Perſonalverzeichnis der Univerſität im Sommer 1905 weiſt folgende Frequenz auf: 522 Studenten, darunter 15 Damen, und zwar 57 Theologen, 67 Juriſten, 151 Mediziner, 277 Philoſophen. Im Winter hatte die Geſamtzahl 512 betragen. Nicht immatrikulierte Zuhörer zählte die Anſtalt 125, darunter 60 Damen. Von den Studenten gehörten 432 der Schweiz, 120 dem Ausland an. Unter den Schweizern waren u. a. 192 Baſelſtädter und 50 von Baſelland.

Witterung. Gegenüber dem Vormonat bedeutete der Juni 1905 nicht bloß eine weſentliche Beſſerung, ſondern geradezu eine Umkehr zu ſehr günſtigen Witterungsverhältniſſen. Zwar ſind auch im Juni einige Temperaturrückfälle nicht ausgeblieben, aber weder ihrer Dauer noch ihrer Stärke nach kommen ſie den Kälteperioden des Mai nahe und ſie wurden reichlich aufgewogen durch eine große Anzahl ſchöner und vor allem warmer Tage.

Juli 1905.

2. Die Sektion Baſel des Schweiz. Rennvereins veranſtaltete auf dem Feld bei St. Jakob ein Wettrennen. Den 1. Preis im Rennen von St. Jakob erhielt Drag.-Korp. Nußbaumer von Hägendorf, von Baslern Wachtmeiſter Louis Grauwiler den 3. und Korp. Joſef Studer den 5.; den erſten Preis vom Hauenſtein errang Konſt. Steuer von Montreux; den 1. Preis von Baſel Hans Roth von Baſel, den 1. Preis von Thierſtein H. Poudret von Bern, den 1. Preis von der Birs ſowie den 1. Preis vom Wartenberg wiederum Hans Roth von Baſel.

6. Der Weitere Bürgerrat beſchließt Ankauf einer Anzahl Landparzellen auf dem Muttenzer Feld zur Arrondierung des Landes der Chr. Merianſchen Stiftung, dann wird ein Rekurs

wegen Ausschlusses eines Mitgliedes von den geselligen Anlässen der E. Gesellschaften Kleinbasels dem Engern Bürgerrat überwiesen, endlich werden eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht erledigt. — In Spiez, wo er sich zur Erholung aufhielt, stirbt plötzlich 78jährig J. Bastady-Weiß, seit langen Jahren treuer Verwalter der bürgerlichen Waisenanstalt.

7. Unerwartet rasch stirbt Dr. Alfred Volkland, der einstige Leiter unserer führenden musikalischen Institute, um Basels musikalisches Leben hoch verdient. Er war geboren 1841 und wirkte in Basel seit 1875.

9. Das vom Turnverein Gundeldingen veranstaltete baselstädtische kantonale Turnfest auf der St. Margarethenwiese nimmt dank der günstigen Witterung und der zweckmäßigen einfachen Organisation einen sehr gelungenen Verlauf.

11. Nach langen Leiden stirbt der großherzogl. badische Betriebsinspektor Chr. Rebmann im Alter von 62 Jahren, ein Beamter, der durch sein taktvolles Auftreten sich in Basel viele Sympathien erworben hat.

13. Großer Rat. Nach einer Interpellation betr. den Schutz der Arbeitswilligen werden eine Anzahl Wahlen (Ersatzrichter, Kontrollstelle der Kantonalbank) getroffen und eine Anzahl Bürger-Aufnahmen ratifiziert. Hierauf wird Verlegung der Kleinbasler Teiche beschlossen im Sinne der Kommission unter Zustimmung der Regierung; weiter wird ratifiziert der Ankauf der Liegenschaft Schneidergasse 27 und zum Bau des neuen Börsengebäudes auf dem Fischmarkt ein Kredit von Fr. 890,000 ausgeworfen, zu verteilen auf die Jahre 1905, 1906 und 1907. Die Vorlage der Regierung betr. den Bau eines neuen Stadttheaters wird an eine Kommission gewiesen.

14. Die französische Kolonie feiert im hergebrachten Rahmen ihr fête nationale.

15. Zu ordentlichen Professoren an der Universität werden ernannt die bisherigen Extraordinarien Adam Mez, (für Orientalia), E. Tappolet (für romanische Philologie) und Karl Cornelius (Kunstgeschichte).

18. Der Große Rat erledigt eine Interpellation betr. die Bewegung unter den Tramangestellten (s. unten), weist die Dringlichkeit ab für eine Motion betr. Schaffung einer neutralen Instanz zur Anhörung der Beschwerden von Beamten und beschließt, die Schulferien um eine Woche im Jahr zu verlängern.

Bei der Preisverteilung des eidgenössischen Sängerfestes in Zürich erhielt in der 4. Kategorie des Kunstgesangs im freigewählten Chor die Liedertafel Basel den 3. und im sogenannten Stundenchor den 4. Preis mit Lorbeerkranz; in der 3. Kategorie der Männerchor Basel den 1. und der Liederkranz Basel den 5. Preis mit Lorbeerkranz.

19., 20. und 21. Beinahe das gesamte Personal der städtischen Straßenbahnen legt die Arbeit nieder und Basel hat einen fast vollständigen Tramstreik. Als Grund wird vor allem angegeben, daß die seiner Zeit vom Großen Rat der Regierung überwiesenen Beschwerden nicht rasch genug erledigt worden seien. Versprechungen der Regierung veranlassen die Aufhebung des Streiks.

21. In Frankfurt a. M. stirbt Dr. René Vortisch, ein stimmbegabter, vielversprechender Sänger, aus Basel stammend, erst 29 Jahre alt.

27. ffg. Im Stadtkasino tagt der aus der ganzen Welt beschickte VII. Zionisten-Kongreß. Schon seit dem 23. und 24. haben die einzelnen Fraktionen und Gruppen ihre Sitzungen abgehalten. Die erste Generalversammlung am 27. war dem Andenken des verstorbenen Zionistenführers Theodor Herzl († 25. Juli 1904) gewidmet. Dr. Max Nordau aus Paris hielt im Musiksaal die Gedächtnisrede, während draußen

zwiſchen den Israeliten, die keinen Einlaß hatten bekommen können, und der Polizei ſich wüſte Szenen abſpielten. Zum neuen Haupt des Zionismus wurde gewählt Dr. Max Nordau. Nach langen Sitzungen, zum Teil mit tumultuöſen Auftritten, die das Polizeidepartement veranlaßten, Nachtſitzungen zu unterſagen, wurde am 30. Juli beſchloſſen, an Paläſtina als künftiger Heimat der Juden feſtzuhalten, und das Angebot der engliſchen Regierung, die afrikaniſche Landſchaft Uganda zu koloniſieren, mit Dank abzulehnen. Hiecauf verließ die Minorität den Kongreß. Das Reſultat der Abſtimmung ſtellt ſich dar als ein Sieg der gemäßigten Gruppen über die Sozialiſten, als deren hervorragendſter Vertreter der Engländer Zangwill zu nennen iſt. Urſprünglich hatten die Ugandiſten in allen Lagern des Zionismus Anhänger gezählt. Je mehr aber die Sozialiſten dieſe Sache zu der ihrigen machten, deſto mehr konzentrierten ſich die nicht ſozialiſtiſchen Elemente um's andere Extrem, das nur von Paläſtina wiſſen will. Die übrigen Taten des Kongreſſes, der erſt am 2. Auguſt geſchloſſen wurde, bieten für weitere Kreiſe weniger Intereſſe.

31. In Weggis ſtirbt im Alter von 87 Jahren alt Oberſthelfer Dr. Zwingli Wirth, ſeit 1875 im Basler Kirchendienſt; der Verſtorbene hat neben ſeinem Pfarramt in Synode, Kirchenrat und Univerſitätskuratel dem Kanton Baſel gedient, bis ihn zunehmendes Alter zwang, eins ums andere von ſeinen Ämtern niederzulegen. Wirth war ein hervorragender Vertreter der kirchlichen Reform.

Die Witterung des verfloſſenen Juli zeichnet ſich vor allem dadurch aus, daß die Hitze, die der letztjährigen ſonſt wenig nachſtand, von Zeit zu Zeit angenehm unterbrochen wurde. Heiße Tage gab es ſo viele wie letztes Jahr, und das Temperaturmaximum liegt ſogar noch $1^1/_2$ Grad höher als im Sommer 1904, aber in faſt regelmäßigen Intervallen von

ca. 7 Tagen erfolgten zwar kurze, aber ziemlich ſtarke Temperaturrückfälle. Das Temperaturmittel liegt deshalb ca. 1/6 Grad unter dem letztjährigen Julimittel. Der 4. Juli brachte mit 35 Grad am Mittag um 1/24 Uhr kurz vor einem Gewitter eine unerhört hohe Temperatur.

August 1905.

3. Nach langem Leiden ſtirbt 75jährig Pfr. Guſtav Heusler-Stähelin, früher u. a. Pfarrer von Rümlingen und Allſchwil, dann in allerlei religiöſen Unternehmungen tätig, ſeit mehr als einem Jahrzehnt in Ruheſtand.

4. Auf einer Tour über die Jungfrau finden ihren Tod im Unwetter des Hochgebirges unter nicht gänzlich aufgeklärten Umſtänden zwei tüchtige Basler Sportsmen, Dr. Karl Hermann-Winterhalter, Beſitzer der Centralapotheke und Karl Roland Geldner-Frey, Kohlenhändler, beide im ſchönſten Mannesalter von 35 Jahren.

9. Die eidgenöſſiſche Betriebszählung im Kanton Baſelſtadt ergab folgende am 16. September ermittelte vorläufige Reſultate: 9563 Betriebe, 187 mit Landwirtſchafts-, 8563 mit Induſtrie- ꝛc. Bogen, 813 mit Heimarbeitskarten gezählt; 7799 Beſitzer waren Einzelperſonen, 951 Perſonenverbände, die Geſamtzahl der in Betrieben beſchäftigten Perſonen betrug 48,536; 139 Betriebe beſchäftigten Heimarbeiter; in den 506 Betrieben, die mit Motoren arbeiteten, wurden im Ganzen 16,243 Pferdekräfte verwendet.

12. Der Turnverein St. Jakob begeht das 25jährige Jubiläum ſeines Beſtehens mit einem ſehr gelungenen Wettturnen am Ulmenweg, nachdem die Abhaltung des Feſtes am 5., wie es zuerſt in Ausſicht genommen war, durch die Ungunſt der Witterung war vereitelt worden.

19. Der Kaufmänniſche Verein begeht ſein gelungenes Sommerfeſt im Garten des Sommerkaſinos.

20. Der VI. Schweizeriſche Landſturmtag wird in Baſel abgehalten mit Schießübungen beim Allſchwiler Weiher und taktiſchen Übungen im Gelände. — Gleichzeitig ſind auf Einladung des Waſſerfahrvereins St. Johann eine große Zahl von Fahrvereinen auf dem Rhein unterhalb der mittlern Brücke zu einem Internationalen Wettfahren vereinigt, das einen ſehr erwünſchten Verlauf nimmt.

22. Von einem im Umbau begriffenen Haus an der Hegenheimer Straße ſtürzt der Dachſtuhl ein, wobei ein Arbeiter den Tod findet, mehrere andere verletzt werden. — Nach langem Leiden ſtirbt Heinrich Breitenſtein aus Ziefen, geb. 1839, ſeit Anfang der 70er Jahre Lehrer an der Sekundarſchule für Knaben in Baſel.

24. Im hohen Alter von 85 Jahren ſtirbt Eduard His-Heusler, ein Enkel Peter Ochſens. Urſprünglich Kaufmann, wurde er durch das lebhafteſte Intereſſe für die ſchönen Künſte in die Laufbahn eines Kunſthiſtorikers geführt. Seiner Vaterſtadt hat er 35 Jahre als Mitglied, wovon 22 als Präſident der Kunſtkommiſſion gedient; in einem weitern Kreis iſt er durch ſeine gediegenen Holbein-Studien bekannt und von der Univerſität Zürich dafür im Jahre 1872 mit dem Titel eines Ehrendoktors ausgezeichnet worden. Auch der Muſik brachte er ungewöhnliches Verſtändnis entgegen und war wiederholt Präſident der Konzertgeſellſchaft.

26. Das St. Jakobsfeſt nimmt ſeinen gewöhnlichen Verlauf bei ſchwacher Beteiligung und nicht ungünſtiger Witterung. Die Feſtrede hielt Pfr. Hans Baur (St. Matthäus).

28. Die Angehörigen der 5. und der 3. Diviſion rücken zum Truppenzuſammenzug ein. Das Kommando der 5. Diviſion führt Oberſt Iſaak Iſelin von Baſel, früher Kom-

mandant des Bat. 54. — In seinem Laboratorium stirbt mitten aus der Arbeit weg Prof. Georg W. A. Kahlbaum, ein geborener Berliner, der schon seine Studentenzeit in Basel verbracht hat und sich in langen Jahren bei uns gut einlebte. In seinem Spezialfache, dem Grenzgebiete zwischen Physik und Chemie, genoß er den Ruf einer Autorität. Er brachte sein Leben auf 52 Jahre.

29. Im 73. Altersjahr stirbt der aus Mülhausen gebürtige seit 1870 in Basel wohnhafte Bankier Amedee Schlumberger-Ehinger.

30. Eine Sonnenfinsternis, wo bei uns die Sonne zu $^4/_5$ ihres Durchmessers beschattet erschien, während die uns nächstgelegenen Teile des Totalitätsstreifens über Spanien und das Mittelmeer nach Ägypten liefen, war für Basel, wenn auch nicht während der ganzen Dauer gut, so doch von Zeit zu Zeit durch Wolkenlücken deutlich sichtbar.

31. Witterung. Bis zum 22. August lagen die Temperaturen meist über normal und Tage mit Maximaltemperaturen über 25 Grad waren nichts seltenes. Die schöne und heiße Witterung wurde mehrmals von Regentagen mit starken Niederschlägen unterbrochen. Im letzten Teil des Monats dagegen herrschte kühle, trübe, regnerische Witterung vor. Unter diesen Witterungsverhältnissen sah der Stand der Kulturen sehr vielversprechend aus, Heu, Emd und Ernte sind gut eingebracht und für das übrige glaubt man einen guten Herbst erwarten zu dürfen.

September 1905.

4. Der Streik der Maurer und Handlanger, der mit wechselnder Intensität den ganzen Sommer hindurch unterhalten worden war und mit einer ganzen Reihe von jetzt meist beigelegten Arbeitseinstellungen in andern Zweigen des Baugewerbes zusammenhing, wird endlich unter Mitwirkung des

ſtaatlichen Vermittlungsamtes beigelegt. Die Meiſter bewilligen den Arbeitern den 9½ſtündigen Arbeitstag, den Maurern durchſchnittlich 57, den Handlangern durchſchnittlich 40 Cts. für die Stunde außer der Erfüllung anderer weniger weſentlichen Forderungen.

11. Die Petersſchule mußte wegen ſehr bösartigen Auftretens der Diphteritis unter der Schuljugend geſchloſſen werden.

13. Das Bataillon 54 kehrt nach einem Manöverfeldzug im berniſchen Emmenthal und Mittelland nach Hauſe zurück und wird am 14. September entlaſſen (ſ. z. 28. Auguſt).

18. Die philoſophiſche Fakultät der Univerſität Baſel erneuert Prof. Dr. Eduard Hagenbach-Biſchoff zur fünfzigſten Wiederkehr des Jahrestages ſeiner Promotion das Diplom eines Doktors der Philoſophie.

22. Im Alter von noch nicht 60 Jahren ſtirbt Edgar Munzinger, Lehrer der Kompoſition an der Muſikſchule, ein bedeutender Muſiker, der ſ. Z. in Deutſchland als Komponiſt, als Lehrer und als Dirigent viel Anerkennung erntete.

23., 24. Die Wahl eines Civilgerichtspräſidenten an Stelle des zurücktretenden Dr. Albert Huber fällt bei einer Beteiligung von 16,6% der Stimmberechtigten zu Gunſten von Dr. Gerhard Börlin aus, der von der freiſinnigen Partei portiert und von der liberalen unterſtützt wurde gegen eine katholiſche Kandidatur Dr. Hans Abt. Als Civilrichter wurde gewählt der Kandidat der Liberalen, Dr. Paul Speiſer, jr., gegen den der freiſinnig-demokratiſchen Partei Dr. V. E. Scherer. Die Sozialdemokraten hatten ſich bei beiden Wahlen enthalten.

26.—28. Ein Inſtruktionskurs für kirchliche Liebestätigkeit wird unter ſtarker Beteiligung von reformierten Geiſtlichen und andern Teilnehmern aus der ganzen Schweiz unter Leitung von Dr. Paul Barth abgehalten.

31. Witterung. Mit wenigen Ausnahmen verliefen die Tage des September trüb und regnerisch. Das Gewitter in der Frühe des 23. August hat eine lange Periode nasser und regnerischer Witterung eingeleitet. Dagegen trug nicht so sehr wie Bewölkung und Niederschlag die Temperatur dazu bei, den Monat September unfreundlich zu gestalten. Die Vegetation litt unter der beständigen Nässe sehr. Weder Emd, noch Getreide, noch Kartoffeln konnten rechtzeitig eingebracht werden und der Obst- und Weinherbst fiel entgegen den guten Hoffnungen des Sommers kläglich aus.

Oktober 1905.

1. Die Vereinigung schweizerischer Handelslehrer hält in Basel ihre Jahresversammlung ab, an die sich in den zwei folgenden Wochen ein Fortbildungskurs anschließt. — Gleichzeitig, aber unabhängig davon treten die reisenden Kaufleute zu einem 3. Veteranentag zusammen, der einen ebenso fröhlichen als, dank den dabei gehaltenen Vorträgen anregenden Verlauf nimmt.

7. Die Wochenschrift „Samstag" geht nach dreivierteljährigem Bestehen ein.

7., 8. Von der Offiziersgesellschaft Basel angeregt und durch ein Komite baslerischer Offiziere organisiert, findet ein Distanzritt für Schweizer Offiziere statt auf der Strecke Bern-Emmenbrücke-Sursee (erster Tag) und Sursee-Basel, wobei der Jura-Übergang Trimbach-Läufelfingen verboten war. Es beteiligten sich 25 Offiziere der verschiedensten Waffen. Über die Resultate sprachen sich die Sachverständigen sehr befriedigt aus.

8. Die schweizerische Gesellschaft für kaufmännisches Bildungswesen hält in Basel ihre Jahresversammlung mit interessanten Verhandlungen über den praktischen Wert der Handelsschulen.

12. Der Große Rat behandelte nach Erledigung einer Interpellation und einiger anderer weniger bedeutender Geschäfte den Bericht der Regierung über den Tramstreik im Juli. Nach einer langen bewegten Diskussion wurde eine Resolution entgegengenommen, laut der der Bericht zu Protokoll genommen werden soll und der Große Rat die Erwartung ausspricht, die Regierung werde ähnlichen Vorkommnissen in Zukunft vorzubeugen wissen.

Im Alter von nur 52 Jahren stirbt Dr. Emil Burckhardt-DeBary, außerordentlicher Professor der Chirurgie, Oberst-Armeekorpsarzt des 3. Armeekorps, namentlich auf dem Gebiete der Leiden von Blase und Sexualorganen eine Autorität und ein glänzender Operateur von europäischem Ruf.

18. Oberstthelfer Leonhard Ragaz nimmt einen Ruf als Professor der praktischen Theologie an der Universität Bern an.

19. Der Weitere Bürgerrat entscheidet in Erledigung eines Spezialfalles, daß die Vorstände von Korporationen zu temporärer oder völliger Ausschließung von Mitgliedern nicht kompetent seien; ferner hebt er den Beschluß der drei E. Gesellschaften vom 28. Juni 1905 betr. Neubau des Gesellschaftshauses auf, weil ein Mitglied dazu nicht geboten wurde. Ferner erledigt der Rat 97 Begehren um Aufnahme in's Bürgerrecht.

21. Im Alter von 66 Jahren stirbt Pfr. Chr. Tischhauser, zweiter theologischer Lehrer im Missionshaus, früher deutscher Pfarrer in Brasilien, Verfasser verschiedener kirchenhistorischer Lehrbücher.

23./24. Konferenz schweizerischer und süddeutscher Sonntagsfreunde unter Leitung von Pfr. J. Probst zu St. Peter.

24. Zum Civilgerichtsschreiber wird gewählt an Stelle des am 23. u. 24. Sept. von den Stimmberechtigten zum Civilgerichtspräsidenten gewählten Dr. Gerhard Börlin der bisherige Substitut Dr. Adrian Stückelberg.

26. Großer Rat. Der Rat bestätigt eine Reihe von Bürgerrechtaufnahmen, bewilligt einige Nachtragskredite und den Ankauf verschiedener Liegenschaften, nimmt dann nach längerer Beratung in erster Lesung das Gesetz an betr. bedingte Verurteilung und beschließt endlich Eintreten auf den Gesetzesentwurf betr. die Gebühren in Civilrechtssachen (Taxordnung).

27. Die Messe wird eingeläutet. Sie bringt auf dem Barfüßerplatz und auf dem Petersplatz die gewohnten Herrlichkeiten.

28./29. Für die Nationalratswahlen lagen 4 offizielle Parteilisten vor: eine freisinnige mit vier freisinnigen Namen, eine liberale mit vier liberalen und einem freisinnigen Namen, eine sozialistische mit zwei sozialistischen und eine katholische mit einem katholischen Namen. Es beteiligten sich an der Wahl von rund 20,000 Stimmberechtigten 10,782. Gewählt wurde im ersten Wahlgang nur der gemeinsame Kandidat der freisinnigen und der liberalen Liste, Nat.-Rat Müry (bish.) mit 6066 Stimmen bei einem absoluten Mehr von 5392. Die übrigen fünf Vertreter Basels im Nationalrat werden im zweiten Wahlgang ernannt werden. Im ersten Gang erhielten Stimmen Nat.-Rat Speiser 4660, Nat.-Rat Iselin 4605, Nat.-Rat David 4284, Nat.-Rat Brüstlein 3925, Dr. E. Göttisheim 3477, J. Frei 3367, Nat.-Rat Zoller 2939, Dr. Kern 2888, Dr. Wilh. Vischer 2803 und Dr. E. Feigenwinter 1784. — Wir notieren hier, obschon es in die nächste Chronik gehört, das Resultat des zweiten Wahlganges vom 4. u. 5. November: Nachdem sich aus der Wahl zurückgezogen hatten Dr. Zoller, Dr. Kern, Dr. Vischer und Dr. Feigenwinter, einigten sich die beiden bürgerlichen Parteien der Liberalen und der Freisinnigen auf eine gemeinsame Liste mit den 4 Namen David, Göttisheim, Iselin, Speiser; eine Zeile ließen sie leer; die Sozialisten blieben bei ihren Kandidaten Brüstlein und Frei, die Katho-

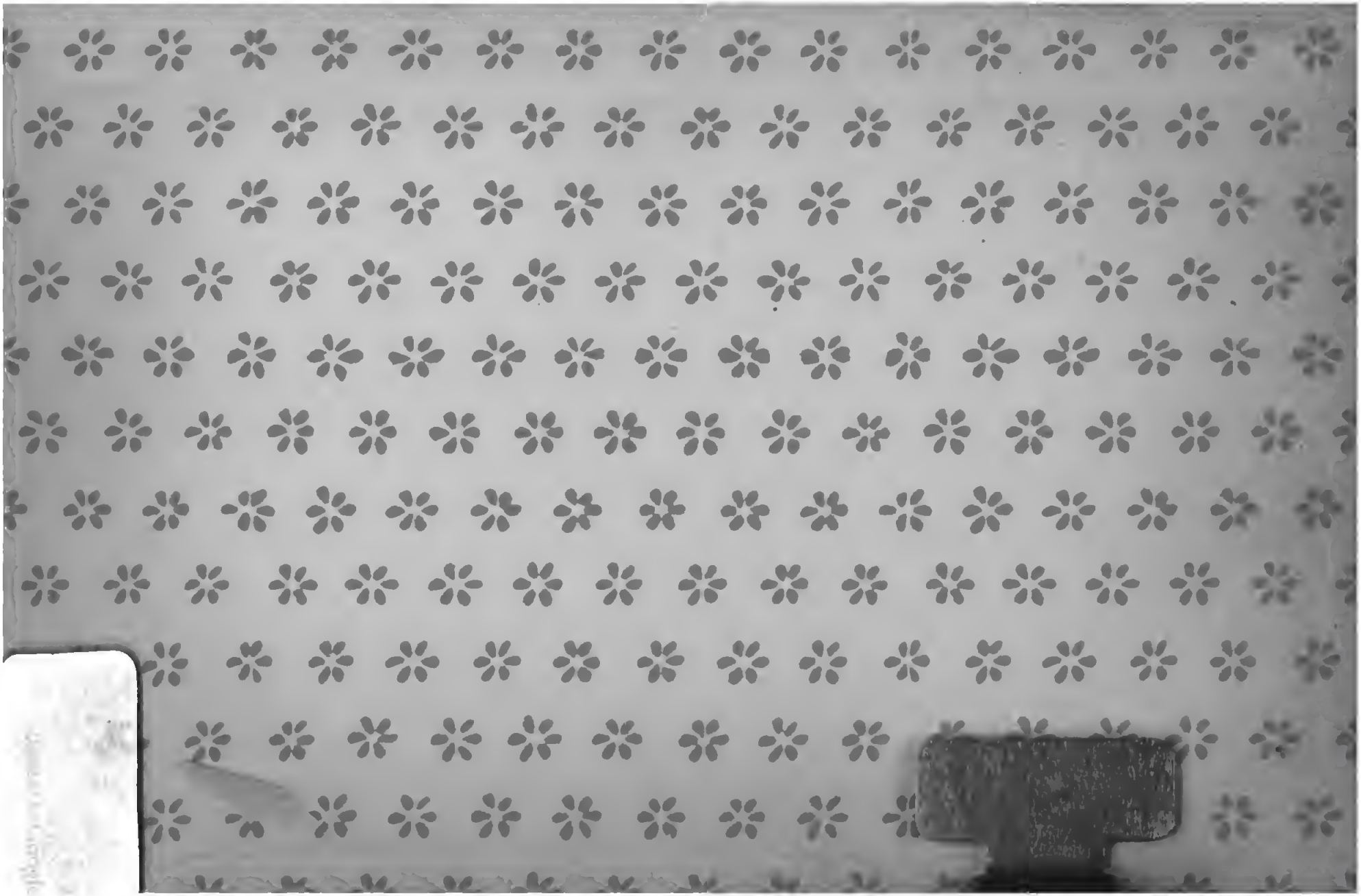
liken proklamierten offiziell Stimmenthaltung, jedoch mit offiziöser Empfehlung der sozialistischen Liste. Es wurden 10,481 giltige Stimmen abgegeben und gewählt Reg.-Rat David mit 6342, Reg.-Rat Iselin mit 6204, Nat.-Rat Speiser mit 6163, Dr. Emil Göttisheim mit 6111 und Dr. Alfred Brüstlein mit 4917 Stimmen. Red. Joh. Frei machte 3992 Stimmen.

Gleichzeitig mit dem ersten Wahlgang der Nationalratswahlen wurde auch der Ständerat von Basel-Stadt für eine neue Periode von drei Jahren gewählt. Es wurde bei einem absoluten Mehr von 4763 mit 5907 Stimmen bestätigt der von den Freisinnigen und den Liberalen portierte Dr. Paul Scherrer; der Kandidat der Sozialdemokraten, Gewerbeinspektor Dr. Blocher, machte 3271 Stimmen.

Endlich wurden an diesem Wahltage auch die eidgenössischen Geschworenen für Basel-Stadt auf eine neue Amtsdauer von 6 Jahren ernannt.

30. Es werden im angetretenen Winter folgende öffentlich populäre Kurse gelesen werden: Vor Neujahr Prof. Dr. Heinrich Boos, von der Reformation zur Gegenreformation (Bernoullianum); Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer, schweizerische Volksfeste in alter und neuer Zeit (Gundeldinger Schulhaus); nach Neujahr Prof. Dr. Carl Cornelius, Rafael und Rembrandt (Bernoullianum); Dr. Alois Führer, der Buddhismus (Obere Realschule).

31. Prof. Lic. Johannes Wendland hält seine Antrittsvorlesung über die Erkenntnis des Übersinnlichen in Religion und Philosophie.

Witterung. Den Oktober beherrschte eine hinsichtlich der Dauer wie der Intensität gleich außergewöhnliche Kälte. Sie erstreckte sich ununterbrochen vom 1. bis zum 29. Bis zum 16. lag die Kälte im Mittel 3° unter normal; vom 17. bis zum

27. beträgt die Abweichung vom Normalſtand — 6,4°. Das geſamte Monatsmittel liegt faſt 4° unter dem 40jährigen Mittel. Die Niederſchläge blieben nicht bedeutend, die Zahl der Sonnenſtunden beträchtlich unter Mittel. Dem Landwirt machte dieſer ungünſtige Oktober vielfach die Erledigung der notwendigen Einwinterungsarbeiten unmöglich.